Inhalt.



Sausend auf des Eises Glätte
Mit dem Winde um die Wette
Gleiten wir geschwind,
Und in kühn geschwenktem Bogen
Kommen wir dahergeflogen
Mit und gegen Wind.

Pfeift der Wind uns um die Ohren,
Sind wir doch nicht gleich erfroren,
Weil das Blut uns wallt.
Aber gut scheint eine Pause,
Darum fahren wir nach Hause
Jetzt und machen Halt.

1. **S.**
Neujahr.
2. M.
3. D.
4. M.
5. D.
6. F.
Heil. 3 Könige. Kath.)
7. S.
8. **S.**
9. M.
10. D.
11. M.
12. D.
13. F.
14. S.
15. **S.**
16. M.
17. D.
18. M.
19. D.
20. F
21. S.
22. **S.**
23. M.
24. D.
25. M.
26. D.
27. F.
28. S.
29. **S.**
30. M.
31. D.



Februar

Bewegung und Regung
Ist gut gegen Kälte.
Weithin fliegt der Schneeball,
Der kraftvoll geschnellte.
Doch wird er zu groß und zum Werfen zu schwer,
Dann stoßen und rollen wir sanft ihn umher.

Nun seht mal den Schneemann!
Der steht so gelassen,
Als schien' ihm die Kälte
So recht heut zu passen.
Er braucht sich nicht tummeln; doch wir müssen's thun
Und dürfen im Freien nicht rasten und ruhn.

1. M.	15. M.
2. D. Lichtmeß. (Kath.)	16. D.
3. F.	17. F.
4. S.	18. S.
5. **S.**	19. **S.**
6. M.	20. M.
7. D.	21. D.
8. M.	22. M.
9. D.	23. D.
10. F.	24. F.
11. S.	25. S.
12. **S.**	26. **S.**
13. M.	27. M.
14. D. Fastnacht.	28. D.
	29. M.

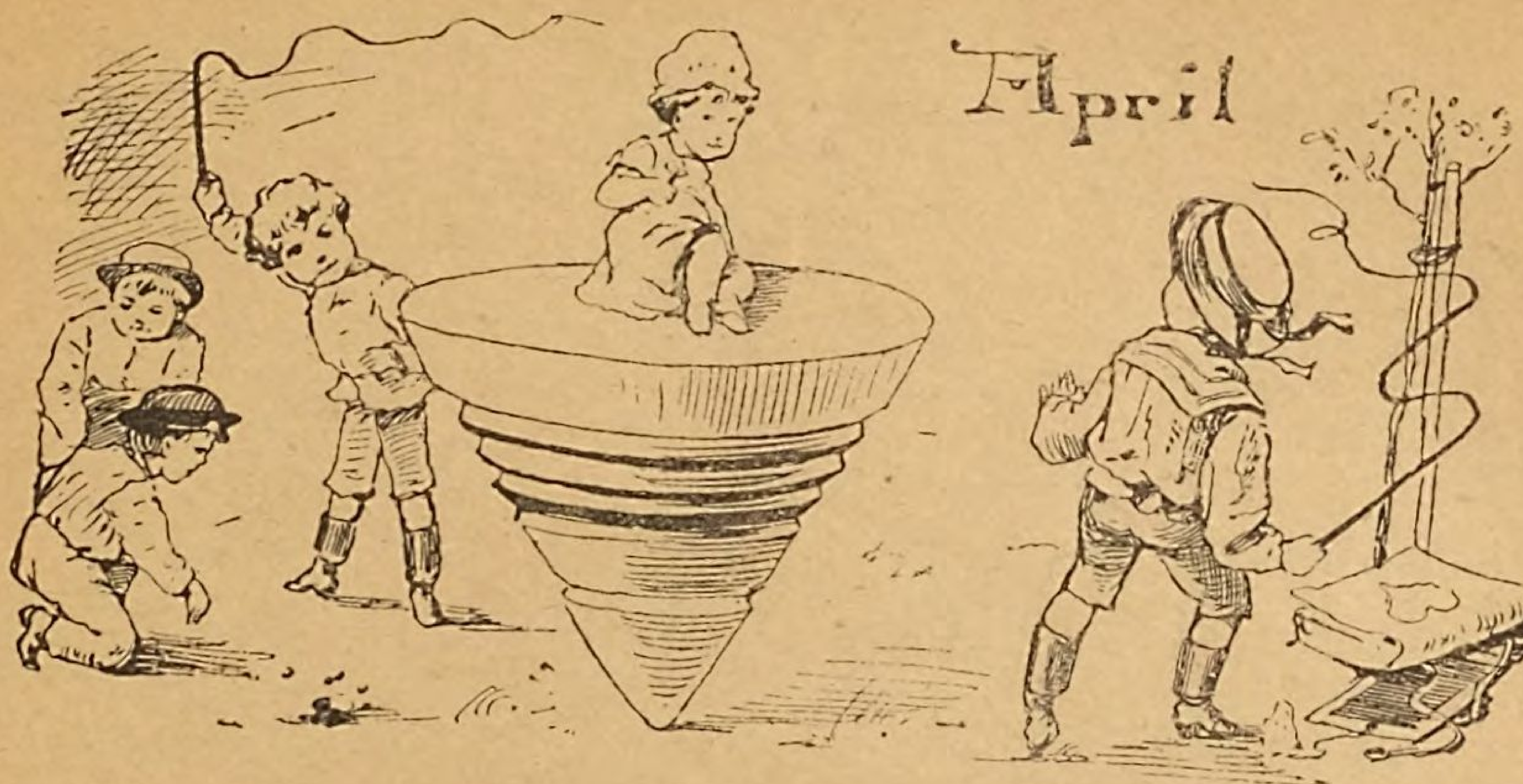


Hei, durch die Lüfte saust der Ball! —
Er kommt geflogen
Im weiten Bogen,
Daß uns're Kellen
Zurück ihn schnellen
Und nie er kommt zu Fall.

Hei, säß' ich oben auf dem Ball!
Wie wollt' ich reiten
Durch alle Weiten,
Die Luft durchsausen
Im Windesbrausen!
Ei ja, das wär' mein Fall.

1. D.
2. F.
3. S.
4. S.
5. M.
6. D.
Geburtstag des Königs von Württemberg (1823).
7. M.
8. D.
9. F.
10. S.
11. S.
12. M.
Geburtstag des Prinz.-Reg. von Bayern (1821).
13. D.
14. M.
15. D.
16. F.
17. S.
18. S.
19. M.
Geburtstag d. Großh. v. Mecklenb.-Schw. (1851).
20. D.
21. M.
22. D.
Geburtstag des Deutschen Kaisers (1797).
23. F.
24. S.
25. S.
26. M.
27. D.
28. M.
29. D.
Gründonnerstag.
30. F.
Charfreitag.
31. S.
(Jüd.) 27. März Passah-Anfang.

April



Der Kreisel dreht sich;
Ei, das versteht sich!
Weil wir ihn schlagen,
Muß er sich plagen,
Und mit Behagen
Hält Lieschen still.

Die Peitschen knallen.
Du wirst nicht fallen,
Du mußt beim Drehen
Nur Scherz verstehen,
Dann wirst du sehen:
Es ist April!

1. S. ___
Osterfest.
2. M. ___
Ostermontag.
Geburtstag d. Herzogs v. Sachs.-Meiningen (1826).
3. D. ___
4. M. ___
5. D. ___
6. F. ___
7. S. ___
8. S. ___
9. M. ___
10. D. ___
11. M. ___
12. D. ___
13. F. ___
14. S. ___
15. S. ___
16. M. ___
17. D. ___
18. M. ___
19. D. ___
20. F. ___
21. S. ___
22. S. ___
23. M. ___
Geburtstag des Königs von Sachsen (1828).
24. D. ___
25. M. ___
26. D. ___
Geburtstag des Königs von Bayern (1848).
27. F. ___
28. S. ___
29. S. ___
30. M. ___

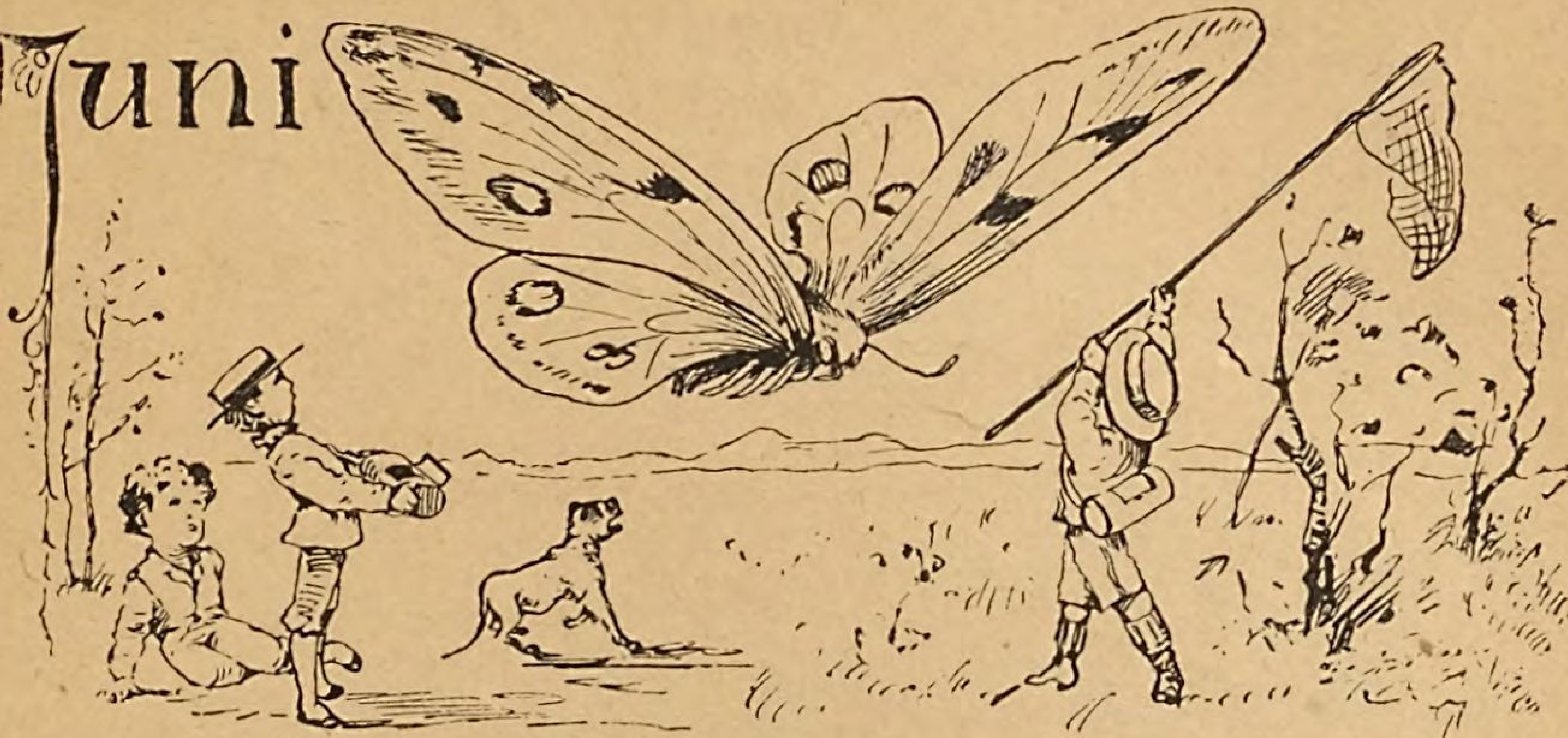


Jetzt gilt es, auf die Bäume klettern,
Jetzt gilt es, von den jungen Blättern
Die Maienkäfer suchen.
Sie wiegen sich in Frühlingsträumen,
Besonders auf Kastanienbäumen,
Auf Birken und auf Buchen.

Und auf dem größten von den Tieren
Da reiten wir im Wald spazieren;
Ihr könnt's im Bilde sehen.
Doch sollt' er in die Lüfte reisen
Und ihn ein Spatz zum Frühstück speisen,
Dann ist's um uns geschehen!

1. D. ______
2. M. ______
3. D. ______
4. F. ______
5. S. ______
6. **S.** ______
7. M. ______
8. D. ______
9. M. ______
10. D. ______
Himmelfahrt Christi.
11. F. ______
12. S. ______
13. **S.** ______
14. M. ______
15. D. ______
16. M. ______
17. D. ______
18. F. ______
19. S. ______
20. **S.** ______
Pfingstfest.
21. M. ______
Pfingstmontag.
22. D. ______
23. M. ______
24. D. ______
25. F. ______
26. S. ______
27. **S.** ______
28. M. ______
29. D. ______
30. M. ______
31. D. ______
Frohnleichnam. (Kath.)
(Jüd.) 16. Mai **Wochenfest.**

Juni



Ei, seht den schönen Schmetterling!
Wie seine Flügel prangen!
Ich spüre nach dem bunten Ding
Ein sehnliches Verlangen.
Und wär' der Falter noch so flink,
Ich muß ihn fangen.

Wir halten schon die Trommeln auf,
Wir schwenken schon die Netze,
Und weiter geht's im hurt'gen Lauf
Ihm nach in wilder Hetze;
Doch warten wir vergebens drauf,
Daß er sich setze.

1. F.
2. S.
3. **S.**
4. M.
5. D.
6. M.
7. D.
8. F.
9. S.
10. **S.**
11. M.
12. D.
13. M.
14. D.
15. F.
16. S.
17. **S.**
18. M.
19. D.
20. M.
21. D.
Sommers-Anfang. (Längster Tag.)
Geburtst. d. Herz. v. Sachs.-Koburg-Gotha (1818).
22. F.
23. S.
24. **S.**
Geburtstag des Großh. von Sachs.-Weim. (1818).
25. M.
26. D.
27. M.
28. D.
29. F.
30. S.



Heiße Julisonnenstrahlen
Bringen Lust und Qualen,
Je nachdem.
Aber wenn sie uns ermatten,
Suchen wir des Waldes Schatten
Auf und machen's uns bequem.

Dieser Riesenpilz, ihr Kinder,
Macht die Hitze schon gelinder;
Laßt uns ruhn.
Sollt' es etwa gar gewittern,
Brauchen wir jetzt nicht zu zittern,
Denn beschirmt sind wir nun.

1. **S.** __________
2. M. __________
3. D. __________
4. M. __________
5. D. __________
6. F. __________
7. S. __________
8. **S.** __________

Geburtstag des Großh. v. Oldenburg (1827).

9. M. __________
10. D. __________
11. M. __________
12. D. __________
13. F. __________
14. S. __________
15. **S.** __________
16. M. __________
17. D. __________
18. M. __________
19. D. __________
20. F. __________
21. S. __________
22. **S.** __________
23. M. __________
24. D. __________
25. M. __________
26. D. __________
27. F. __________
28. S. __________
29. **S.** __________
30. M. __________
31. D. __________

(Jüd.) 17. Juli Tempel-Verbrennung.



Apfelernte! Ei, ich bitte,
Gieb mir eine Apfelschnitte,
Eine zweite, eine dritte;
Bald giebt's Birnen auch u. Pflaumen,
Das ist für den Leckergaumen
Hochgenuß.

Aber laßt uns an den herben
Früchten, eh' sie rot sich färben,
Nicht den Magen uns verderben.
Reifes Obst schafft Wohlbehagen,
Aber unreif bringt's dem Magen
Nur Verdruß.

1. M.
2. D.
3. F.
4. S.
5. **S.**
6. M.
7. D.
8. M.
9. D.
10. F.
11. S.
12. **S.**
13. M.
14. D.
15. M.
16. D.
17. F.
18. S.
19. **S.**
20. M.
21. D.
22. M.
23. D.
24. F.
25. S.
26. **S.**
27. M.
28. D.
29. M.
30. D.
31. F.



Die Fahrt geht über Wald und Feld,
Die Fahrt geht durch die weite Welt
Auf dem papiernen Drachen.
Und wer sich tapfer oben hält
Und unterwegs nicht 'runterfällt,
Der kann sich freu'n und lachen.

Ade, du liebes Heimathaus!
Wir fliegen in die Welt hinaus
Hoch oben mit den Winden.
Nicht eher, als der Wind sich legt
Und sich das letzte Lüftchen regt,
Sollt ihr uns wiederfinden.

1. S. ____
2. **S.** ____
Sedanfest.
3. M. ____
4. D. ____
5. M. ____
6. D. ____
7. F. ____
8. S. ____
9. **S.** ____
Geburtstag des Großh. von Baden (1826).
10. M. ____
11. D. ____
12. M. ____
Geburtstag des Großh. von Hessen (1837).
13. D. ____
14. F. ____
15. S. ____
16. **S.** ____
17. M. ____
18. D. ____
19. M. ____
20. D. ____
21. F. ____
22. S. ____
23. **S.** ____
24. M. ____
25. D. ____
26. M. ____
27. D. ____
28. F. ____
29. S. ____
Michaelis.
30. **S.** ____
Geburtstag der Deutschen Kaiserin (1811).
(Jüd.) 6. September Neujahrsfest 5469, 15. Sept. Versöhnungsfest, 20. Sept. Laubhüttenfest, 28. Sept. Gesetzesfreude.

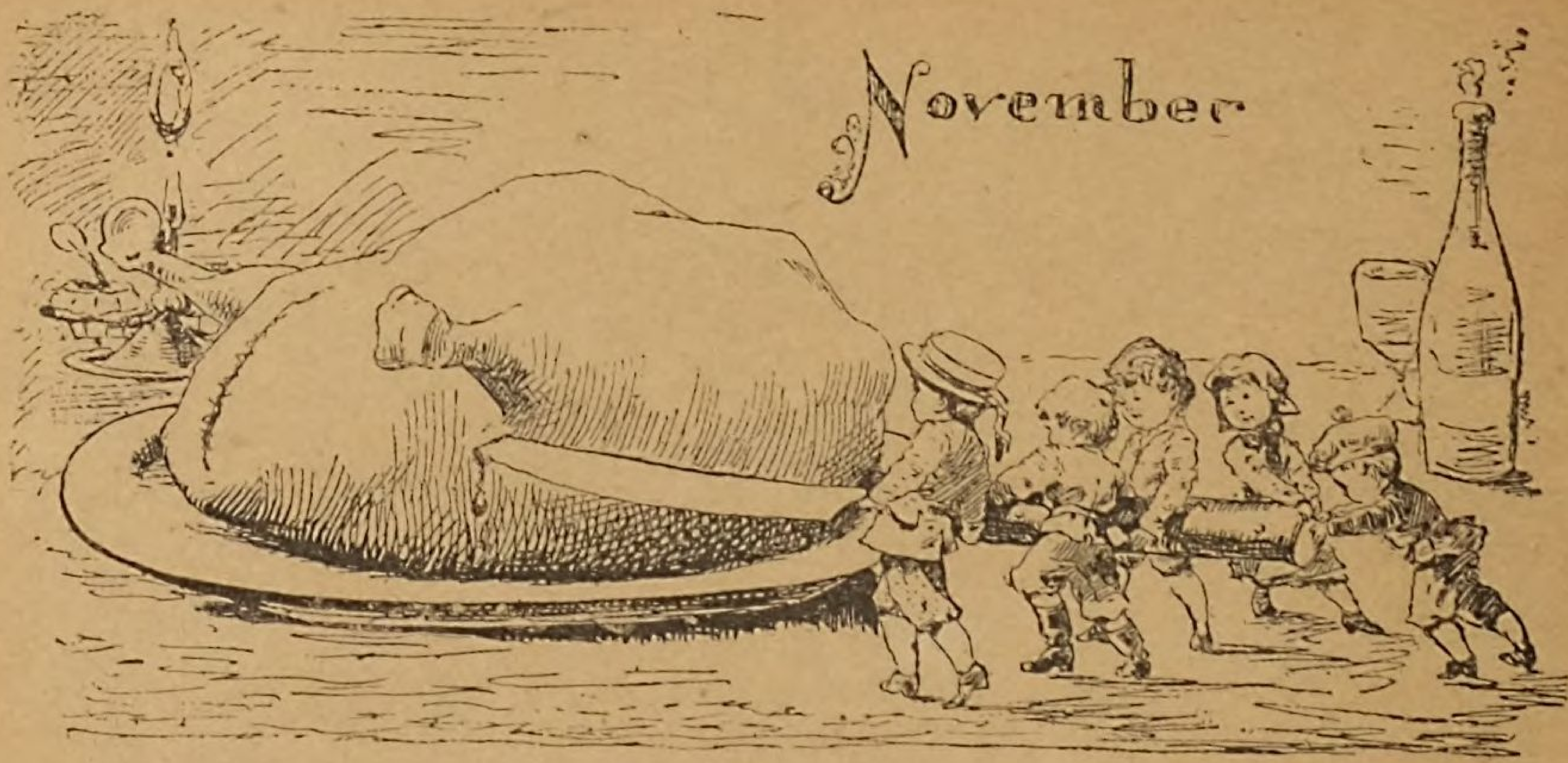
Oktober



Angefaßt und aufgepaßt!
Hebt empor die Traube,
Tragt die süße, schwere Last
In die Kelter Mann für Mann,
Schneidet neue Trauben dann
Aus dem roten Laube!

Streift vom Stiel nicht gar so viel
Beeren, um zu naschen!
Ernte ist kein Kinderspiel!
Wenn sie nicht erträglich war,
Giebt es auch im nächsten Jahr
Keine vollen Flaschen.

1. M. ________
2. D. ________
3. M. ________
4. D. ________
5. F. ________
6. S. ________
7. **S.** ________
8. M. ________
9. D. ________
10. M. ________
11. D. ________
12. F. ________
13. S. ________
14. **S.** ________
15. M. ________
16. D. ________
17. M. ________
Geburtstag d. Großh. v. Mecklenb.-Strelitz (1819).
18. D. ________
Geburtstag des Deutschen Kronprinzen (1831).
19. F. ________
20. S. ________
21. **S.** ________
22. M. ________
23. D. ________
24. M. ________
25. D. ________
26. F. ________
27. S. ________
28. **S.** ________
29. M. ________
30. D. ________
31. M. ________



Habt ihr das Messer gut gewetzt?
Hier steht der Gänsebraten!
Der soll uns trefflich munden jetzt,
Denn er ist wohl geraten,
So fett und knusprig, braun und blank;
Ich glaub' wir essen heut uns krank.

Drum wollen wir das braune Tier
Zerlegen jetzt und schlachten.
Gebrat'ne Gans wie diese hier
Ist gar nicht zu verachten;
Und drinnen sind, ich hab's entdeckt,
Die schönsten Äpfel noch versteckt!

1. D. ______
Allerheiligen.
2. F. ______
3. S. ______
4. **S.** ______
5. M. ______
6. D. ______
7. M. ______
8. D. ______
9. F. ______
10. S. ______
11. **S.** ______
12. M. ______
13. D. ______
14. M. ______
15. D. ______
16. F. ______
17. S. ______
18. **S.** ______
19. M. ______
20. D. ______
21. M. ______
Geburtstag der Deutschen Kronprinzessin (1840).
22. D. ______
23. F. ______
24. S. ______
25. **S.** ______
26. M. ______
27. D. ______
28. M. ______
29. D. ______
30. F. ______

Muh und J-ah oder Ungebetene Hochzeitgäste.

Ein Schattenspiel mit Tierfiguren von M. Reymond.

Personen.

Oswald, Gutsbesitzer. — **Trude,** die Stallmagd. — **Muh,** der Ochse. — **J-ah,** der Esel. — **Sultan,** der Hofhund. — **Schreihals,** der Hahn. — **Bäh,** das Schaf.

Ort der Handlung: Ein Stall.

Zeit: Als die Tiere noch sprechen konnten.

Dieses Schattenspiel wird in gleicher Weise aufgeführt, wie „Der Taubstumme wider Willen" aus dem 86er Kalender. Die Umrisse der dazu erforderlichen sieben Köpfe aus Pappe und einiger sonst noch nötigen Ausrüstungsgegenstände findet Ihr auf dem Bogen in der Mappe dieses Kalenders; sollten nicht sieben Darsteller für die oben verzeichneten Rollen aufzutreiben sein, so können Sultan und Bäh, sowie Oswald und Schreihals von ein und demselben Darsteller gegeben werden; im äußersten Notfall müßten diese sämtlichen vier Rollen von Einem übernommen werden, so daß im Ganzen nur vier Darsteller erforderlich wären und zwar ein Mädchen für die Trude und drei Knaben für Muh, J-ah und die vier übrigen Partieen. Wenn es sich irgendwie machen läßt, so sollten Muh und J-ah von großen, Sultan, Schreihals und Bäh von kleinen Knaben dargestellt werden.

Für diejenigen Kinder, welche den 86er Kalender nicht besitzen, seien hier die notwendigsten Anleitungen zur Herstellung des Schattentheaters und der Köpfe und sonstigen Ausrüstungsgegenstände beigefügt:

Ein an einer Waschleine quer über den Bühnenraum gespanntes Bettlaken (welches der größeren Durchsichtigkeit wegen tüchtig genetzt werden kann) dient als Bildfläche, auf welcher die Schatten der Darsteller sichtbar werden; die Zuschauer sitzen vor diesem Laken, die Schauspieler halten sich während der Vorstellung hinter demselben auf. Der ganze Raum, in welchem die Vorstellung stattfindet, muß verdunkelt sein; bei Beginn des Spieles wird hinter dem Bettlaken — zwei bis drei Schritt hinter demselben entfernt — ein auf einem Tisch oder Stuhl in der Mitte des Bühnenraumes stehendes Licht angezündet, so daß jetzt erst die Schatten der das Stück eröffnenden Personen (Muh und J-ah), die schon vorher ihre Plätze eingenommen haben, an der durchsichtigen Zwischenwand, dem Bettlaken, sichtbar werden. Ein Glockenzeichen kann dem Anzünden des Lichtes vorangehn.

Die Darsteller müssen immer ganz dicht an der Leinwand stehn und stets darauf bedacht sein, daß sie dieser immer scharf ihre Seitenansicht zuwenden. Auch Arme und Beine müssen sich so dicht als möglich an der Fläche des Vorhanges bewegen, weil die Umrisse sonst vergrößert, verzerrt und undeutlich werden. Je steifer die Bewegungen mit Köpfen, Händen und Füßen ausgeführt werden, desto spaßiger wirken sie.

Die Köpfe und sonstigen Ausrüstungsgegenstände aus Pappe werden wie Schnitt- oder Laubsägemuster durchgepaust und dann mit der Papierscheere ausgeschnitten. Die Kartons, welche dazu verwendet werden, dürfen nicht zu dick sein, weil sonst das Ausschneiden zu viel Mühe macht; doch müssen sie fest und steif genug sein, um ihre Form beibehalten und einen scharfen Schatten geben zu können. Durch die auf der Vorlage bezeichneten Einschnitte sind Bänder zu ziehen, mittels deren die Köpfe, Arm- und Beinstücke an entsprechendem Orte festgebunden werden. Die Armstücke sind so zu befestigen, daß die Hände von denselben vollständig gedeckt erscheinen und nach innen frei bleiben, um Gegenstände anfassen und festhalten zu können; das Armstück des linken Armes ist somit links außen, jenes des rechten Armes rechts außen am Handgelenk und Vorderarm zu befestigen.

Wendungen des Körpers sind womöglich zu vermeiden, oder doch sehr rasch auszuführen, wobei besonders darauf zu achten ist, daß die ganze Figur nach vollzogener Wendung sofort wieder möglichst dicht und in scharfer Seitenansicht an die Leinwand zu stehen kommt.

Zwischen Licht und Vorhang dürfen sich nur diejenigen Darsteller bewegen, welche eben aufzutreten und zu spielen haben. Alle andern müssen hübsch im Hintergrund bleiben.



1. Szene.

Muh (und) **Y=ah** (sitzen mit dem Rücken gegen einander gekehrt, in der Mitte der Bühne. Ersterer hält eine Zeitung vor sich hin und raucht aus des Knechts Stummelpfeife; er lehnt sich weit zurück und belästigt dadurch Y=ah, welcher von Zeit zu Zeit gutmütig duldend etwas nach vorwärts — vom Zuschauer aus gesehen nach rechts — rückt, worauf Muh dann jedesmal wieder nachrückt, so daß beide im Verlauf der Szene bis zum äußersten rechtsseitigen Ende der Bühne gelangen. Y=ah ist in die Betrachtung einer Kratzbürste versunken, welche er nachdenklich vor sich hin hält und von Zeit zu Zeit zum Munde führt, dann aber jedesmal sogleich wieder von diesem entfernt).

Muh.

Ich wollt', ich wär' in der Schule gewesen
Und hätte gelernt, so'n Ding zu lesen!
Zwar bin ich für einen Ochsen recht klug
Und weiß, auch ohne zu lesen, genug;
Doch wer eine Zeitung lesen kann,
Fürwahr, der ist ein gemachter Mann;
Denn aller Welt kann er berichten
Die allerneuesten Geschichten,
Wie unser Knecht dies täglich thut,
Wenn er am Abend mit der Trud'
Sich an die offne Stallthür setzt
Und sich die Kehle mit Dünnbier netzt.
Heut' mußt' er nach der Stadt wohl gehen,
Und auch die Trud' ist nirgends zu sehen;
Drum hab' ich mir's bequem gemacht,
Hab' mir sein Pfeifchen angefacht
Und auch die Zeitung vorgenommen,
Und will nun suchen, dahinterzukommen,
Wie aus den kniffligen Dingern hier,
Die lang gereiht wie am Spalier
Quer über die ganze Seite gehen
Und sich fast alle ähnlich sehen,
Der Knecht so genau der Trude kann sagen,
Was in der Welt sich zugetragen.

(Er neigt sich weit zurück und rückt den Stuhl nach hinten; Y=ah rückt gleichfalls.)

Y=ah.

Ja, i—aah!

Muh.

Auch Du erstaunst darüber? Nicht wahr,
Die Sache ist ganz wunderbar?

Y=ah.

Ganz wunderbar — ich muß es gestehn!
Hab' nie noch solch ein Wunder gesehn,
Und zähle doch schon an dreizehn Jahr'!
Viereckige Disteln — ganz wunderbar!

Muh (hellaut auflachend und nach rückwärts rückend).

Ha, ha! Was bist Du für ein Tropf!
Hast nichts als Deine Disteln im Kopf!
Wer spricht von Disteln, Gevatter Y=ah?
Ich meine, mein Bester, die Zeitung da!

Y=ah.

Ach so, die Zeitung! Was kümmert mich die?
Wir Esel lesen die Zeitung nie,
Und daß die Herren Ochsen sie lesen,
Ist bis heute mir unbekannt gewesen.
Doch bist Du solch ein gelehrtes Tier,
Freund Muh, dann bitte, erkläre mir,

— Das heißt, sofern es Dir beliebt! —
Seit wann es viereckige Disteln giebt!
Ich hab' im Stall hier eine gefunden;
Sie sticht und kratzt so schön, wie die runden,
Doch will sie mir nicht sonderlich schmecken ...
Willst Du vielleicht einmal dran lecken?

Muh (rückt ärgerlich zurück).
Laß mich mit Deinen Disteln zufrieden,
Denn darin ist der Geschmack sehr verschieden;
Du bleibst ein Esel Dein Leben lang,
Ich aber, ich fühle höheren Drang!
(Er rückt stolz zurück und liest weiter.)

Y=ah.
Ja, i=aah! Du bist zu was Höherm geboren,
An Dir ging gewiß ein Gelehrter verloren!
Drum möcht' ich gerne von Dir lernen
Und hören, was aus weiten Fernen
Dein vollgeklecktes Stück Papier
Als Neuestes verkündigt Dir!

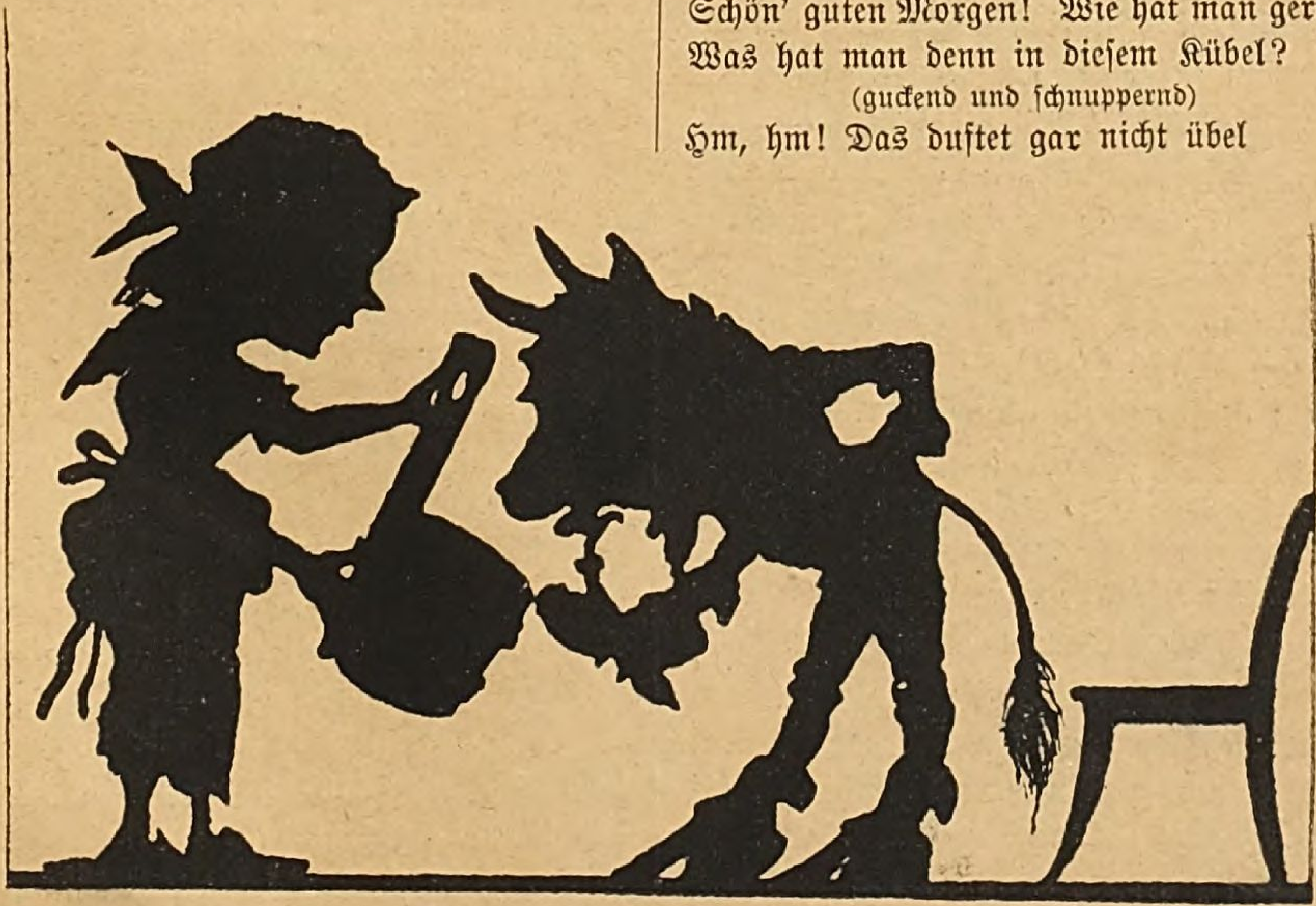
Muh (verlegen und ärgerlich brummend, wobei er mit seinem Stuhle immer weiter nach hinten rückt).
Je nun — was wird's denn weiter sein?
In .. Dingsda schlägt der .. Dingsda drein,
Weil ihn der .... Dingsda bös gemacht,
Und nächstens gibt's 'ne große Schlacht.
Und hält der Dingsda sich nicht still
Und thut nicht, was der Dingsda will,
So geht's dem Dingsda schlecht — verstanden?
Weil ihn der Dingsda schlägt zu Schanden!

Y=ah (welcher von Muh bereits bis ans äußerste Ende der Bühne zurückgedrängt worden ist).
Da sieht's ja ganz gefährlich aus!
Ich geh' — das Ding wird mir zu kraus!
(Er ergreift samt dem Stuhle die Flucht.)

2. Szene.

Muh, (später) **Trude.**

Muh.
Ha, ha! Den Burschen wär' ich los!
Was wollt' er mit seinem Fragen bloß?
Der Tropf! Er merkt' es wohl mir an,
Daß ich nicht fließend lesen kann,
Und wollte mich auf die Probe stellen;
Doch mach' ich's kurz mit solchen Gesellen!
Wagt's Einer, mit mir anzubinden,
Der soll gewiß seinen Meister finden!
Doch sieh — da kommt ja meine Trud!
Schön' guten Morgen! Wie hat man geruht?
Was hat man denn in diesem Kübel?
(guckend und schnuppernd)
Hm, hm! Das duftet gar nicht übel



Trude.

Gemischt hab' ich das Allerbeste
Als Extraschmaus zum heut'gen Feste!

Muh.

Was für ein Fest?

Trude.

Ei, weißt Du nicht,
Wovon das ganze Dorf heut spricht?
Herr Oswald feiert Hochzeit heute
Und hat für alle seine Leute
Ein großes Hochzeitsmahl bestellt,
Und jeder ein Geschenk erhält.

Muh.

Das wird recht lustig sein, ei, ei!
Ich wollt', ich wäre auch dabei!

Trude (lachend).

Du? Ha, ha, ha, das ist zum Lachen!
Du würdest Dich possierlich machen
Als Hochzeitsgast im Festgewande,
Den Blumenstrauß mit buntem Bande
Vorn an die breite Brust gesteckt —
Gewiß, Du machtest viel Effekt!

Muh.

Nun, nun, was gibt's zu lachen da?
Gar manchen Ochsen ich schon sah
Geschmückt mit Blumen und mit Bändern
Durchs Dorf als Festgenossen schlendern.

Trude (immer noch lachend).

Das ist kein Festgenoß gewesen —
Zum Festgenuß war er erlesen;
Der Fastnachtsochse, schwer und feist,
Wird erst geschmückt, und dann — verspeist!

Muh.

Solch einem Festgenuß, fürwahr,
Bin abgeneigt ich ganz und gar;
Weit besser mir's dagegen paßte,
Säß' bei Herrn Oswald ich zu Gaste.

Trude.

Da müßtest Du vor allen Dingen
Dem Herrn auch Deinen Glückwunsch bringen,
Bei Tisch eine schöne Rede halten,
Kurz, Deine geselligen Künste entfalten,
Nicht schmausen bloß in guter Ruh
Und manchmal dazu brüllen: Muuuh!
Verstanden? (Sie knixt) Mahlzeit!

(Sie läßt den Kübel stehen und geht knixend nach rückwärts ab.)

3. Szene.

Muh (der Trude verblüfft nachsehend, nach einer Pause dieser nachspottend).

Nanu? .... Muuuh! —
Brüll' ich denn weiter nichts als Muuuh?
Bin ich ein ungebildet Stück Vieh,
Sie naseweise Jungfer, Sie?
(Er stößt wütend mit dem Fuße den Kübel von sich, daß er weit weggeschleudert wird.)
Da hat Sie ihren Hochzeitsschmaus,
Ich mach' mir nicht so viel daraus!
Nun bin ich erst recht darauf versessen,
Als Gast zu erscheinen beim Hochzeitsessen,
Und auch den I-ah nehm' ich mit mir,
Daß er dem Fest gereiche zur Zier.
(Er sieht Sultan über den Hof trotten und winkt ihm.)
He, Sultan! Sultan! Komm mal her! ...
Der alte Bursche weiß zehnmal mehr
Von feinen, geselligen Manieren
Als Trude, die stets nur verkehrt mit Tieren!
Komm, Sultan, komm mal her zu mir,
Ich brauch' einen guten Rat von Dir!

4. Szene.

Muh. Sultan.

Sultan.

Was steht zu Diensten, lieber Muh?

Muh.

Hast von dem großen Festmahl Du
Gehört, zu welchem der Gutsherr heute
Geladen alle seine Leute?

Sultan.

Gewiß! Das bringt ja für viele Wochen
Mir einen Vorrat an saftigen Knochen!

Muh.

Pros't Mahlzeit! Aber sag' mir nun:
Wie müßt' ich's beginnen, was hätt' ich zu thun,
Um teilzunehmen an diesem Feste
Mit I-ah inmitten der Hochzeitsgäste?

Sultan (lachend).
Was! Du und J-ah unter den Gästen?
Mein Freund, Du hältst mich wohl zum besten!

Muh.
O nein! Ich mein' es ernstlich und bitte
Zu lehren mich, was unter Gästen Sitte.

Sultan (noch immer lachend).
Je nun, Du müßtest vor allen Dingen
Herrn Oswald Deinen Glückwunsch bringen,
Bei Tisch' eine schöne Rede halten,
Kurz, Deine geselligen Künste entfalten,
Nicht schmausen bloß in guter Ruh'....

Muh (ihm ärgerlich ins Wort fallend).
Und manchmal dazu brüllen: Muuuh!
Das hab' ich schon von der Trude vernommen,
Deswegen brauchtest Du nicht zu kommen!

Sultan.
So sprich, was wolltest Du sonst von mir?

Muh.
Eine Rede will ich lernen von Dir!

Sultan.
Eine Rede? Ei, warum denn nicht?
Ich weiß ja genau, wie ein Redner spricht!
War oft genug bei Festen zugegen,
Hab' freilich stets .... unter dem Tische gelegen.
Ahme mir nach den Ton, die Gebärden,
So wirst Du im Nu ein Redner werden.

Muh (Sultans Gebärdenspiel nachahmend).
Ist's recht so?

Sultan.
Prachtvoll! Nun heb' die zweite
Klaue recht hoch nach der andern Seite!
(Er macht Muh die entsprechende Gebärde vor.)

Muh (dieselbe Gebärde machend).
So?

Sultan.
Sehr gut!

Muh.
Ich finde das gar nicht so schwer!

Sultan.
Nun aber sag auch die Rede her:
(Er spricht mit entsprechendem Gebärdenspiel Muh vor, was er sagen soll.)
Wir sitzen so fröhlich im traulichen Kreis —

Muh (nachsprechend, mit begeistertem Ausdrucke).
Wir schwitzen so ölig im graulichen Eis



Sultan.
Die Herzen erfüllet von Dank und von Preis —
Muh.
In Schmerzen wir brüllen und danken für Reis
Sultan.
Und bringen ein Vivat vollkräftig und laut —
Muh.
Und bringen zum Viehmarkt geschäftig die Haut
Sultan.
Dem gütigen Meister, der lieblichen Braut!
Muh.
Dem wütigen Meister, der diebischen Braut!
Sultan (lachend).
Das geht ja prächtig, mein lieber Muh!
Fürwahr, ein gewaltiger Redner bist Du!
Üb' fleißig nur den Spruch noch ein,
So wirst die Zier des Festes Du sein!
Muh.
Ich hoff' es selber! Doch sage mir nun,
Was hat mein Freund, der Y-ah zu thun,
Um sich das Gastrecht zu erzwingen
Beim Hochzeitsmahle?
Sultan.
Der soll singen!
Muh.
Fürwahr, das ist ein guter Rat,
Weil Y-ah sehr viel Stimme hat!
Doch muß er ein Lied erst einstudieren;
Kannst einen Meister Du rekommandieren?
Sultan.
Ja wohl, Herrn Schreihals werd' ich senden,
Der wird ein Stündchen gern dran wenden,
Solch einem großen Talent das Singen
Aufs allergründlichste beizubringen.
Muh
(drängt Sultan rücklings gegen den Ausgang hin).
Vortrefflich, Freund! So geh' denn schnell
Und schaff den Meister Schreihals zur Stell',
Denn leider bleibt uns nur kurze Frist,
Weil ja das Fest schon heute ist.
(Sultan und Muh gehen ab, letzterer kehrt jedoch sogleich wieder zurück.)

5. Szene.

Muh, (dann) **Y-ah.**

Muh.
Y-ah! Wo steckst Du denn? — Y-ah!
Y-ah (eilfertig von rechts eintretend).
Was gibt's, was gibt's? Ich bin schon da!
Muh.
Herr Oswald hat uns zwei als Gäste
Geladen zu seinem Hochzeitsfeste;
Du kommst doch mit?
Y-ah (freudig nickend).
I ja — i-aah!
Muh.
Nun siehst Du wohl, ich wußt' es ja!
Doch Eines ist dabei bedungen:
Es wird bei Tische auch gesungen
Y-ah (fröhlich hüpfend).
I ja — i-aah!
Muh (verweisend).
Freund, nimm es ernst!
's ist nötig, daß ein Lied Du lernst!
Y-ah (mit dröhnender Stimme, jauchzend).
I ja — i-aah!
Muh.
Da kommt der Meister Schreihals schon,
Der gibt Dir eine Singlektion!
Y-ah (voll Freude auf Muh zuspringend).
I ja — i-aah! I ja — i-aah!
Muh (ihn abwehrend).
Ich bitt' Dich, komm mir nicht zu nah,
Sonst werd' ich taub, mein lieber Vetter!
Hat der eine Stimme! Alle Wetter!
(Rücklings ab.)

6. Szene.

Y-ah, Schreihals (von links eintretend).

Schreihals (mit einem Notenblatt unter dem Fittig).
Mein Herr, ich habe wohl das Vergnügen —
... Ja, ja, an diesen edlen Zügen
Erkannt' ich gleich, vor wem ich stehe;
Sie sind Herr Y-ah, wie ich sehe!

Y=ah.

Ja, i=aah!

Schreihals (mit einem Kratzfuß).

Je nun, Sie wissen schon,
Ich komme wegen der Singlektion!

Y=ah.

Ja, i=aah!

Schreihals.

Nun, so beginnen wir;
Die Noten nahm ich gleich mit mir!

Y=ah (beguckt die Noten).

Das sieht fast aus, wie Muhens Zeitung;
Indeß — wozu die Vorbereitung?
Sie werden sehen, es geht ganz glatt;
Wir Esel singen alles vom Blatt.

Schreihals.

Nun schön, so legen Sie mal los!

Y=ah.

Ich bitte um die Tonart bloß.

Schreihals (singt ihm die Tonleiter hinauf und hinunter vor).

Ki=ke=ri=kih! Ki=ke=ri=kih!

Y=ah (singt bloß den obersten und den untersten Ton stoßweise nach Art des Eselsgeschreies).

Y=ah! Y=ah! Y=ah! Y=ah!

Schreihals.

Die Tonart stimmt; die Melodie dagegen ist:
(singt berichtigend nochmals nach aufwärts.)
Ki=ke=ri=kiiih!

Y=ah (singt nur den obersten Ton).

— Jiiih!

Schreihals.

Nun dasselbe frisch und munter
In gleicher Tonart auch hinunter:
(singt in abwärts steigenden Tönen:)
Ki=ke=ri=kiih!

Y=ah (singt nur im untersten Ton).

...... Aaah!

Schreihals.

Das ist schlecht!

Y=ah.

Nein, Herr Professor, das ist recht!

Schreihals.

Ich sage: schlecht!

Y=ah.

Ich sage: recht!

Schreihals (singend wie oben).

Ki=ke=ri=kih! Ki=ke=ri=kih!

Y=ah (ebenfalls wie oben).

Y=ah! Y=ah! Y=ah! Y=ah!





Schreihals (um einen Ton höher, stärker).
Ki-ke-ri-kih! Ki-ke-ri-kih!

J-ah (ebenfalls um einen Ton höher).
J-ah! J-ah! J-ah! J-ah!

Schreihals (immer höher, stärker und schneller, bloß noch in aufsteigenden Tönen singend).
Ki-ke-ri-kih!

J-ah (dem Beispiele des Singlehrers folgend).
J-ah! J-ah!

Schreihals.
Ki-ke-ri-kih!

J-ah.
J-ah! J-ah!

Schreihals.
Nun hab' ich's satt:
(noch um einen Ton höher und heftig schreiend).
Ki-ke-ri-kih!

J-ah.
So sing' ich's meine Lebtag' nie!
Ob er zu Tod sich kikerikickt,
Ich weiß, was sich für Esel schickt!

Schreihals.
Dann muß ich mich dem Herrn empfehlen;
Mit Eseln mag ich mich nicht quälen!

J-ah (den Hahn spöttisch hinaus komplimentierend).
Ich halt' Ihn nicht! Er kann ja gehn!
Adieu — auf Nimmerwiedersehn!

Schreihals (rücklings abgehend, singt).
Kikerikih!

J-ah (ebenfalls singend).
J-ah! J-ah!

Schreihals (höhnisch lachend)
Der größte Esel, den ich sah!
(Beide ab.)

7. Szene.

Trude (mit einem großen Blumenkranz, kommt von links, stellt den rechts auf der Bühne stehenden Stuhl in die Mitte derselben und hängt den Kranz über die Lehne).

So! das ist **meine** Hochzeitsgabe,
Weil ich ja doch nichts Andres habe.
(zurücktretend und den Kranz bewundernd)
Die schönen Rosen! Es ist 'ne Pracht!
Und ganz allein hab' ich ihn gemacht!
Nun werf' ich mich schnell in den Sonntags-staat
Und dann ist's wohl an der Zeit gerad',
Durchs Dorf hinauf zum Schloß zu gehen
Um dort den Brautzug anzusehen.
(links rückwärts ab.)

8. Szene.

Y=ah (von links), **Muh** (von rechts kommend, jener seine Noten, dieser seine Rede eifrigst studierend, treten bis dicht an den Stuhl, ohne daß einer an den andern achtet).

Y=ah (singend).

Y=aah! Y=aah!
(Sprechend.) Wie klingt das fein!
Ich treffe den Ton nun ganz allein,
Und sicher verdien' ich den Sängerpreis!

Muh (deklamierend).

Wir ölen uns graulich im schwitzenden Eis
Und bringen zum Viehmarkt die wütige Braut . . .

Beide (mit den Köpfen zusammenstoßend).

Au!

Muh (vorwurfsvoll).

So geht's, wenn man nicht vor sich schaut!

Y=ah (ärgerlich).

Nun? Hast denn Du nicht auch ein Paar Augen?

Muh.

Die sollen wohl für uns beide taugen?

Y=ah (gereizt).

Schau Du für Dich, ich schau für mich!

Muh (höhnisch).

Und spießest an meinen Hörnern Dich!

Y=ah.

Ach, hätt' ich doch einen Freund erkoren,
Dem nicht die Hörner angeboren!

Muh.

Ich glaube gar, der Bursch' wird dreist!
Du, hüte Dich! Denn sonst — Du weißt . . . .

Y=ah (trotzig herausfordernd).

Ich bin so gut wie Du hier zu Haus!

Muh.

Was? Aufbegehren? Hinaus! Hinaus!

9. Szene.

Muh (welcher gleich, nachdem er Y=ah mit den Hörnern und dem Stuhle nach links hinausgestoßen hat, ohne den Stuhl wieder zurückkehrt und nach links gewendet bleibt, zieht sich, noch gegen links hin drohend den Arm schüttelnd, rücklings bis zum rechten Ende der Bühne zurück).

Komm mir noch einmal in die Quere,
So spieß' ich Dich, Du graue Mähre!
Ich will Dich mit zur Hochzeit nehmen,
Und Du — Du solltest Dich wahrlich schämen! —
Fängst ohne weitres Händel an,
Obgleich ich gar nichts Dir gethan.
(nach einer kleinen Pause, besänftigt.)
Ob Y=ah wohl sein Lied schon kann?
Ich stell' als Redner meinen Mann
Fürwahr — ich hätte nie gedacht,
Daß meine Rede so schön sich macht.



(Mit heftigem Gebärdenspiel deklamierend.)
Wir graulen uns ölig im eisigen Schweiß,
Es brüllen die Schmerzen auf schwankendem Reis;
Am Viehmarkt — vom Viehmarkt — wie war's doch bloß?
... Nun komm' ich vom dummen Viehmarkt nicht los!
— Thut nichts! Bin ich im Feuer erst drinnen,
Werd' ich nicht lang um ein Wort mich besinnen!
(Er erblickt den Kranz, welcher beim Kampfe mit I-ah von der Stuhllehne herabgeglitten ist.)
Was seh' ich? Aus schmackhaften Blumen gebunden
Ein Kranz, mit farbigen Bändern umwunden!
Der kommt von Truden, ich kann mir's wohl denken!
Sie will mich aufs neue verspotten und kränken;
Anstatt als Gast den Herrn zu beglücken,
Soll ich als — Fastnachtsbraten mich schmücken;
Na, spotte, Du Thörin, immer zu;
Ich bin doch der große Redner Muh!
Dein Kranz ist mir recht lieb und wert;
Er wird sogleich zum Frühstück verzehrt.

(Er nimmt den Kranz vom Boden auf und zupft eine Blume nach der andern davon ab, um sie zu verspeisen. Die abgerissenen Blumen läßt er in die Brustklappe gleiten, den völlig abgerupften Kranz wirft er auf den Boden. Während Muh noch mit dem Verspeisen des Kranzes beschäftigt ist, wird an die Stallthüre gepocht.)

Herrein!

10. Szene.

Muh. Bäh (erscheint zaghaft links an der Schwelle).

Muh.
Sie wünschen?

Bäh (sehr schüchtern).
Mein Name ist Bäh.

Muh (verbeugt sich).
Ich heiße Muh.

Bäh.
So viel ich seh',
Bin ich hier nicht am rechten Ort.

Muh.
Je nun, dann müssen Sie wieder fort!

Bäh.
Ich meine ... verzeih'n Sie ... ich wollte fragen,
Ob mir Herr Muh nicht könnte sagen,
Wo unser Schafhirt steckt, der Klaus?

Muh.
Der rüstet sich wohl zum Hochzeitsschmaus!

Bäh.
O bäh, dann sind wir alle verloren!

Muh.
Wieso?

Bäh.
— Ach, Euer Wohlgeboren,
Der Leithammel kann das Schießen nicht leiden.

Muh.
Dann muß er eben den Schießplatz meiden!

Bäh.
Ach, wenn's nur ginge! Doch schießen ja heute
Im ganzen Land herum die Leute.

Muh.
Ich hab' nicht einen Schuß vernommen!

Bäh.
Ich auch nicht — doch es wird gleich kommen!

Muh.
Und da zittert Ihr im voraus schon?

Bäh.
Natürlich — denn beim ersten Ton
Läuft ja der Leithammel auf und davon,
Und dann muß unsre ganze Schwadron
Ihm folgen treulich auf Schritt und Tritte,
Weil's bei uns Schafen mal so Sitte!

Muh.
Und wenn er in einen Abgrund springt?

Bäh.
So müssen wir folgen unbedingt.
Das ist's ja eben, wovor wir bangen,
Drum bin ich den Schäfer suchen gegangen,

Damit er bei Zeiten zum Rechten sieht
Und uns armen Schafen kein Unglück geschieht!

Muh.

O Ihr armen, armen Schafe Ihr!
Ihr seid doch recht dumm, und doch klüger, als wir,
Da Ihr so genau zum voraus schon wißt,
Wenn geschossen wird in künftiger Frist!

Bäh.

Dazu braucht man eben nicht klug zu sein;
Man sieht ja die Böller schon stehen am Rain,
Und die Bauern stehn mit den Büchsen im Garten
Und können das Schießen kaum noch erwarten,
Denn jeder will zuerst losknallen
Der gnädigen Herrschaft zu gefallen.

Muh.

So schießt man also der Herrschaft zu Ehren?

Bäh.

Natürlich!

Muh.

Aus Böllern und aus Gewehren?

Bäh.

So ist's. ... Indessen, Herr Muh, verzeiht,
Ich muß mich empfehlen, der Weg ist gar weit!
Ach, wenn ich den Klaus, den Schäfer, doch fände,
Sonst nehmen wir Schafe ein schreckliches Ende!
(Mit vielen Bücklingen links ab.)

Muh.

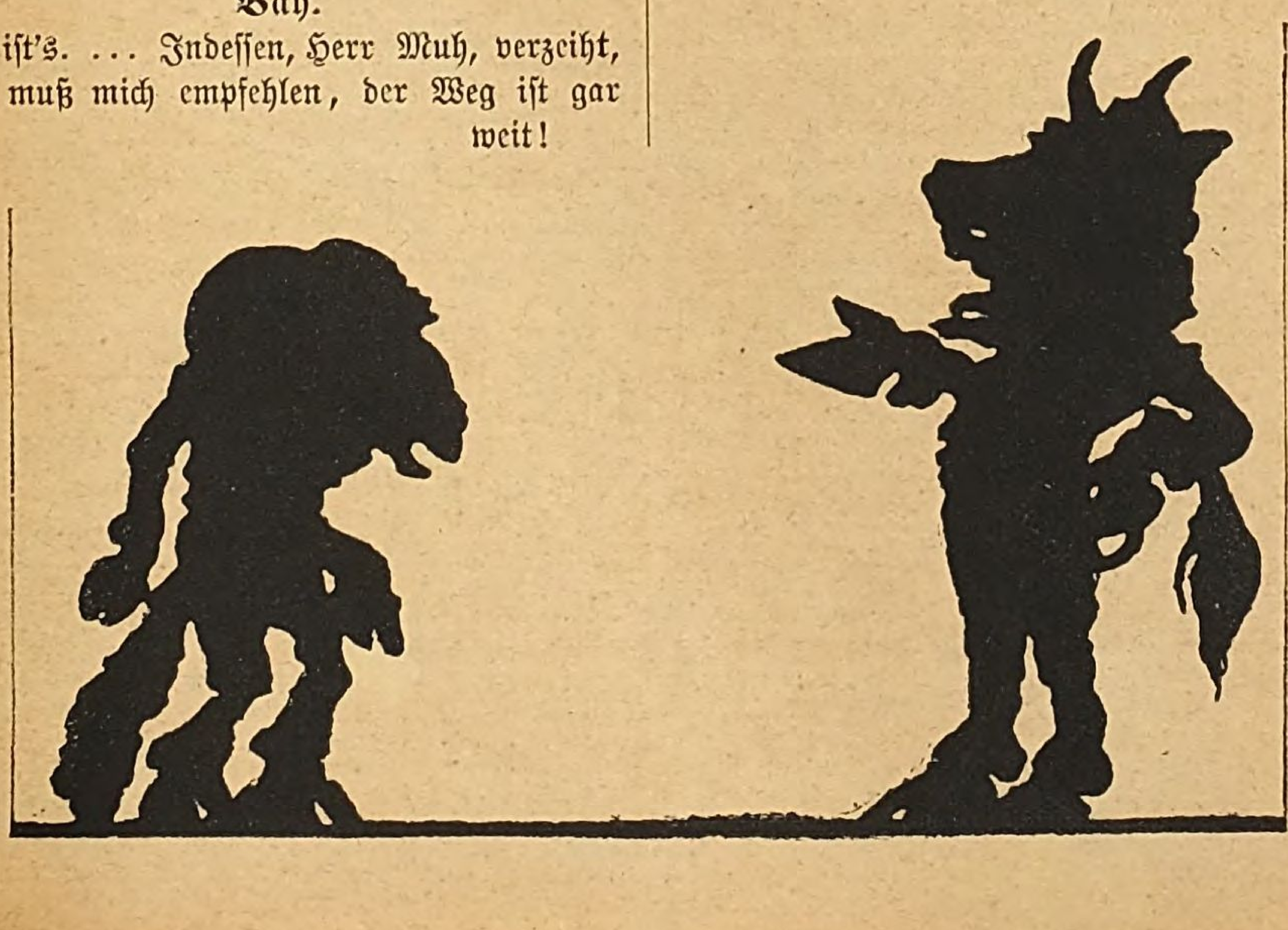
Ein komischer Bursch! Doch weiß ich nun,
Was ich der Herrschaft zu Ehren muß thun!
Der Knecht hat drinnen die Büchse stehn,
Um nächtlichen Dieben zu Leibe zu gehn;
Die Büchse will ich doch gleich mir langen,
Um würdig die Herrschaft zu empfangen.
(rechts ab.)

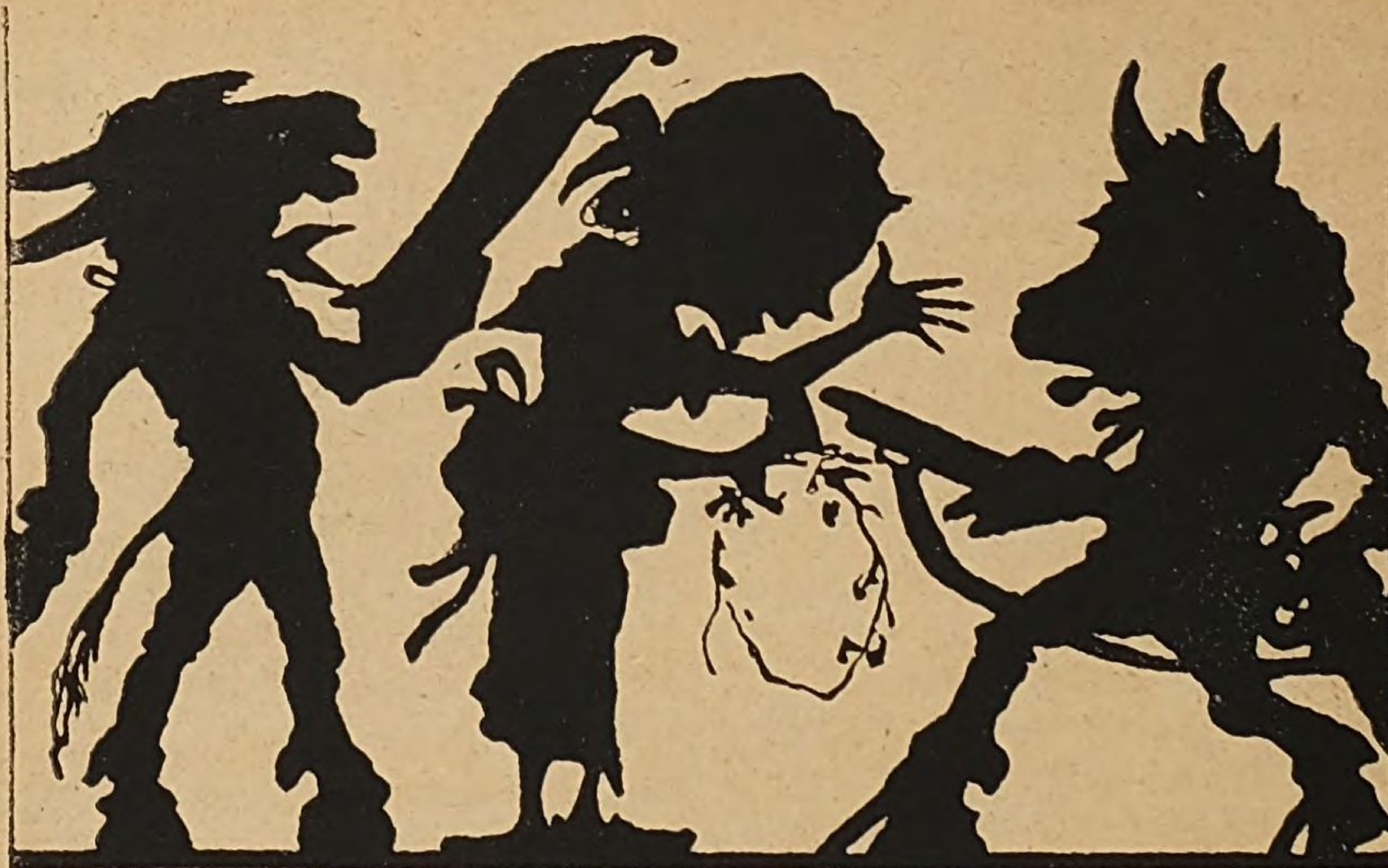
11. Szene.

Trude, (später) **Muh** (und) **Y=ah.**

Trude (von links eintretend).

Den Kranz will ich nun schnell mir holen ....
(sie sieht sich vergebens darnach um.)
Wo ist er denn? Man hat ihn gestohlen!
(sie erblickt den Rest des Kranzes auf dem Boden und hebt ihn auf.)
Da ist er! O weh — mein schöner Kranz,
Zerzupft und abgeknabbert ganz!
Warum ließ ich den Kranz auch da
Beim bösen Muh, beim dummen Y=ah!





Ich machte mich fein, und unterdessen
Haben die Wichte den Kranz gefressen!
Mein armer, schöner Kranz, o weh!
Mit leeren Händen ich nun steh',
Kann mich im Schloß nicht blicken lassen
Und muß den Hochzeitsschmaus verpassen!

Muh (von rechts mit der Büchse eintretend).
Piff! Paff!

Y=ah (gleichzeitig mit Muh von links mit dem Notenblatt in der Hand eintretend, singt).
Y=ah! Y=ah!

Trude (zusammenschreckend, gegen Muh gewendet).
Zu Hilfe! Weh' mir!
Hinweg, Du böses Ungetier!
Du bist wohl gar verrückt geworden
Und willst die arme Trude morden?!

Y=ah (schreit ihr ins Ohr).
Y=ah! Y=ah!

Trude (rasch zu Y=ah sich umwendend).
Der auch! Seid Ihr besessen?
Wo ist mein Kranz?

Muh.
Den hab' ich gegessen!

Trude (sich rasch gegen Muh wendend).
Du also warst es, Du Ungeheuer?

Muh.
Hübsch artig, Jungfer, sonst geb' ich Feuer!

Trude.
Zu Hilfe! Mörder! Polizei!
(Sie schreit, Muh angreifend.)
Mach Platz mir, Unhold, oder ich schrei'!

Muh (abwehrend).
Ha, ha, Du schreist ja ohnedies,
Als stecktest Du bereits am Spieß!
(Trude ringt mit Muh, drängt ihn zurück und ent flieht, indem sie Muh vor sich herschiebt.)

12. Szene.

Y=ah, Muh (welcher gleich nach Trudens Abgang, den Körper nach rechts gewendet, wieder auf die Bühne zurückkehrt.)

Y=ah.
Nun flieht sie, ohne daß sie sagte,
Ob mein Gesang ihr auch behagte!

Muh.
Ich glaube fast, sie kriegte Angst,
Weil Du so herzzerbrechend sangst!

Y-ah.

Wo denkst Du hin? Dein Mordgewehr
Allein erschreckte sie so sehr!

Muh (ärgerlich).

Natürlich! Kann's denn anders sein?
Die Schuld hab' immer ich allein!

Y-ah.

Fang nur nicht wieder an zu zanken!
Ich muß für jeden Auftritt danken
Und ängstlich meine Stimme schonen,
Soll der Erfolg die Mühe lohnen.

Muh.

Mir ist um den Erfolg nicht bang;
Nach Luft verlangt mein Rednerdrang!
Nicht länger will ich müßig stehen;
Komm' laß uns nach dem Schlosse gehen!
Doch halt! Ich seh' den Herrn dort
kommen:
Paradestellung angenommen!

(Muh erwartet den Herrn mit angeschlagenem Gewehr, Y-ah mit dem Notenblatt vor der Nase.)

13. Szene.

Oswald. Trude. Muh. Y-ah.

Oswald.

Was geht hier vor?

Muh.

Piff, paff!

Y-ah.

Y-aaah!

Oswald.

Das ist das reinste Tollhaus ja!
(Er entwindet Muh das Gewehr.)
Wie kamst Du zu dem Mordgewehr?

Muh (eingeschüchtert).

Ich fand es — so von ungefähr!

Oswald (das Gewehr besichtigend).

Zum größten Glück ist's nicht geladen,
Leicht konnte sonst entstehn ein Schaden.
(zu Y-ah.)
Und Er, Er altersgrauer Thor,
Freiherr von und zu Langenohr,
Was soll das vollgekleckste Blatt,
Das Er in seinen Pfoten hat?



Y=ah (hebt greulich falsch zu singen an).
Y=aah, Ya=ya=ya=yaah, yaaah!

Oswald.
Vermutlich eine Klage.

Y=ah.
Y=aaah!

Oswald.
Vonwegen zu großer Plage?

Y=ah.
Y=aaah!

Oswald.
Ich soll Ihm wohl Ruhegehalt gewähren?
Den Freiherrn mit Mehlsäcken nimmer beschweren?

Y=ah (freudig bewegt).
Y=aah! I ja, ja, ja, — o ja!

Oswald.
Und darum tritt man mit Waffen mir nah,
Bedroht man die Trude an Leib und Leben,
Und den schönen Kranz, mit welchem sie eben
Beschenken wollt' meine Braut und mich,
Den nimmt man zum Gabelfrühstück zu sich!

Muh.
O Herr, das ist ein Mißverständnis!
Vernimm deshalb mein offnes Bekenntnis:
Wir wollten Dir bringen auf festlichem Fuß
Zum heutigen Tag den gebührenden Gruß;
Der Freudenschuß ging leider nicht los,
Der Sänger ist leider ein Esel bloß,
Die Rede aber, die sollst Du vernehmen,
Denn wahrlich, ich brauche mich nicht zu schämen!

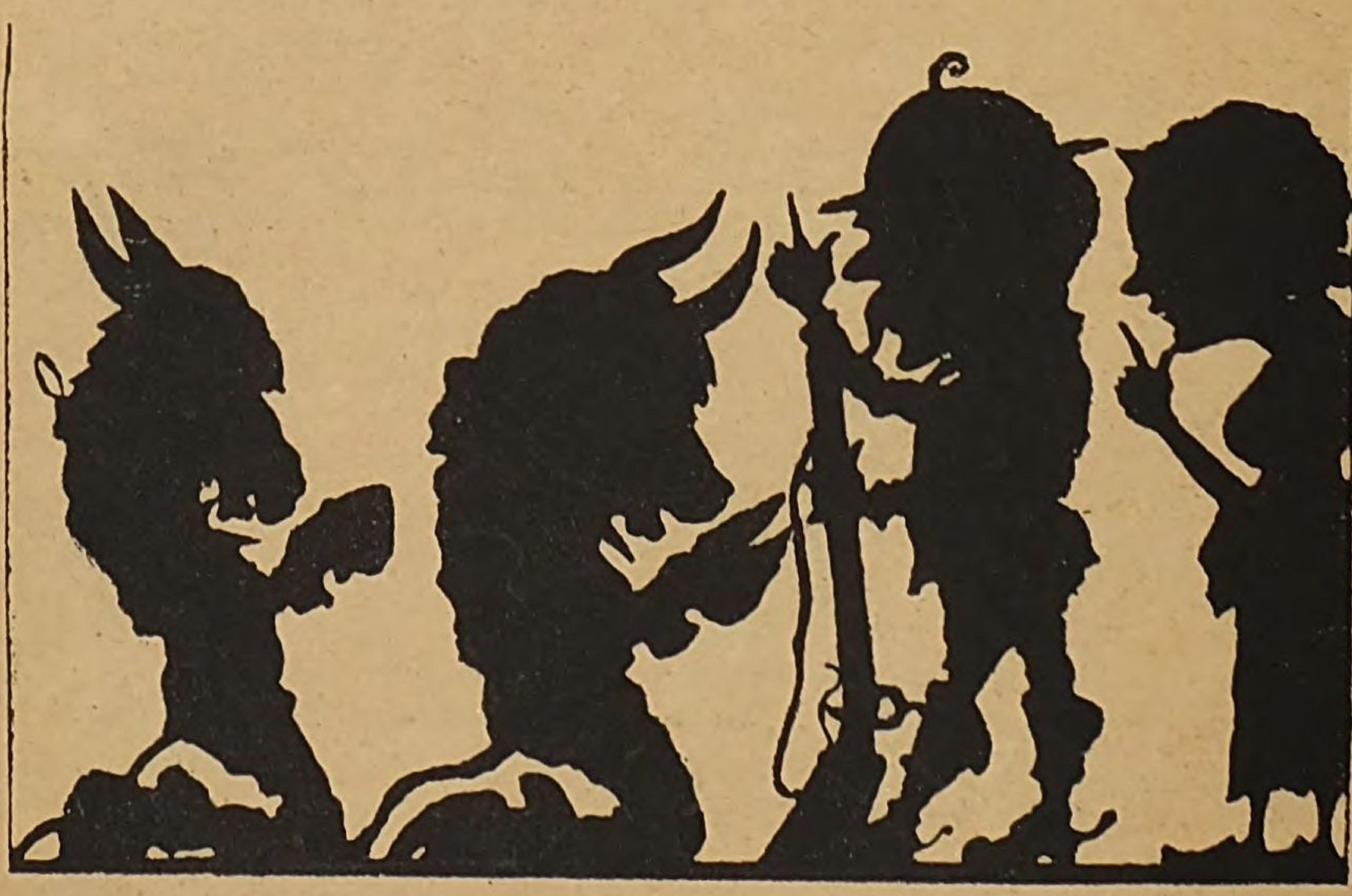
(Er fängt zu deklamieren an.)
Wir ölen die grauliche, brüllende Haut
Dem wütigen Meister, der diebischen Braut...

Oswald (zornig).
Genug! Ich will Euch die Frechheit verleiden:
Man führe sogleich zum Schlächter die beiden!

Muh (und) **Y=ah**
(auf die Kniee stürzend).
Erbarmen! Der Sultan hat uns verleitet

Oswald (zur Einsicht kommend).
Der Sultan hätte den Spaß bereitet?
— So mag denn Gnade für Recht ergehn;
Doch laßt Euch *während des Festes nicht sehn!*

Ende.



Edelweiß.

Einer Schweizer Legende nacherzählt von A. Rutari.

Hoch in der Schweiz, wo die Berge bis über die Wolken mit ihren Häuptern ragen und das ganze Jahr hindurch von Schnee und Eis bedeckt sind, im Sommer so gut wie im Winter, gibt es ein kleines Pflänzchen, denkt, nicht viel größer als mein Fingernagel, das hat eine zarte weiße Farbe. Es sieht beinahe aus wie ein kleiner Stern mit seinen zierlichen fünf Strahlen, die sich rings um den Kelch schließen. Die Blume wächst hoch oben im Gebirge, wo der Boden so steil ist, daß nur die Gemsen schnell über das niedrige grüne Moos hinweghüpfen können; die Menschen indessen vermögen höchstens in seltenen Fällen hier hinaufzuklettern und es muß einer schon ein verwegener Bursche sein, um sich von dem Grat des Gebirges sein Sträußchen Edelweiß — denn das ist der Name des Pflänzchens — zu pflücken.

Warum es denn Edelweiß heißt, möchtet ihr wissen?

Ja, dafür giebt es eine eigene Geschichte, und wenn ihr recht artig zuhören wollt, so will ich sie euch gern erzählen.

Also paßt auf:

Seht ihr, hoch oben im blauen Himmel mitten in der Sonne, die nämlich, wenn man erst einmal d'rin ist, gar nicht so sticht und brennt, wie unten auf der Straße, sondern in der man genau so warm und wohlgeborgen ruht, wie in Mütterchens Schoß, saß einst — das sind nun schon weit über tausend Jahre her — die heilige Jungfrau Maria am Spinnrocken. Sie spann Wolle von den kleinen schneeweißen Lämmern, die auf den blumigen Wiesen des Paradieses zur Weide gehen und alle dem lieben Gott gehören. Aus den weißen Fäden, welche die Jungfrau Maria spinnt, werden dann die herrlichen, schneeigen Gewänder der Englein gewebt. Da ist ihr einmal, wie sie über der Arbeit eingeschlummert war und von den Menschen unten auf der Erden träumte, ein kleines Flöckchen vom Rocken gefallen. Ganz langsam senkte es sich der Erde zu, denn wenn es auch nur ein kleines Wollenflöckchen war, so wäre es doch gar zu gern oben im Himmel geblieben. Nach langer Zeit kam es auf der Erde an und zwar gerade auf dem höchsten Berge im Schweizerland — und das war noch ein Glück im Unglück. „Denn hier bin ich dem lieben Gott doch immer noch um vieles näher, als unten im Thal," dachte das Wollflöckchen und klammerte sich mit seinen Fasern schnell am Moose fest, damit es der Wind, der rauh über die Höhe strich, nicht hinunterstoßen könne. Bald darauf schlief es sanft ein, denn mittlerweile war es Abend geworden.

Am nächsten Morgen aber, als die Sonne mit ihren ersten Strahlen das kleine Flöckchen begrüßte, saß es schon ganz fest in der harten Erde — so fest wie angewachsen. Und angewachsen war es auch! Hatte es doch der liebe Gott über Nacht zu einer Blume umgewandelt. Noch immer blinkte es so schneeig weiß, wie oben im Himmel, als es noch ein kleines Wollflöckchen gewesen, und auch seine Blütenblättlein fühlten sich genau so weich und sanft an, wie ein Wollengarn. Seiner Farbe wegen, die von so edlem Weiß war, nannten es die Menschen nun Edelweiß. Und sein Blütenstaub fiel auf das Gestein, und immer neue Blumen sproßten hervor. —

Es ist die lieblichste Blume im Schweizerland, das kleine Edelweiß. Vom Himmel hat es die Gabe mitgebracht, im Herzen der Menschen liebliche Erinnerungen zu wecken, und so oft ein Schweizer in der Fremde die kleine Pflanze sieht, jauchzt er frohlockend auf; denn sie dünkt ihm wie ein Gruß aus der Heimat, wo die Bursche die Blume am Hut befestigt haben, dicht neben dem störrigen Gemsbart, und die hübschen Mädchen sich einen Strauß von Edelweiß ans Mieder stecken. Das ist gerade, als wollte der liebe Gott selbst durch die Blume sagen: „Sei nur unverzagt, ich beschütze dich auch im fremden Lande; auch in der Fremde bist du nicht verlassen, bin ich doch überall bei dir und wache über dich!"

Das Frühstück bei der Großmama.

Von A. Kühn.

Manchmal kamen die Kinder mit ihrer Tante Adolphine zu der Großmama, die einen schönen Garten hatte voll Erdbeeren, Johannis- und Stachelbeeren, da durften sie sich die reifen abpflücken und Großmama gab eine prächtige Butterschnitte dazu. Dann mußten sich die Kinder artig auf ein Bänkchen neben der Großmutter setzen, wo sie die guten Sachen verzehrten.

Karl, der Wildfang, neckte aber immer Mariechen und biß, wenn sie mal nicht acht gab, schnell ein Stückchen von ihrem Brot ab, oder nahm ihr eine Stachelbeere fort. Dann weinte Mariechen wohl gar, denn sie verstand darin keinen Spaß, versetzte dem Karl einen Klaps und der Zank war da.

„Aber schämt euch!“ sagte die Großmama, „ihr Kinder wollt euch nicht vertragen, da sind ja sogar meine Mäuschen artiger, wenn sie frühstücken!“

„Deine Mäuschen, Großmama?“ fragten die Kinder; „wo hast Du denn Deine Mäuschen?“

„Nun,“ sagte die Großmutter, „ich will euch erzählen, wie ich in Landeck frühstücke, wo ich so allein bin und keine lieben Kinder um mich habe. Morgens, wenn ich am Kaffeetisch sitze, dann nehme ich die Klingel und mache Klinglingling! Hops! da kommen aus allen Ecken kleine, niedliche Mäuschen angelaufen, die schon wissen, was die Klingel bedeutet. Sechs solche kleine Freundinnen habe ich, drei Dämchen und drei Herrchen. Die machen mir ein Kompliment und setzen sich dann in einer Reihe vor meinen Tisch, keins muckst oder quiekt oder fordert sich gar etwas; sie warten ganz still und geduldig, bis sie etwas erhalten. Nun nehme ich eine Semmel, schneide ganz, ganz feine Scheiben daraus, streiche Butter darauf und bestreue sie mit weißem Zucker. Jedes Mäuschen bekommt eins — dies heißt Mausebrötchen. Kein Krümchen werfen sie auf die Erde, kein Fleckchen machen sie sich, denn wer nicht artig ist, darf am andern Tage nicht wieder kommen. Wenn sie fertig mit dem Schmausen sind, wischen sie sich mit dem Schwänzchen sauber den Mund ab, denn eine Serviette haben sie nicht. Nun reichen sie ihr feines Pfötchen und sagen: Danke schön! und laufen — tippe, tappe — wieder in ihr Mauseloch. Seht, so artig sind meine Mäuse.“

„Ach, Großmama! so ein Mausebrötchen muß doch gar zu prächtig schmecken; ich möchte wohl mal eins kosten,“ rief Karl.

„Ich auch! ich auch!“ stimmten die andern Kinder ein.

Die Großmama lächelte und machte ein paar solch allerliebste Mausebrötchen für die Kinder zurecht.

Die Kinder waren nun aber auch artig und still beim Schmausen wie die Mäuschen der Großmutter in Landeck, und die Großmutter versprach, daß, wenn die Kinder stets beim Mittagessen es ebenso machen wollten, sie öfter zum Frühstück zu ihr sollten eingeladen werden.

Die Kinder hielten Wort. Wenn die Mama, der Papa, oder die Tante sagte: „Sitzt still, eßt sauber, wie die kleinen Mäuschen," dann thaten es die Kinder, und putzten Mund und Händchen an dem Tüchelchen ab, das sie bei Tische bekamen.

Die Großmutter, die das hörte und auch selbst sah, hielt aber auch ihr Wort — und oft wurde nun so ein schönes Frühstück, mit Mausebrot dazu, bei der lieben Großmama verzehrt.

Wie man zeigt, daß 4 = 5 ist.

$a + b = c$, oder wenn Ihr Euch, damit die Sache etwas bequemer wird, dafür Zahlen denkt, $4 + 5 = 9$. Daran will ich Euch zeigen, was Ihr lernen müßt, ehe ich Euch beweise, daß $4 = 5$ ist. Gleiches von Gleichem subtrahiert giebt Gleiches, d. h. wenn Ihr auf jeder Seite a subtrahiert, so erhaltet Ihr $a + b - a$ oder, was dasselbe ist, $b = c - a$ oder in Zahlen $5 = 9 - 4$. Ebenso darf ich Gleiches mit Gleichem multiplizieren und dividieren, ich erhalte immer Gleiches. Das Multiplizieren geht nun folgendermaßen: Wie ich sage 4 Citronen + 5 Citronen = (4 + 5) oder 9 Citronen, kann ich auch sagen $4c + 5c = (4 + 5)c$ oder auch $ac + bc = (a + b)c$. Ihr denkt Euch einfach unter a und b die Zahlen 4 und 5 und unter c Citronen. Natürlich ist auch umgekehrt $(a + b)c = ac + bc$. Denn (5 + 4) Citronen sind doch 5 Citronen + 4 Citronen. Und nun paßt auf: $a + b = c$.

Daß dies wahr ist, wißt Ihr schon; dann ist .... $b = c - a$, weil ich Gleiches von Gleichem subtrahiere, und aus demselben Grunde ist $\underline{c - b = a}$. Jetzt multipliziere ich Gleiches mit Gleichem und erhalte ...... $b(c - b) = (c - a)a$. Das rechne ich nun auf die bekannte Art aus, wie bei den Citronen: $cb - bb = ca - aa$. Davon subtrahiere ich Gleiches, nämlich .... $\underline{ab = ab}$ und erhalte

$cb - bb - ab = ca - ab - aa$. Jetzt mache ich das Umgekehrte, als hätte ich links die b als Birnen, rechts die a als Äpfel: $(c - b - a)b = (c - b - a)a$. Nun dividiere ich durch Gleiches .... $\underline{(c - b - a) = (c - b - a)}$ und erhalte Gleiches, nämlich .... $a = b$ oder $4 = 5$.

Wollt Ihr nun wissen, wie es kommt, daß das richtig gerechnet ist und doch so merkwürdig herauskommt, so fragt nur Euren Rechenlehrer, aber tragt es ihm richtig vor und blamiert Euch nicht.

Miro und Marei.

Ein Märchen von Elsbeth v. d. Decken.

In einem prächtigen Schlosse, sehr weit von hier, wohnte einst ein alter Hexenmeister. Das Schloß war rings umgeben von einem großen Garten, in welchem die schönsten Blumen standen, so schöne, wie sie sonst auf der ganzen Welt nicht mehr zu finden sind.

Es waren aber eigentlich keine Blumen, sondern es waren verzauberte Kinder, denn der Hexenmeister ging den ganzen Tag in seinem Garten umher und paßte auf, und wenn Kinder, von den schönen Blumen angelockt, hinein kamen, dann eilte er schnell herbei und berührte sie mit seinem Stock. — Alsbald wuchsen sie in die Erde fest, wurden Blumen und konnten nicht mehr von der Stelle. Nur mit den Blüten-Köpfchen nicken und mit den Blätter-Armen winken, das konnten sie noch, und wenn andere Kinder vorbeikamen, dann glaubten diese, die Blumen winkten ihnen, gingen hinein und wurden auch verzaubert.

Kein Mensch aber wußte, wo die Kinder geblieben waren, denn wenn die Eltern ausgingen, sie zu suchen, und auch in den Garten des Hexenmeisters kamen, dann stellte er sich gar freundlich und sagte, er hätte nichts von den Kindern gesehen, die armen Kleinen würden sich wohl verirrt haben.

Es war aber einmal ein Brüderchen und ein Schwesterchen; das Brüderchen hieß Miro und das Schwesterchen hieß Marei. Die hatten sich sehr lieb und konnten gar nicht ohne einander sein. Eines Tages gingen sie aus, um Blumen zu pflücken; die Mutter ermahnte sie und sagte, sie sollten ja nicht weit gehen, damit sie sich nicht auch verirrten, wie die anderen Kinder.

Miro und Marei gehorchten und hielten sich ganz in der Nähe. Die kleine Marei pflückte emsig Blumen, Miro aber ging voraus und kam bald an den Zaubergarten. Als er die wunderschönen Blumen dort sah, ging er hinein und dachte: „Hier will ich einen Strauß für mein Schwesterlein pflücken; das wird seine Freude daran haben.“ Aber kaum war er eingetreten, als der alte Hexenmeister herbeieilte und ihn mit seinem Stock berührte. Da wurde er auch in eine Blume verwandelt.

Indessen war Marei wieder auf den Weg gekommen, und wie sie Miro nicht sah, suchte sie ihn überall und rief nach ihm. Aber sie erhielt keine Antwort und konnte ihn nirgends finden. Da setzte sie sich auf einen Stein am Wege nieder, fing bitterlich an zu weinen und sprach: „Ach Miro, mein Bruder, wo bist du denn? — Ach Miro, mein Bruder, wo bist du denn!“

Während sie noch so klagte, kam ein armes Mütterchen des Weges. Das trug ein großes Reisigbündel auf dem Rücken und stützte sich auf einen Stab.

Als es dicht bei Marei war, fiel ihm der Stab aus der Hand, und es konnte ihn nicht wieder aufheben, denn es war sehr alt und schwach. Da sprang Marei schnell zu, hob den Stab auf und reichte ihn dem Mütterchen.



Das Mütterchen aber war eine gute Fee, welche diese ärmliche Gestalt nur angenommen hatte, um die Menschen zu prüfen. Sie dankte dem Mädchen freundlich und fragte hierauf, warum es denn so weine.

Da erzählte Marei, daß ihr Brüderchen fort sei, und sie wisse nicht, wohin es geraten wäre.

Die Fee gab dem Kinde einen Weichselzweig und sagte: „Mit diesem wirst du dein Brüderchen wiederfinden.“

Alsbald wurde Marei ganz getrost. Sie machte sich auf und ging weiter, und es dauerte nicht lange, so kam sie auch an den Zaubergarten.

In demselben stand gleich vornan eine ganz besonders schöne Blume. Als Marei sich ihr näherte, fing dieselbe an zu nicken und zu winken, und Marei konnte gar nicht wieder wegsehen, so lieb hatte sie gleich die Blume gewonnen. Aber weil sie ihr Brüderchen suchte, wollte sie keine Zeit verlieren und wollte schon wieder weitergehn. Da winkte die Blume von neuem mit all ihren Blättern und Blüten; nun konnte Marei nicht länger widerstehen, und so schritt sie denn durch das geöffnete Thor in den Garten hinein.

Aber kaum war sie eingetreten, da kam der Hexenmeister auf sie zu und wollte sie mit dem Stocke berühren.

Bei seinem Anblick erschrak Marei über die Maßen, denn er sah ganz fürchterlich aus. Die Haare flogen ihm wild um den Kopf, und die Augen funkelten und rollten, als wenn es ein Paar feurige Räder wären. In ihrem Schrecken schlug sie mit dem Weichselzweige nach seinem Zauberstocke.

Alsbald streckte sich der Hexenmeister hoch in die Höhe; seine Füße sanken in die Erde und wuchsen fest, seine Arme breiteten sich gen Himmel aus und wurden Äste, und er selbst war ein großer Baum geworden.

Der Wind kam und schüttelte ihm das Haupt, daß es gewaltig hin und her nickte; und so lange und so oft es dem Winde gefiel, mußte der Zauberer mit dem Kopfe nicken, er mochte wollen oder nicht, und all' sein Stöhnen und Seufzen half ihm nichts.

Sobald der Hexenmeister in einen Baum verwandelt war, wurde es lebendig in dem Garten, denn alle die schönen Blumen wurden nun wieder Kinder.

Die Blume aber, welche vorn am Thore gestanden und Marei so eifrig zugenickt hatte, die war ihr Miro gewesen. Der kam eilends herbeigelaufen, fiel seinem Schwesterchen um den Hals, und sie herzten und küßten sich und waren voller Freude.



Danach machten sich alle Kinder auf den Weg. Voran schritt Marei, mit dem Weichselzweig in der Hand, und neben ihr Miro, und sie jauchzten und sangen und gingen eilend zu ihren Eltern zurück.



Auf dem Baume aber wuchsen garstige gelbe Blüten, aus denen ein giftiger Tau auf die Erde fiel, der alles Gras ringsumher verdorren machte. Die Vöglein hörten auf zu singen, wenn sie unglücklicherweise in die Nähe des Baumes flogen, und starben; die Schmetterlinge und die Käferchen, alle fielen tot hin, sobald sie nahe herzu kamen. Zuletzt war nichts Lebendiges mehr weit und breit um den Baum. Das Schloß zerfiel in Trümmer, und keiner weiß mehr, wo es gestanden hat. Nur manchmal noch fliegen Raben über die Gegend hin, und wenn sie in die Nähe des Baumes kommen, krächzen sie, als ob sie an einem Galgen vorüber kämen, und fliegen eilig weiter.

Reimspiel von Hedwig v. Szwykowska.

(Dies können immer zwei von Euch zusammen spielen; das eine Kind liest jedesmal den ersten Vers mit dem richtig gedruckten Reim und dann die weiteren Verse ohne den Reim, während das andere Kind, welches gegenüber sitzt, mit den verkehrt gedruckten Reimen antwortet.)

Unser liebes Kind ist . . . krank
Nimm die Flasche aus dem . Schrank
Misch ihm einen kühlen . . Trank
Väterchen sitzt auf der . . Bank
Raucht aus seiner Pfeife . lang
Und ruht aus nach weitem . Gang
Auf dem Hofe kräht der . . Hahn
Auf dem Wasser fährt ein . Kahn
Brüderchen kriegt einen . . Zahn
Wer geht mit zur Schlittschuh bahn
Reiten kann ich, bin U- . . lan
Schwenke lustig meine . . Fahn'
Grün und schattig ist der. . Wald
Wo der Vögel Sang er- . . schallt
Alles heut zur Kirche . . wallt
Männer, Frauen, jung und . alt
Kutscher mit der Peitsche . knallt
Vor dem Wirtshaus macht er halt
Klein sind Zwerge von Ge- . stalt
Wohnen in dem Felsen- . . spalt
Winter ist oft bitter . . . kalt
Weihnacht feiern wir nun . bald
Wenn man Schnee zusammen- ballt
Kann man einen Schneemann machen
Dabei gibt es viel zu . . lachen
Taut es, bricht das Eis mit krachen
Blutig ist des Wolfes . . Rachen
Fido muß das Haus be- . . wachen
Suche Deine Sieben- . . sachen
Wollen uns zum Feste . . schmücken
Wer will schöne Blumen . . pflücken
Der muß sich zur Erde . . bücken
…mer Mann, Du gehst auf . Krücken

Trägst 'nen Sack auf Deinem Rücken
Ach, der wird Dich tüchtig . drücken
Über'm Wasser tanzen . . Mücken
Katzen sind voll böser . . Tücken
Eule läßt nur Nachts sich . blicken
Krebse mit den Scheeren . . zwicken
Schilfrohr läßt sich leicht zer- knicken
Hörst Du wohl die Wanduhr ticken
Fleißig Mägdlein lernet . . stricken
Fein auch mit der Nadel . sticken
Strümpfe stopfen, Wäsche . flicken
Suppe kochen, Braten . . spicken
Sich zu jeder Arbeit . . . schicken
Was sie macht, muß alles . fein
Sauber und gefällig . . . sein
Komm, Du kleiner Liebling . mein
Binde um ein Schürzchen . rein
Gieb mir nun das Händchen dein
Bei dem schönen Sonnen- . schein
Woll'n wir lustig sein im . Frei'n
Die gefang'nen Vöge- . . lein
Und die Kranken leiden . Pein
Wo im Sumpf die Frösche . schrei'n
Steht der Storch auf einem . Bein
Bringt er uns ein Brüder- . lein
Oder eine Schwester . . . klein
Dann wird wieder Taufe . sein
Kuchen gibt's dabei und . . Wein
Kind, was stehst Du so al- . lein
Komm zum Essen mit her- . ein
Gelt, da sagst Du doch nicht nein
An der Grenze liegt ein . . Stein
Weiter fällt mir jetzt nichts . ein.



Munters Wiege.

Von Ernst v. Wolzogen.

Die Eltern waren zu einer Kaffeegesellschaft gegangen; die Bonne hatte die Zeit benutzt, um sich einmal mit der Müllern, welche bei der interessanten Herrschaft im ersten Stock diente, auszusprechen; die Köchin hatte groß Aufwaschen: so war die kleine siebenjährige Lilli ganz sich selbst überlassen. Sie that daher lauter Dinge, die ihr sonst verboten waren: faßte alles an, was sie sonst nicht anfassen durfte, besah alles was „nichts für kleine Mädchen“ war, und ging in den Stuben, in welchen sie sonst nicht viel zu suchen hatte, auf Entdeckungsreisen aus. Große Abenteuer erlebte sie aber nicht dabei, denn die Gegenstände, welche zu berühren ihr untersagt war, thaten gar nichts besonderes. Der kostbare Porzellanchinese, welcher mit dem Kopf nicken und die Zunge herausstrecken konnte, spuckte nicht Bonbons, wenn man nur die richtige Stelle fand, auf die man drücken mußte, wie Lilli sich einbildete, sondern konnte eben nichts als sein dummes Nicken und Zungeherausstrecken. Die Sachen, welche „nichts für kleine Mädchen“ waren, fand sie in der That sinnlos



und langweilig — kurz, sie fühlte sich ganz enttäuscht und wollte schon das weitere Suchen aufgeben, als sie sich der Garderobekammer erinnerte, in der allerlei Sachen hingen, standen und lagen, die sie vielleicht noch nicht alle kannte.

Und richtig, kaum war sie in die Kammer getreten, da wurden ihre neugierigen Augen auch schon von einer wunderhübschen Wiege angezogen, auf die durch das kleine Fenster gerade das rote Licht der untergehenden Sonne fiel. Sie war noch sehr gut im stande; sogar die Bettchen lagen noch darin, zusamt der vollständigen Wäsche.



Lilli schob flugs die Kisten und Kasten, die an der Wiege lehnten, beiseite und zog sie etwas hervor, wo mehr Platz war. Dann brachte sie sie tüchtig ins Schaukeln, setzte sich auf einen Reisekoffer, mitten in das rote Sonnenlicht hinein, und sah ganz ernst und nachdenklich zu, wie die Wiege sich auf und nieder schwang, jedesmal etwas weniger hoch, bis sie zuletzt wieder ganz stille stand. Was war es nur mit der merkwürdigen Wiege? Es machte die lustige Lilli ganz traurig, ihrem Schwingen zuzuschauen. Jetzt, da sie wieder still stand, bemerkte sie, daß aus dem Seitenbrett eine dicke Harzthräne hervorgequollen und so langsam an dieser glatten Holzwange heruntergelaufen war, daß sie Zeit gefunden hatte, sich unterwegs zu Bernstein zu versteinern. Denn gerade wie Bernstein sah die Thräne aus, und Lilli dachte sich: Was muß die erlebt haben! denn um nichts und wieder nichts weint man doch nicht gleich Bernstein!

Und sie lehnte ihr Köpfchen gegen den Rand der Wiege und flüsterte ganz leise: „Wiege, warum weinst du?“ Die antwortete aber nicht, und Lilli dachte immer ernsthafter nach, was sie aus der Wiege machen sollte. Sie kam aber nicht damit ins Reine, denn in ihrem Gehirnkasten sah es aus, wie in einem Spielwarenladen, in welchem außerdem nur noch einige schöne Dinge zum Essen und die ersten Bilderfibeln zu haben waren. Die Wiege hatte da Jahre lang gestanden, ohne daß man sie ihr gezeigt, oder ihr erzählt hätte, daß darin einst ein Baby Franz und dann ein Baby Lilli und drei



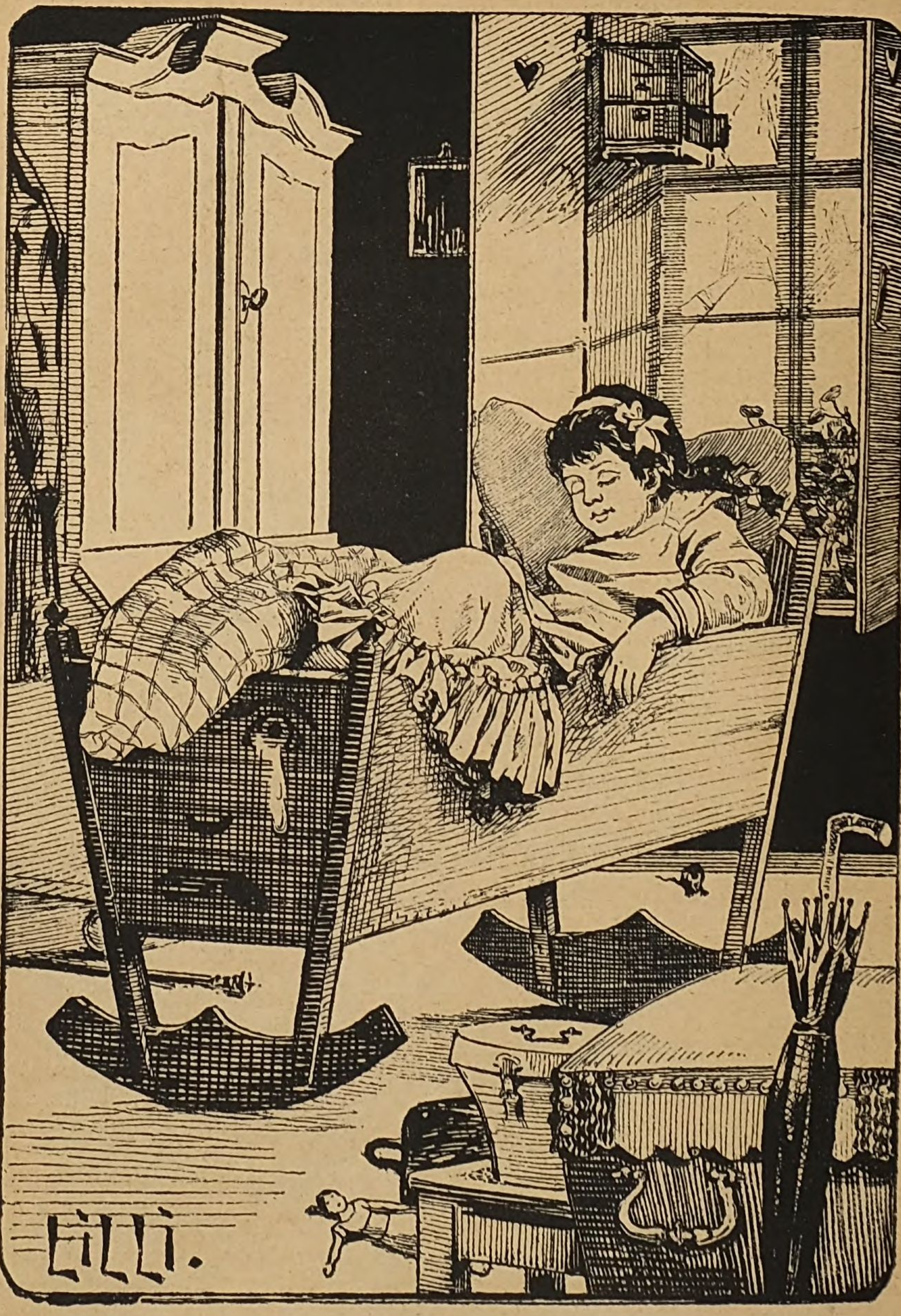
Jahre später noch ein letztes Baby geschlafen, gestrampelt und geschrieen habe, welches durch sein freundlich Lächeln, sein lustig Zappeln und drollig Lallen gleich von Anfang an zu dem Ehren-Namen „Munter" gekommen war.

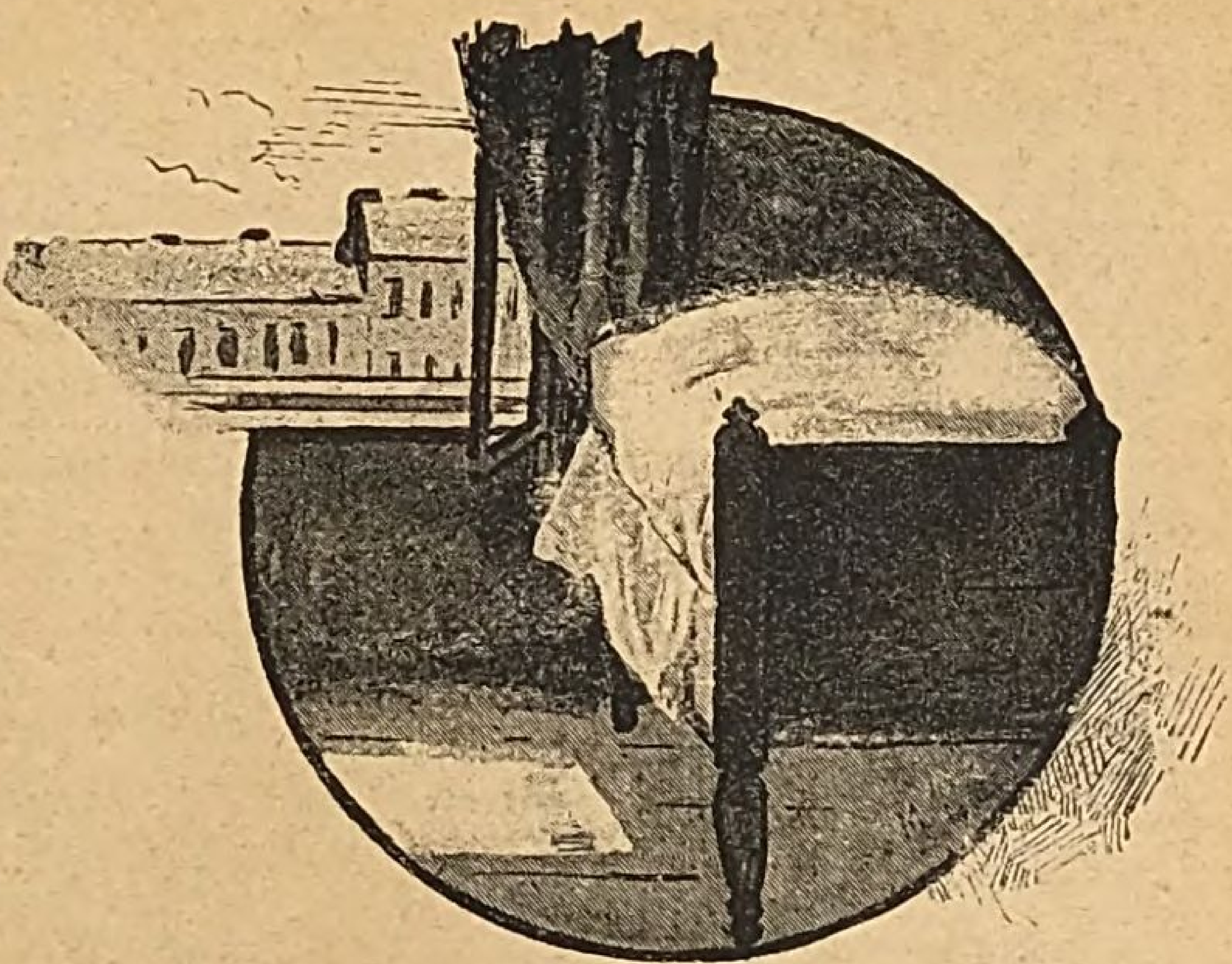
Aber Munter war nun schon vier Jahre tot, und Lilli wußte gar nichts mehr davon, da sie die Eltern nie von ihm reden hörte. Und doch hatte sie das ganz deutliche Gefühl, daß mit der Wiege etwas los sein mußte, was ihr gutes Herzchen noch berührte.

Nachdem sie eine ganze Weile so nachdenklich dagesessen, stieg sie auf den Reisekoffer und kletterte von dort gar geschickt in die Wiege hinein. So, da lag sie und wiegte sich hin und her und wußte nicht, ob das lustig oder traurig sei, so wunderlich war ihr zu Mut. Sie war ein ganzes Stück zu lang für die kurze Wiege, deshalb mußte sie sehen, wie sie mit ihren Beinen unterkam; denn einen Knoten hineinzumachen, wie Bruder Franz ihr immer riet, wenn sie ihn unter dem Tische mit den Füßen stieß, ging doch nicht und war gewiß nur im Spaß gemeint. So ließ sie sie denn bald zu beiden Seiten überhängen, bald legte sie sie beide auf den Rand am Fußende, bald zog sie sie ein und machte sich so klein wie möglich. Und siehe da! trotz all dieser Unbequemlichkeit war sie auf einmal fest eingeschlafen.

Das lange unbewegliche Stehen in der Kleiderkammer hatte die brave Wiege geistig abgestumpft und fast gänzlich teilnahmlos gemacht. Nun aber war ihr Denken und Empfinden durch die gesunde Bewegung wieder in Fluß geraten, und — nachdem sie einigemale schwer aufgeseufzt hatte, begann sie also zu reden:

„Ja, ja, liebe Lilli, ich kenne dich noch ganz gut! So eine alte Kindsfrau wie ich bin, vergißt ihre Lieblinge nimmer, wenn sie ihr auch auswachsen und bei den dummen, bocksteifen Vierfüßlern schlafen gehen, welche weder der noch die, sondern bloß das sind — pfui! Na, ich will weiter nichts sagen, denn es ist der Lauf der Welt — aber man hat doch auch seine Gefühle, besonders


Lilli.



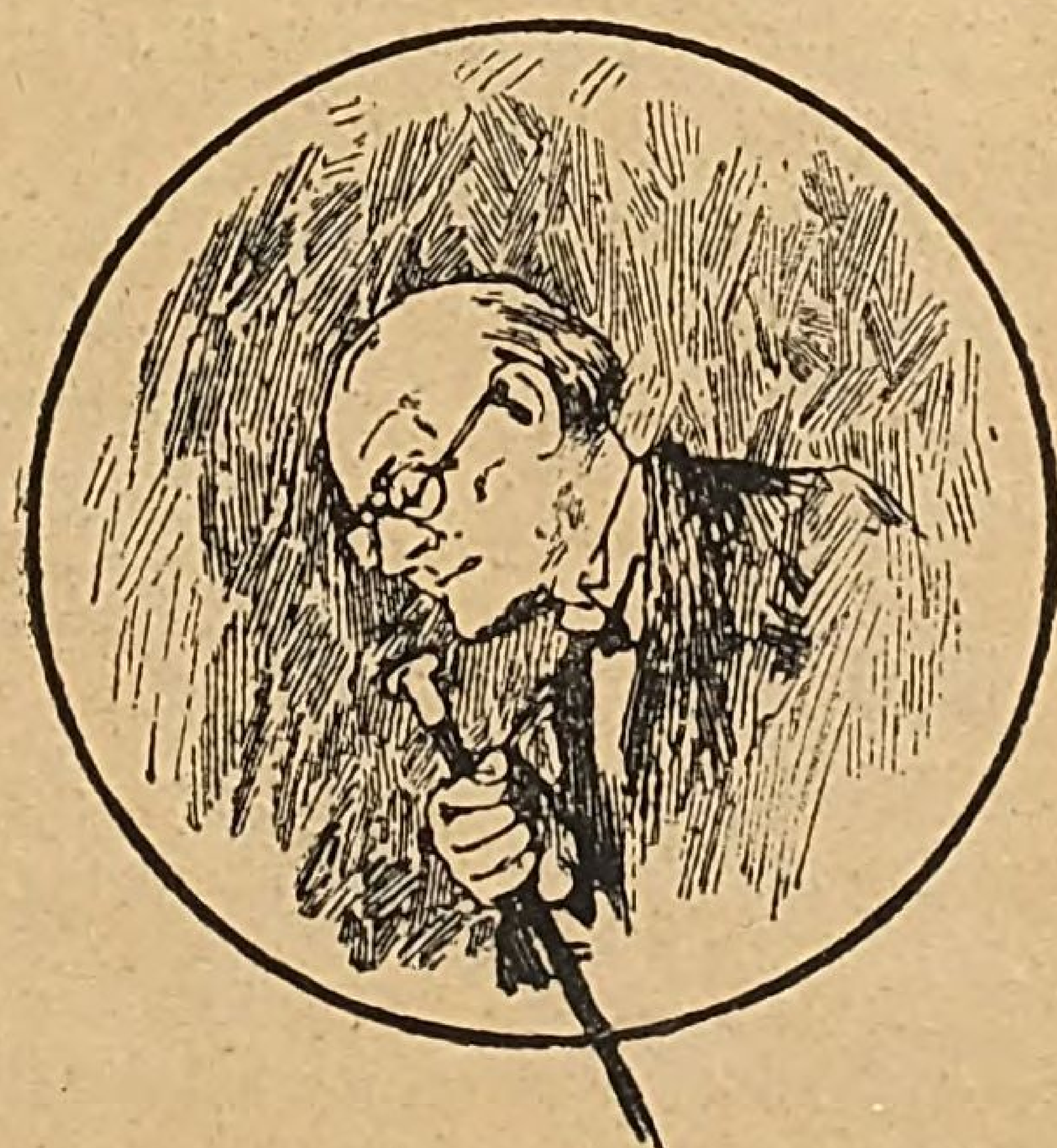
wenn man lange in der Familie ist. Und siehst du, Lilli, ich habe den kleinen Kerl, den Franz, in den Schlaf gelullt und dann dir das Schreimäulchen gestopft und zuletzt gar Munterchen in die Ewigkeit hinübergewiegt. Ach, an Munterchen werde ich denken, so lange ich lebe, und kein Trost kann je meine große Bernsteinthräne trocknen. Aber du bist ein gutes Ding, Lilli, du hast Mitgefühl mit deiner armen alten Kindsfrau gezeigt; ich will dir erzählen, wie Munter, das Englein, in seine Heimat flog — obwohl es mich sehr angreifen wird und ich es nachher acht Tage lang in allen Fugen spüren werde. Ach Gott, ach Gott, ach Gott!"

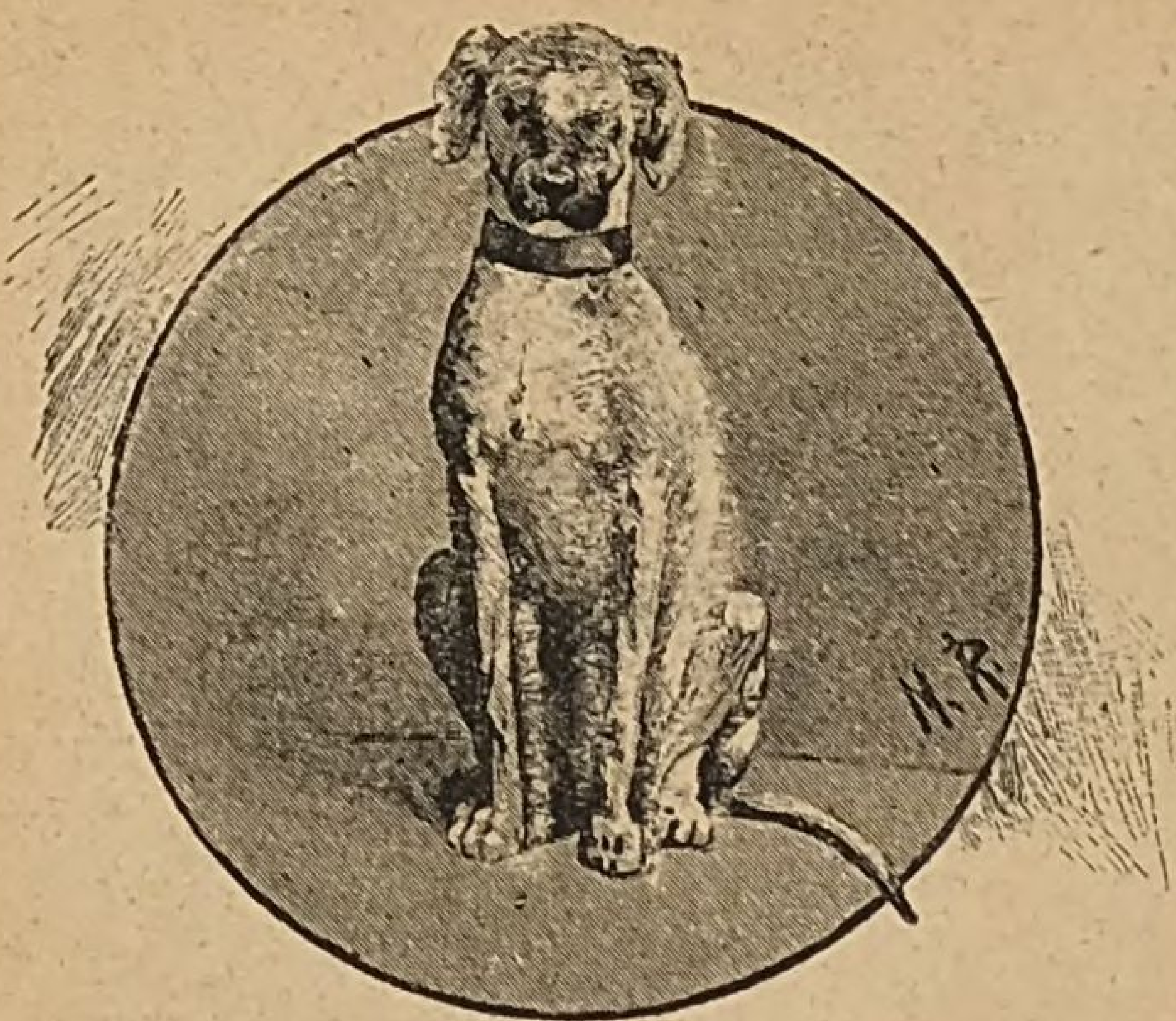
Die Wiege schluchzte dabei so laut, daß Lilli beinahe aufgewacht wäre, wenn die Wiege nicht gleich ganz leise gesungen und sanft dazu geschaukelt hätte.

„Hin und her, und auf und ab,
Von der Wiege bis ans Grab —
Ach! die alte Kinderfrau
Kennt die Sache ganz genau."

Und nun erzählte sie.

„Es war grad so ein warmer Frühlingstag wie heute und die Sonne wollte auch eben zu Bett gehen mit so glühendem Angesicht wie eine Braut am Hochzeitstag — bloß daß es drüben in der Kinderstube und ich ein paar Jahre jünger war. Ich werde es nie vergessen, wie der Doktor sich langsam aus seiner über mich gebeugten Stellung aufrichtete, sich von den ängstlich fragenden Augen deiner Mama abwandte und zum Papa sagte: „Es ist aus!" Dann nahm er seinen Hut und ging hinaus. Und der Papa gab dem weinenden Kindermädchen einen Wink,





daß es auch das Zimmer verlassen sollte. So waren denn die armen Eltern allein mit ihrem toten Munter und mit der kleinen Lilli, die ganz ruhig auf dem Boden saß und mit ihrer neuen Puppe spielte; ja — und richtig — Fips war auch noch da und suchte sich, nachdem er den Doktor bis an die Thür begleitet und dann die Mama fragend angewedelt hatte, das weichste Brett in der Diele zum Schlafen aus.

Deine Mama legte ihren Kopf an des Papas Brust und weinte und schluchzte, als ob es ihr das Herz zerbräche. Und der Papa hatte seine Lippen fest zusammengepreßt, starrte zu Boden, gerade dahin, wo Fips lag, und strich langsam mit der Hand über Mamas schönes blondes Haar, ohne ein Wort dabei zu sprechen.

Jetzt standest du, Lilli, vom Boden auf und schlichst an mich heran, um zu sehen, was denn nun mit dem kranken Brüderchen sei. Da lag es, ganz still und kreidebleich und kalt und starr, hatte die Augen zu und atmete nicht mehr, denn es war tot.

„Du Papa," sagtest du ganz leise und zupftest ihn dabei am Rock: „Munter schläft ja so schön — ist er jetzt wieder gesund?"

Und der Papa antwortete dir ebenso leise: „Ja, Lilli, Munter ist jetzt ganz gesund, denn er ist ein schneeweißes Englein mit Flügeln geworden, das in den Himmel fliegen kann, um dem lieben Gott von seinem Brüderchen und Schwesterchen zu erzählen."

„Von Fips auch?" frugst du nach einem kleinen Weilchen.

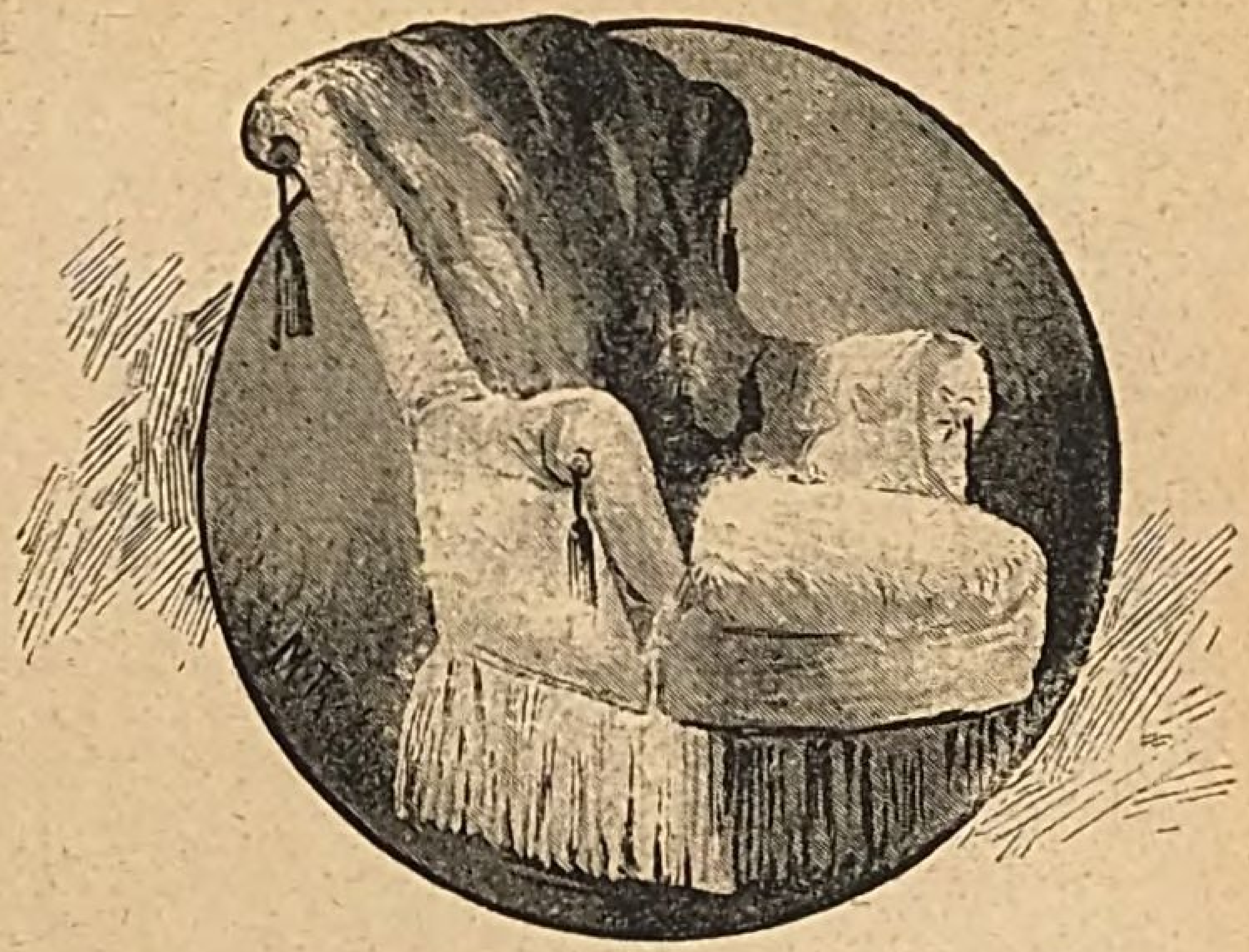
„Ja, auch von dem; von allen, die brav und artig sind."

Und gerade als der Papa dies sagte, fing Fips kläglich zu wimmern an, als ob er etwas sehr Trauriges träumte.

Da konnte auch der starke Papa nicht länger an sich halten; es zuckte ihm im Gesicht, die Augen gingen ihm über, und Mama fühlte, wie die Arme zitterten, mit denen er sie umfaßt hielt.

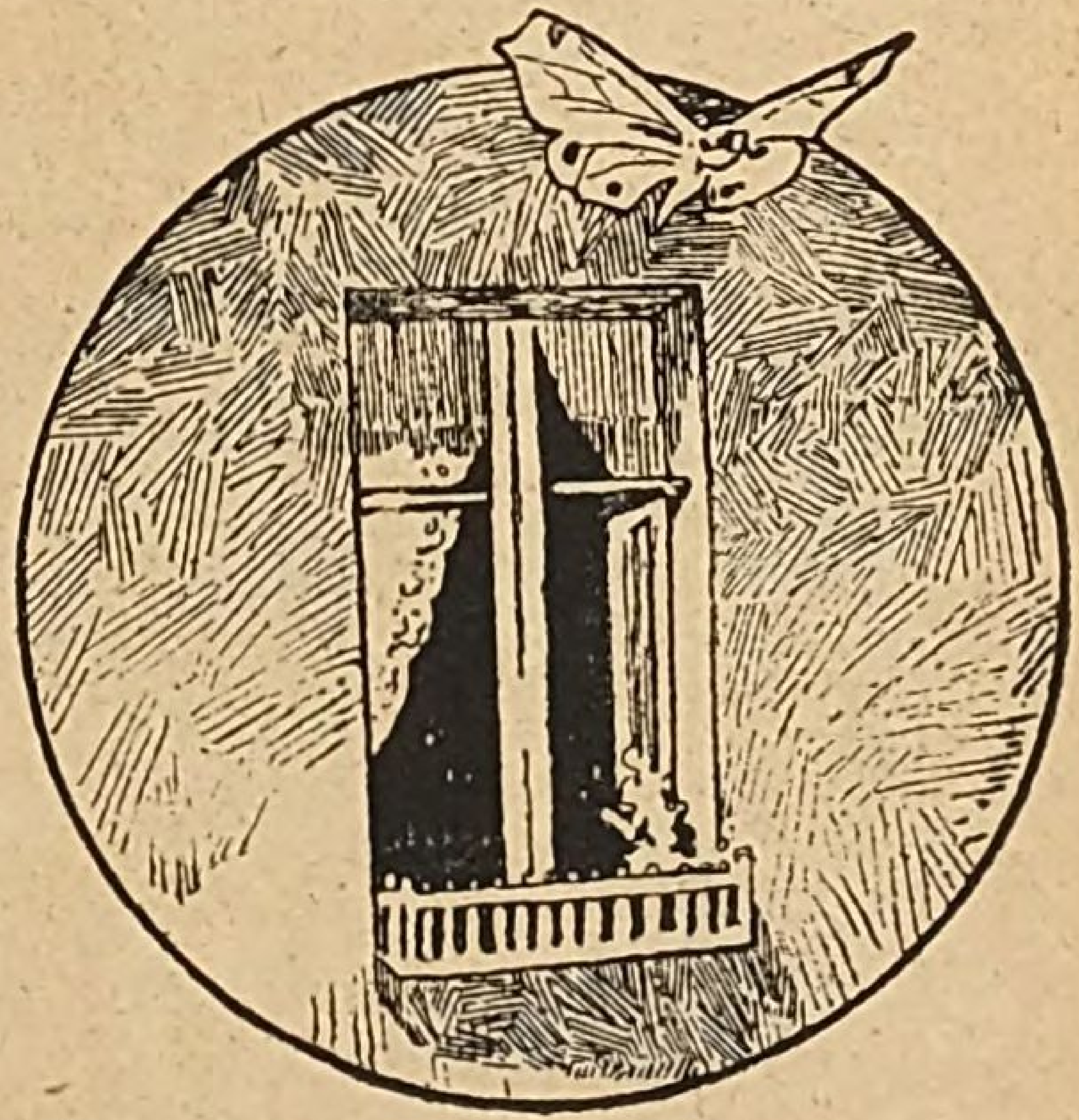
Du machtest so große Augen und sahest erstaunt an den Eltern hinauf; es war dir selbst zum Weinen, aber du wußtest nicht, weshalb.

„Was thut euch denn so weh?" frugst du nach einer neuen Pause weiter.



„Das Herz, Kind, — das Herz!“ Und mit diesen Worten führte der Papa die Mama nach dem Lehnstuhl, der in der Nähe stand, ließ sich hineinfallen, nahm die Mama auf den Schoß, küßte sie auf die Stirn und flüsterte ihr tröstende Worte ins Ohr.

Du aber stecktest dein Fingerlein in den Mund, machtest ein weinerliches Gesicht, konntest gar nichts begreifen und blicktest von Fips auf die Eltern und von den Eltern auf Fips und dann wieder auf das tote Brüderchen, dem doch gar nichts weh thun konnte, denn es lag ja ganz still.



Da kam ein ganz weißer Schmetterling zum offenen Fenster hereingeflogen, setzte sich auf den Hyazinthenstock, der dort in Blüte stand, flatterte dann im Zimmer herum, ließ sich einen Augenblick auf Munters Bettchen nieder, und wie er gerade auf und wieder durch das Fenster hinausflog, bemerktest du ihn und riefst ganz laut:

„Mama, Munter fliegt zum Fenster raus!“

Und Mama fuhr von ihrem Sitze auf, kniete zu dir nieder, herzte und küßte dich und — lächelte durch ihre Thränen.

Siehst du, liebe Lilli, so eine alte, zähe Kinderfrau, wie ich, kann schon einen Puff vertragen, aber das — wie die Mama da auf dem Boden kniete und dich an sich drückte und weinte und lachte, und wie Fips aus dem Schlafe erwachte, gähnte und dann zum Papa lief, seine Vorderpfoten auf dessen Kniee legte und mit dem Schwanz wedelte, als ob er sagen wollte: „Na, siehst du, lieber Mann, es ist doch schließlich nicht gar so schlimm! zwei liebe Kinder und ein braver Hund und ein weißes Englein im Himmel, das von allen dreien dem lieben Gott Geschichten erzählt! da geht es ja immer noch, nicht wahr?“ Und der Papa kraute Fips im Nacken, was dieser sehr

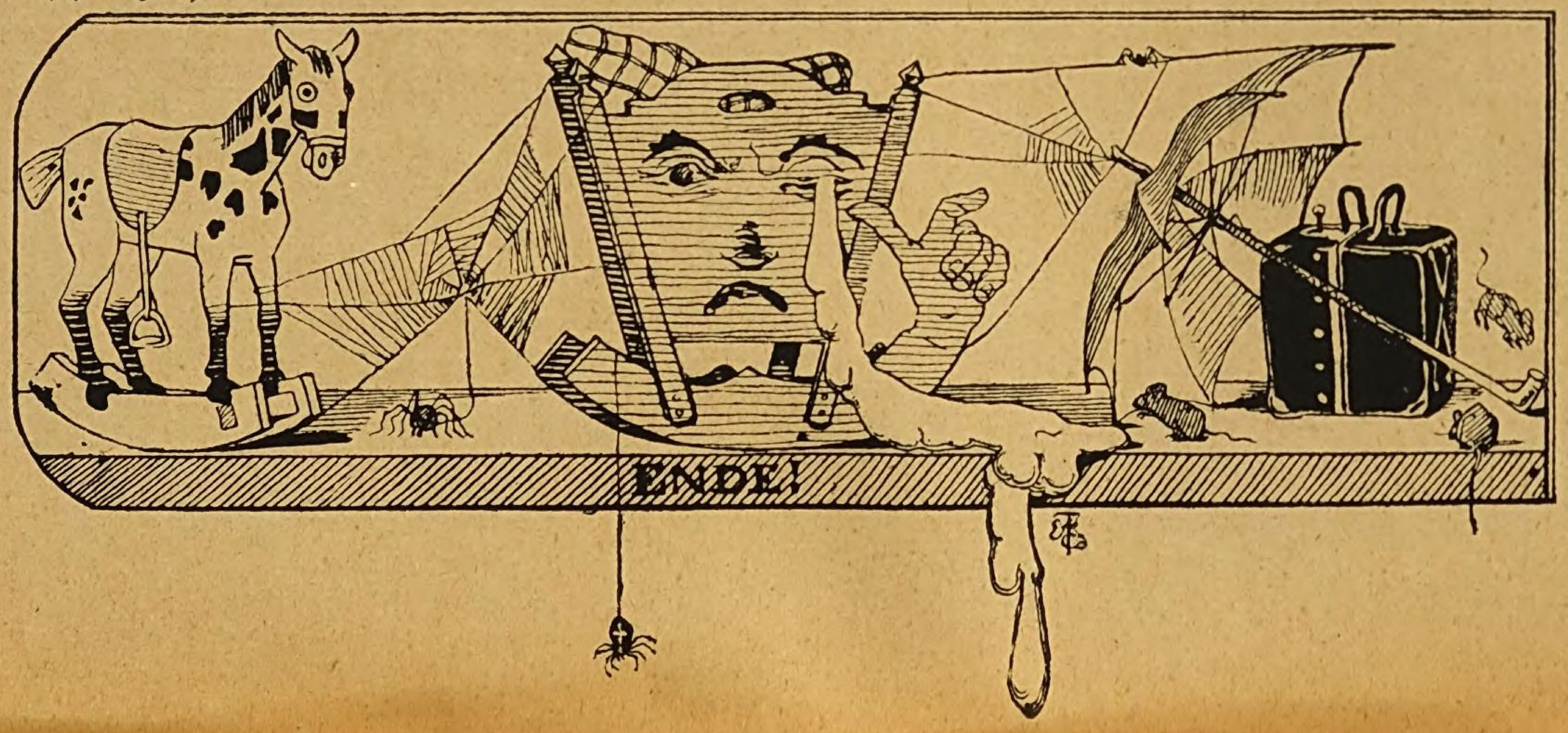
gern hatte, und ich — ja, wie gesagt, ich konnte das nicht aushalten und — na, kurz und gut: das ist die Geschichte von meiner Bernsteinthräne."

Damit schwieg die gute Wiege und war so bewegt, daß sie von selbst zu schaukeln begann.

Und wollt ihr nun noch wissen, ob Lilli bestraft wurde, als die Eltern nach Hause kamen?

O nein. Denn als sie nach langem, ängstlichem Suchen das Kind in der finsteren Kleiderkammer in Munters Wiege schlafend fanden, da kam die Erinnerung an jenen traurigen Tag, von dem die Wiege erzählt hatte, so mächtig über sie, daß sie der lieben Lilli nicht böse sein konnten. Und sie sah auch zu hübsch und gut aus, wie sie da so zusammengeduckt lag, mit hochroten Bäckchen und eine Thräne in jedem Auge — denn sie hatte im Schlaf über die rührende Geschichte der Wiege weinen müssen. Nein, sie konnten Lilli nicht strafen!

Aber die Bonne kriegte es ordentlich, weil sie sich mit der Müllern im ersten Stock so verschwätzt hatte.



Ein Tag aus dem Leben eines Sonnenstrahls.

Von K. Ruge.

Noch schläft alles auf dem weiten Erdenrund. Der Wald schläft und träumt, die Vöglein, welche in seinen Zweigen nisten, haben die Köpfchen unter ihre Flügel gesteckt und ruhen aus. Still liegt das weite Feld; kein Hälmchen rührt sich. In den Furchen tief versteckt schläft das Häschen, in ihrem Nest schläft die Lerche im Korn, mit den Flügeln ihre kleine Brut schützend, damit der Nachttau nicht auf sie falle. Ruhig liegen die Berge und ruhig das Thal, selbst das Bächlein rauscht leise, und seine kleinen Wellen singen süße, süße Lieder, Schlummerlieder den Weiden, die am Rande stehen und im Traum lächelnd ihre langen Blätter bewegen zu Bächleins melodischem Gesange.

Jetzt aber schaut der erste Sonnenstrahl über den Berg. „Auf!" ruft er, „ihr Erdenschläfer, es ist an der Zeit zu erwachen! Ich komme heut schon von Asien her und ihr, ihr schlaft noch alle! Nein, das geht nicht!" Und nun springt er herum, kitzelt das Häschen und zieht dem Vöglein den Kopf unterm Flügel hervor, hier rüttelt er die Bäume, dort küßt er die Blumen im Garten: alles, alles erwacht und reibt sich die Äuglein! Nachdem der Sonnenstrahl sie nun alle aufgeweckt hat, da strahlt er so warm und so schön, daß Blume und Strauch, Wald und Feld, Häschen und Lerche daran gedenken, daß er ja vom Himmel, vom lieben Gott zu ihnen gesandt ist. Da preisen die erwachten Schläfer den lieben Herrgott im Himmel, jeder in seiner Art; es ist ein Jubilieren und Lobsingen, daß alle Englein im Himmel sich daran erfreuen. Befindet sich an solch einem Morgen ein Menschenkind in der freien Gottesnatur, und ist es brav und fromm, so kann es die tausend Stimmen in der Natur hören und verstehen; ihm wird dann so froh, so leicht, so fromm ums Herz, daß es auch mit einstimmt in den Lobgesang zu Gottes Verherrlichung: „Wach auf, mein Herz, und singe dem Schöpfer aller Dinge!" —

Hat nun der Sonnenstrahl auf diese Weise im Freien sein Werk gethan, dann begibt er sich zu den Wohnungen der Menschen. Da pocht er an die Fensterladen, leise, leise! Oft wird ihm gleich aufgemacht; oft aber kommt es auch vor, daß es kleine Faulenzer gibt, die auf sein leises Pochen nicht hören wollen. Aber er läßt sich nicht abweisen; er klettert behende an einer Ritze im Laden oder Vorhang hindurch und treibt den Faulpelz dann endlich doch heraus. Ja, es ist ein beharrliches Ding, solch ein Sonnenstrahl! Aber wie freundlich ist er auch! Allen sagt er guten Morgen: dem Bäckerjungen, der dir deine frischen Semmeln bringt, dem Hofhund, der aus seiner Hütte, die Glieder streckend, hervortritt, dem Ge=

schäftsmann, der seinem Beruf nachgeht, dem Soldaten, der auf seinem Posten steht, kurz jedem gegenüber ist er freundlich und mild und deshalb allen auch so lieb.

Nun eilt er wieder zurück aufs Feld. Da stehen die jungen Halme und Blumen und Sträucher; die trauen sich noch gar nicht so recht aus der Erde heraus, denn sie sind noch sehr jung und schüchtern und zittern vor Verlegenheit, wenn nur ein Vöglein oder Häschen vorbeihuscht. Noch dazu sitzt solch naseweiser Spatz dort auf dem großen Feldstein, der ärgert die jungen Pflanzen immerfort und schreit: „Hu, was seid ihr doch noch so grün, das ist nischt, nischt, nischt!" Und dann springt er zwischen den kleinen verlegenen und schüchternen Hälmchen herum, und zwickt dies und beißt jenes, so daß da große Not ist.

Da kommt aber unser Sonnenstrahl und brennt dem naseweisen Spätzchen eins auf den Rock, so daß es sich gleich beeilt, in den Schatten zu kommen. Dann beruhigt und ermutigt der Sonnenstrahl die Hälmchen wieder, streichelt und hätschelt sie; von seinem goldenen Schein nimmt er schöne, goldene Farbe und malt die Hälmchen damit an. Das sieht man nun freilich nicht an einem einzigen Tage, denn er hat so viel Hälmchen anzustreichen, daß er täglich nur ein wenig Gold für jedes einzelne verwenden kann; doch im Lauf der Zeit werden die Hälmchen gelber und goldener, und wenn der Sonnenstrahl schließlich fertig ist mit seiner Malerarbeit, dann sehen die Hälmchen alle schön golden aus und die Menschen sagen: „Nun ist das Korn reif!"

So macht nun der Sonnenstrahl die Halme das Spätzchen vergessen und flößt ihnen neuen Mut ein; fröhlich schwenken sie sich in der Luft herum und verneigen sich vor dem Sonnenstrahl, der ihnen so gut zugeredet, und beugen sich vor dem lieben Gott zum Dank, daß er ihnen den Sonnenstrahl geschickt hat. Wenn du einmal mit deiner guten Mama oder deinem lieben Papa auf dem Feld spazieren gehst, kannst du's sehen, wie sich die Hälmchen verneigen, und wenn dir ein Spielkamerad sagt: „Sieh mal, wie schön das Korn wogt," dann kannst du ihm erzählen, was das für Gründe hat! — — —

In seiner Stube sitzt der Gelehrte und grübelt und forscht. Seine Fenster hat er zugemacht, daß die Stube ganz dunkel ist. Nur eine kleine Öffnung im Laden ist frei. Dahinter hat der kluge Mann Scheiben von Glas und Linsen von Glas gestellt. Da muß nun auch der Sonnenstrahl hin und dem Gelehrten zeigen, wie sich ein Lichtstrahl leiten läßt und welche Farben er hervorbringen kann und noch vieles mehr. — Und was er dem Gelehrten zeigt, das schreibt der mit forschendem Geiste auf und verwertet es zum Wohl seiner Mitmenschen. Das laß

dir einmal näher von deinem Vater oder Lehrer erklären und freue dich, wenn du wieder eines von den Wunderwerken Gottes dadurch kennen gelernt hast!

Nun aber komm einmal mit mir in jenen großen Garten, in welchem das schöne Haus steht. Da siehst du eine Dame und einen Herrn, die führen zwischen sich einen kleinen Knaben, vielleicht gerade von deinem Alter. Aber der Knabe sieht bleich aus und hat gar schmale, eingefallene Bäckchen. Sie müssen ihn beide stützen, denn er ist sehr schwach, und jetzt setzen sie ihn auf einen Stuhl, welcher vor dem Hause steht, wickeln ihm die Füße in warme Decken ein und sind sehr besorgt um ihn. Siehst du — der arme, kleine Knabe ist sehr krank gewesen; zum erstenmal seit vielen Wochen geht er aus dem Krankenzimmer; seine guten Eltern sind recht bekümmert um ihn gewesen, weil er sich gar nicht erholen wollte. Da sieht ihn nun unser Sonnenstrahl sitzen und springt gleich zu ihm. Die eingefallenen Bäckchen streichelt er und die mageren, kalten Händchen wärmt er; er macht die Luft um das kranke Kind so warm und wohlthuend, daß sich die Bäckchen ein wenig röten und die matten Augen anfangen, fröhlicher zu glänzen. Und Vater und Mutter sehen dies mit Entzücken und sagen: „Noch ein paar Tage im warmen Sonnenschein, und unser Sohn wird sich ganz erholen.“ Dann danken sie Gott, daß er ihnen solch schönen warmen Sonnenstrahl gesandt hat. Und auch der Knabe blickt dankbar in den Sonnenstrahl: es ist ihm wieder wohl und er fühlt, daß er wieder gesund werden wird, ganz gesund.

Da auf einmal schieben dunkle Wolken sich vor den Sonnenstrahl; Ströme von Regen gießen hernieder und die Pflanzen, die Vöglein, die Menschen klagen: „O, wo ist unser Sonnenstrahl? Jetzt haben wir wieder schlecht Wetter!“ Auch unser Sonnenstrahl ist bekümmert; denn er hat noch gar vieles zu besorgen, hat zu helfen, zu erleuchten. Vergebens müht er sich ab, die dunkle Wolkenwand zu durchbrechen. Höhnend rufen ihm die Blitze zu: „Müh' dich doch nicht ab, wir leuchten ebenso gut wie du, ja noch viel besser!“ Und dann fahren sie hin und her und versuchen, durch ihr Licht den Sonnenstrahl zu ersetzen. Aber die Menschen fürchten sich vor ihnen, halten sich die Augen zu und rufen: „Hu, die gräßlichen Blitze!“

Rastlos müht sich der Sonnenstrahl, durch die schwarzen Wolken zu brechen.

Dort in einem Haus, im Eckzimmer, sitzen Mann und Frau zusammen. Das Herz ist ihnen sehr, sehr schwer, denn morgen sollen sie von Haus und Hof gehen und nichts für sich übrig behalten. Vor längerer Zeit war der Mann schwer krank gewesen, sein Geschäft war zurückgekommen, und nur dadurch, daß er sich eine größere Summe Geldes lieh, hatte der Mann sich noch aufrecht erhalten können. Nachdem er nun wieder gesund geworden, hatte er tüchtig gearbeitet, hatte seine

Schuld bald abbezahlt und darüber Quittung erhalten. Diese Quittung aber war ihm verloren gegangen, und jetzt, nach vielen Jahren, verlangt der Mann das Geld nochmals von ihm, weil in seinen Büchern stünde, es wäre noch nicht bezahlt. Da die Quittung fehlte und unser armer Mann nicht nachzuweisen vermochte, daß die Schuld wirklich längst bezahlt war, wurde ihm Haus und Hof verkauft und morgen sollte er fortziehen.

Da saß er nun schweren Herzens mit seiner armen Frau, während sein Töchterchen im Nebenzimmer Schularbeiten machte. Sie sahen nach dem Himmel, der war trübe und grau, so weit das Auge reichte. Allen Mut hatten sie verloren, alle Hoffnung. Und so trübe wie der Himmel, meinten sie, so trübe sei auch ihre Zukunft.

Auf einmal brach durch das schwarze Gewölk hindurch unser Sonnenstrahl und schien so recht schön tröstend und warm auf die beiden. Da faßten sich Mann und Frau bei der Hand, ihr Herz gewann wieder Mut: „Wir wollen auf Gott vertrauen und diesen Sonnenstrahl als Zeichen nehmen, daß auch der trübe Himmel unseres Lebens sich wieder aufhellen wird!“ Sie betrachteten den Sonnenstrahl, der im Zimmer glänzte und kerzengerade auf eine alte Puppenstube fiel, welche schon jahrelang auf dem Spinde stand. Und wie die Blicke des Mannes dem Sonnenstrahl folgten und die Puppenstube trafen, wurde er ganz blaß, stand auf, stieg auf einen Stuhl, holte die Puppenstube herunter — und siehe, die eine Wand der Puppenstube war überklebt, und eben mit der Quittung, von deren Vorhandensein ihre Zukunft abhing. Und als sie sich beide nun überzeugt hatten, daß es wirklich die richtige Quittung, fielen sie auf die Kniee und dankten Gott ohne Worte aus tiefstem Herzen, daß er zu solchem Sonnenschein ihr Unglück gewendet hatte. Der Sonnenstrahl aber war selbst so erregt über sein gelungenes Werk, daß er zu zittern begann und sich aus dem Zimmer der nun Glücklichen zurückziehen mußte.

Mittlerweile war es auch Abend geworden und für den Sonnenstrahl Zeit, sich nach der anderen Erdhälfte hin zu begeben. Doch zuvor mußte er noch einen Besuch machen. Bei der Kirche vor dem Pfarrhaus saß der alte Pfarrer. Seine weißen Haare quollen unter dem schwarzen Sammetkäppchen hervor; seine Augen suchten die Sonne. Da nahte sich unser Sonnenstrahl und fiel grüßend auf des Pfarrers ehrwürdig Haupt. Und der alte Herr grüßte ihn auch, nahm sein Käppchen ab und sprach: „Achtzig Jahre hast du mich begrüßt, achtzig Jahre bist du mir gewesen ein Bote Gottes, ein Gruß aus seiner Ewigkeit! So schwarz auch die Wolken waren, stets hast du sie endlich durchbrochen; so stark die Regenschauer kamen, immer bist du ihnen gefolgt, ein Zeichen der Güte, der Milde und der Barm-

herzigkeit Gottes. Bald werde ich mit dir ziehen in jene lichten Höhen, woher du kommst, geh nur voran, lieber, alter, milder Bote des Lichtes, du lieber Sonnenstrahl!“

Und der Herr im Himmel sah, wie sich die Seele des greisen Priesters nach ihm sehnte, und sprach zum Sonnenstrahl: „Sag ihm, er soll zu mir kommen.“ Mit heiligem Kuß berührte der Sonnenstrahl das ehrwürdige Haupt und richtete seine Botschaft aus. Da rang sich die Seele des alten Mannes los, und getragen und erleuchtet vom Sonnenstrahl stieg sie mit ihm auf in das Reich des Lichtes und der Seligkeit. . . . . .

Unten im Dorfe standen die Leute um ihren geschiedenen Seelsorger. „Er sehnte sich zu sein, wo sein geliebter Sonnenstrahl herkam; Friede sei mit ihm!“

Die Glocken klangen durch die Luft; oben auf der Kirchturmspitze lag noch ein letzter Schein und glänzte golden herab auf das verklärte Gesicht des Greises: ein letzter Gruß noch vom Sonnenstrahl!

Aus der letzten Klasse.

Daß recht gut das A B C
In die kleinen Köpfe geh',
Spricht es erst der Lehrer vor
Und man wiederholt's im Chor.

A B C D E F G
‚Mitgesprochen da, Mosjöh!‘
Sagt der Lehrer zu dem Hans,
Der da schweigt und denkt, er kann's.

H J K L M N O
‚Gottlieb Schulze, schrei' nicht so!
Ungezogen ist das Schrei'n,
Denn du bist hier nicht allein.‘

P Q R S T U V
‚Max, ich sehe sehr genau,
Daß du bald die Fliegen haschst,
Bald aus einer Düte naschst!‘

W X Y und Z
So, nun geht es schon ganz nett!
Und damit es jeder kann
Fangen wir's noch einmal an!‘

Albert Herrmann.

Geographisches Rätselspiel.

Liebe Kinder!

Diejenigen von Euch, die schon einige Jahre zur Schule gehen, wissen bereits, was „Geographie“ ist, denn sie haben es dort gelernt. In der Geographiestunde werdet Ihr wohl Deutschland durchgenommen haben und schon viel Städte daraus wissen. Ich will Euch nun ein geographisches Rätselspiel erklären, das vielen von Euch wohl schon bekannt, manchen aber doch wohl noch neu sein wird:

Man wählt sich eine Stadt, deren Silben sich leicht trennen lassen, z. B. Ber-lin, Warschau. Man muß nun einen einfachen Satz bilden, in dem die erste Silbe der Stadt die Endsilbe des einen und die letzte Silbe der Stadt die Anfangssilbe des folgendes Wortes ist. Wohlgemerkt, dürfen die beiden Silben nicht durch ein anderes Wort getrennt werden. Ein richtiges Beispiel zeige ich Euch in dem folgenden Satze:

Kastanienbäume sind schön, **aber Linden** sind noch schöner. Berlin.

Ein anderes Beispiel, in dem zwei Städte vorkommen:

Das Wetter **war schauerlich, wie noch** nie. Warschau und Wien.

An Stelle der Städte könnt Ihr auch Flüsse, Berge oder Länder nehmen. — Wenn Ihr ein Rätsel aufgebt, müßt Ihr hinzufügen, ob der Satz eine Stadt enthält, einen Fluß, einen Berg 2c., um es dem Ratenden leichter zu machen.

Für diejenigen, welche mich oder vielmehr das Spiel verstanden haben, füge ich am Schluß noch einige solcher Rätsel bei, die Ihr raten sollt. Aber vorher muß ich Euch noch sagen, daß Ihr nicht nur zweisilbige Städte oder Flüsse anzuwenden braucht, sondern die Namen können soviel oder wenig Silben haben, wie Ihr wollt. Auch kann die ganze Stadt in nur einem Worte enthalten sein, zum Beispiel Laßt mich los, o habt **Erbarmen**. (Barmen ist bekanntlich eine Stadt in der Rheinprovinz.)

Es ist aber sehr schwer, solche Rätsel zu machen, ohne von der Orthographie abzuweichen, doch ich denke, Ihr werdet es versuchen, denn wie bei allem, so auch hier macht Übung den Meister.

Nun, zu den Rätseln für Euch:

Eine **Stadt.**

Ist es schwer in diesem Satz eine Stadt zu finden? Auflösung: Schwerin.

Ein **Fluß.**

Hänschen hat eine Schaukel bekommen. Aufl.: Elbe.

Ein **Gebirge.**

Gärtnerei, Feldarbeit und Obstzucht sind seine Beschäftigungen. Aufl.: Eifel.

Noch eine **Stadt.**

Es sendet Euch herzliche Grüße Aufl.: Essen.

Lotte.

Rebus.



Auflösung: EIN MALERMEISTER BRAUCHT PINSEL UND FARBE.

Aus Rußlands Vergangenheit.*)

Stein- und Bronzezeit.

In den verschiedensten Gegenden des großen russischen Reiches fanden die Bauern im Acker oft seltsame Steine, die eigentümlich zugespitzt und bisweilen am Rande gezähnt waren. Sie nannten dieselben Donnerkeile, denn sie waren der Meinung, die Steine seien durch Gewitter entstanden und nur da anzutreffen, wo der Blitz in die Erde geschlagen habe. Deshalb trauten früher



Fig. 1.



Fig. 2.



Fig. 3.



Fig. 4.

die Landleute solchen Steinen übernatürliche Kräfte zu und meinten, daß sie vor dem bösen Blick und allerlei Hexen- und Zauberkünsten Schutz gewährten. Das ist nun natürlich nur Aberglaube; Ihr wißt ja alle, daß es keine Hexen und Zauberer gibt. Die Steine haben auch gar nichts mit dem Gewitter zu thun und besitzen keinerlei wunderbare Eigenschaften. Dennoch sind sie gar merkwürdig und interessant, denn sie wissen uns manches aus dem grauen Altertume zu erzählen, über unsere Vorfahren, die vor vielen tausend Jahren lebten und von denen wir sonst nie etwas gehört hätten. Ihr lacht vielleicht und meint, das sei nicht möglich: Die Steine können doch nicht sprechen, wie sollen sie uns aus der Vergangenheit berichten können? Ja freilich sind die Steine stumm, und doch bringen sie uns Kunde aus der Vorzeit. Die unwissenden Bauern verstanden ihre Sprache nicht, als aber russische Gelehrte und Forscher diese sogenannten Donnerkeile zu Gesicht bekamen und aufmerksam betrachteten, da vernahmen

*) Die Erzählungen von Tolstoi und Garschin im letzten Jahrgang haben so allgemein gefallen, daß der Km. hier wieder ‚etwas Russisches‘ bringt. Diesmal ist es aber etwas Belehrendes; es wird sowohl die in Rußland lebenden Kinder deutscher Abstammung, als auch die andern Kinder interessieren. Die Fortsetzung soll — wieder abwechselnd mit neuem Unterhaltungsstoff — in den künftigen Kalendern erscheinen.

ſie gar manchen wichtigen Aufſchluß über die erſten Bewohner ihres großen Vaterlandes. Die Steine ſind nämlich von Menſchen bearbeitet und, wenn auch noch ſo roh behauen, doch die erſten Beweiſe menſchlicher Geſchicklichkeit und Handfertigkeit. Man erkannte in ihnen Waffen und allerlei Werkzeuge, Lanzenſpitzen, Wurfgeſchoſſe, Beile, Meſſer, Hämmer, ſelbſt Schmuckſachen, denn die durchbohrten, perlartig aufgefädelten Steine konnten wohl nur zu dieſem



Fig. 5.



Fig. 6.

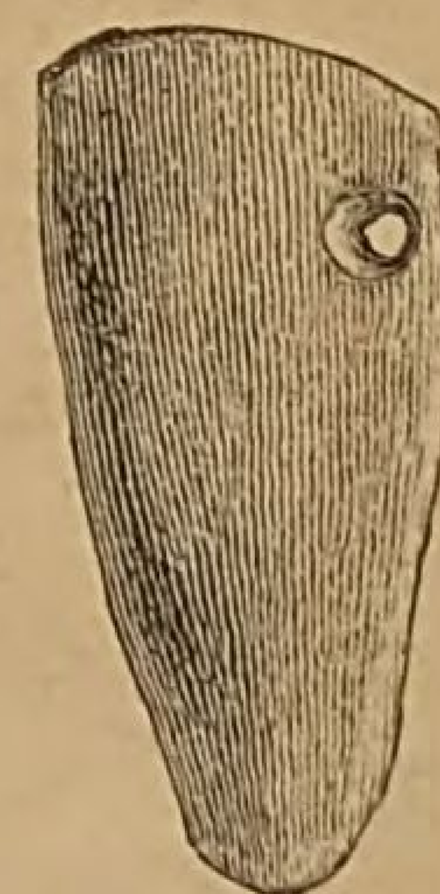


Fig. 7.

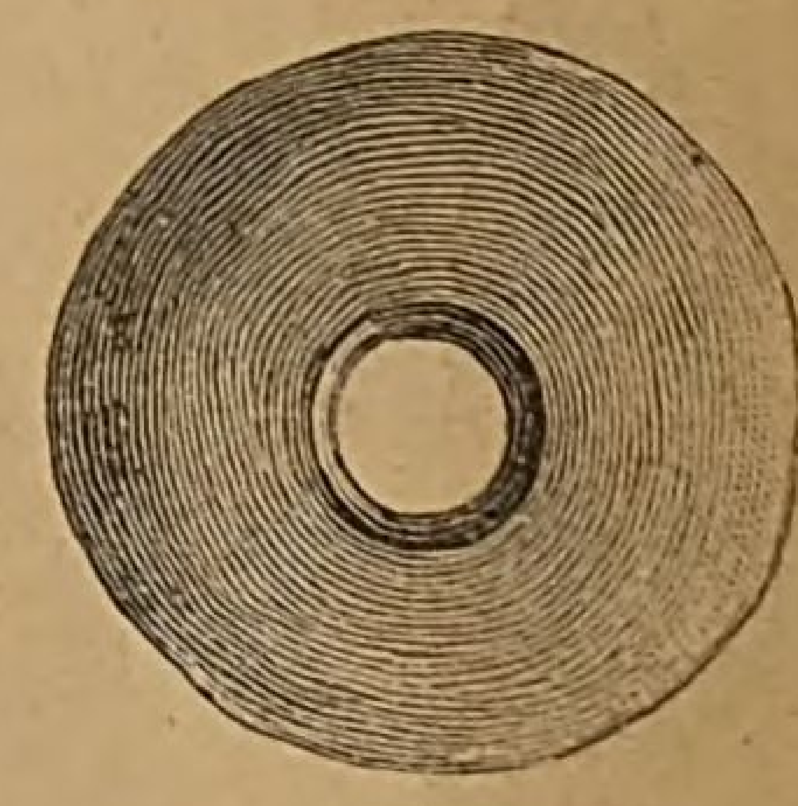


Fig. 8.

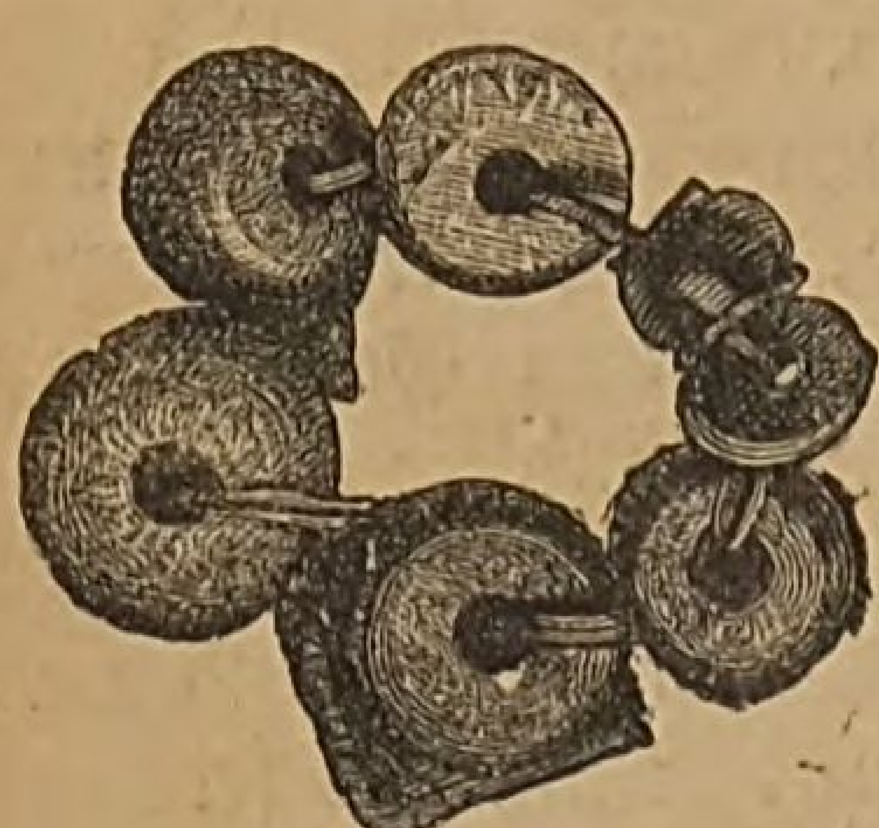


Fig. 9.



Fig. 10.



Fig. 11.

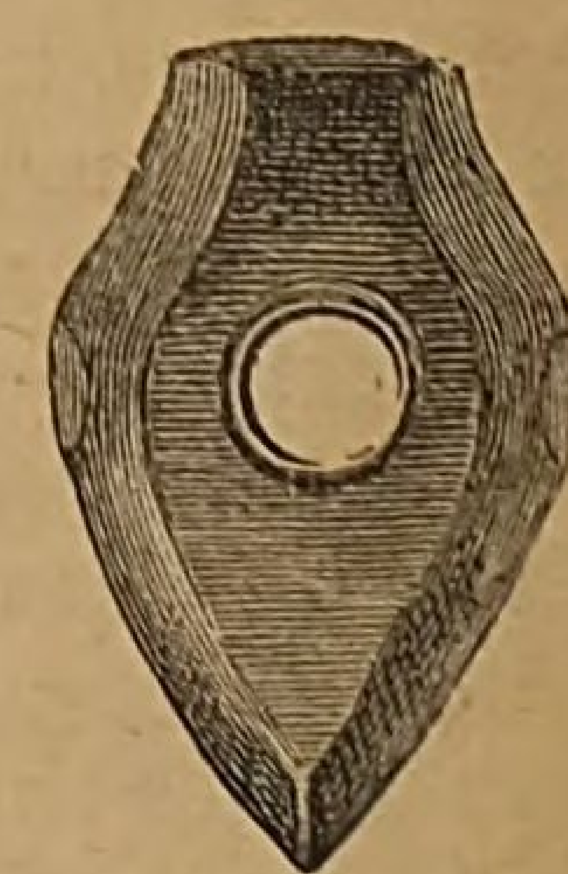


Fig. 12.

Zweck gedient haben. Alle dieſe Gegenſtände mußten aus einer Zeit herrühren wo die Menſchen noch keine Kenntnis von der Bearbeitung der Metalle hatten, wo ſie in Höhlen wohnten und noch auf einer ſehr niedrigen Stufe der Entwickelung ſtanden. Damals hauſten in der weiten Steppe und in den undurchdringlichen Wäldern Rußlands noch das Nashorn, das gewaltige, zum Elefantengeſchlecht gehörige Mammut und noch manches andere jetzt ausgeſtorbene Tier. Ihr fragt vielleicht verwundert: Woher weiß man, daß jemals in Ruß-

land solche Tiere lebten und daß die Menschen einst in Höhlen wohnten? Ja, denkt Euch, man hat im Schlamm der Flüsse Gebeine vom Mammut und Nashorn gefunden und daneben von Menschenhand bearbeitete Knochen, sowie Waffen und Geräte aus Stein. Ähnliche Funde hat man in den Höhlen gemacht, die sich am Dnjepr, besonders bei Kiew, und am Dnjestr meilenweit hinziehen. In der Nähe finden sich oft große Felder, die mit den Schalen der Flußmuschel bedeckt sind; wahrscheinlich haben sich hier die Höhlenbewohner

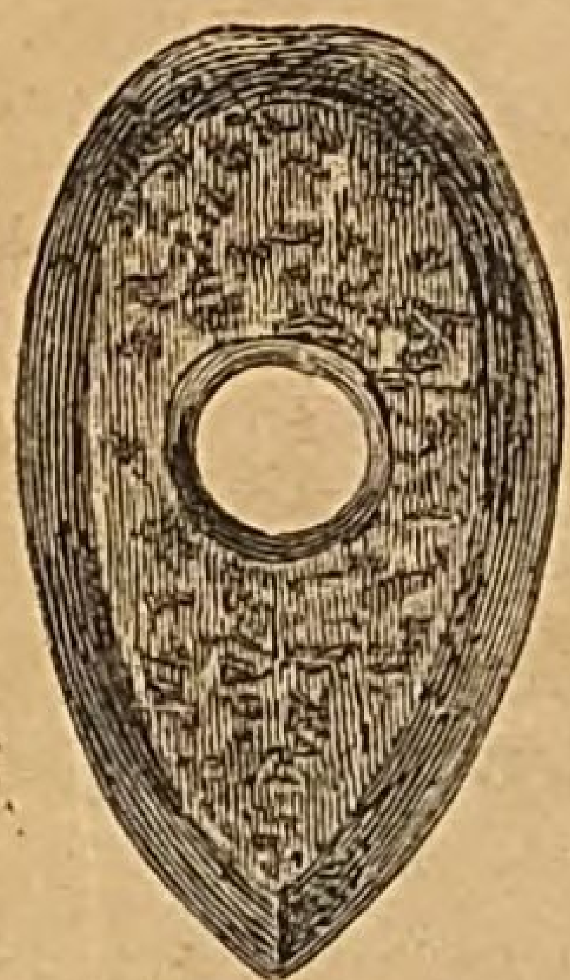
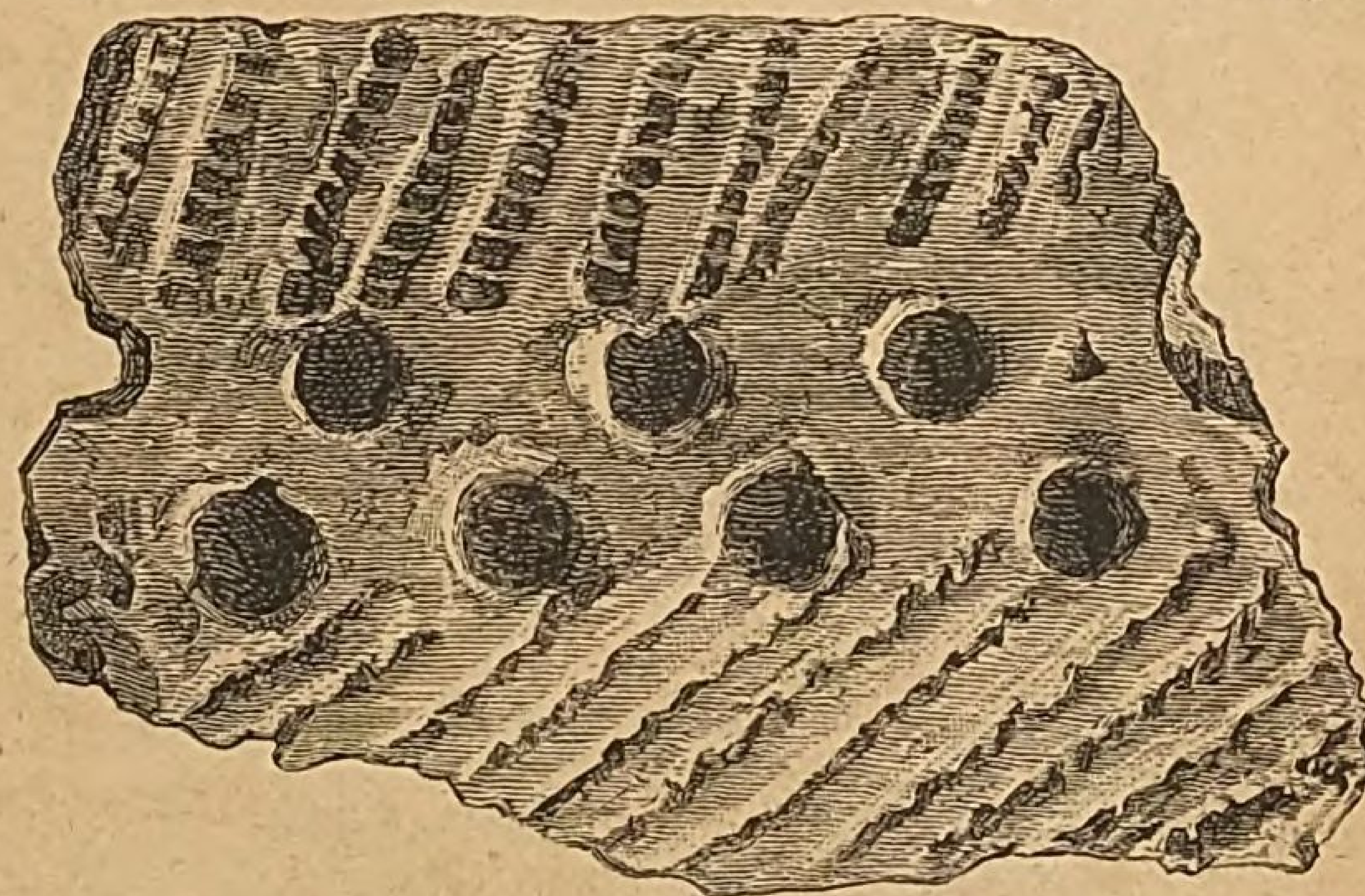


Fig. 13.



Fig. 14.



zu gemeinsamem Mahle versammelt; die Schalen sind also als Küchenabfälle zu betrachten.

Manche der gefundenen Gegenstände sind noch sehr unvollkommen und nur roh behauen, wie die ersten Abbildungen beweisen:

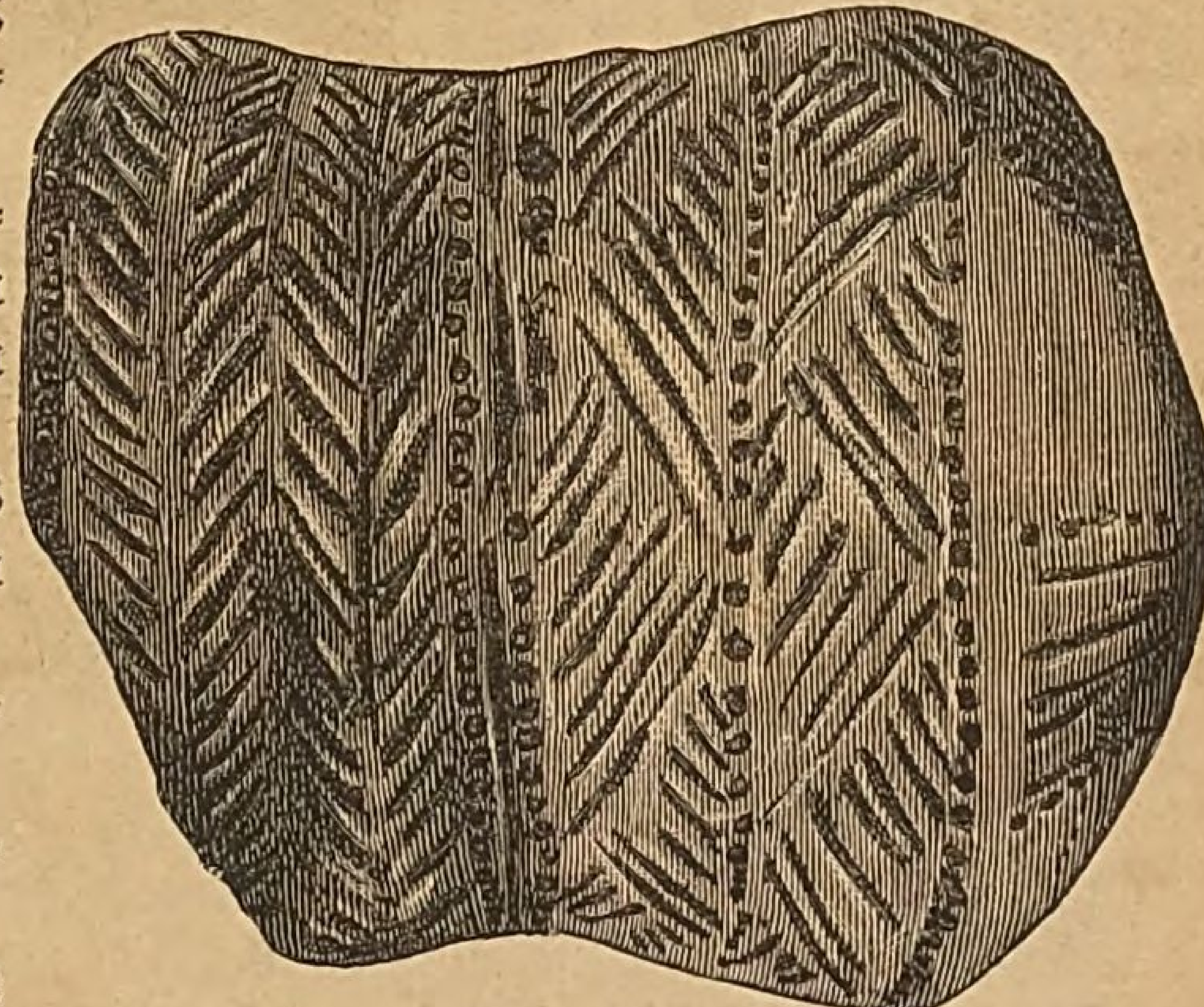


Fig. 16.

Fig. 1 ist eine Lanzenspitze aus Feuerstein mit gezähnten Rändern,
Fig. 2 ein grobgearbeiteter Meißel aus Feuerstein,
Fig. 3 ein Beil aus Quarzgestein,
Fig. 4 eine Messerspitze aus Feuerstein,
Fig. 5 ein Steinhammer,
Fig. 6 ein scharfes Schabinstrument für Gerber oder eine Lanzenspitze aus dunkelbraunem Horn,
Fig. 7 wahrscheinlich ein Senkstein, der beim Auswerfen der Angel benutzt wurde,
Fig. 8 ist entweder ein Schmuckgegenstand oder ein Senkstein, wie solche beim Weben Verwendung fanden.

Fig. 9 stellt eine Anzahl von Steinperlen dar, wie sie vermutlich als Halsschmuck getragen wurden.

Andere Waffen und Werkzeuge, die wohl aus späterer Zeit stammen, zeigen eine sehr sorgfältige und geschickte Bearbeitung. Betrachtet einmal die Abbildungen 10 bis 14 genau, welche verschiedene Hämmer, Kolben und eine Pfeilspitze darstellen. Wie viel Mühe und welcher Aufwand von Zeit war erforderlich, um die Steine so gleichmäßig und schön zu bearbeiten!

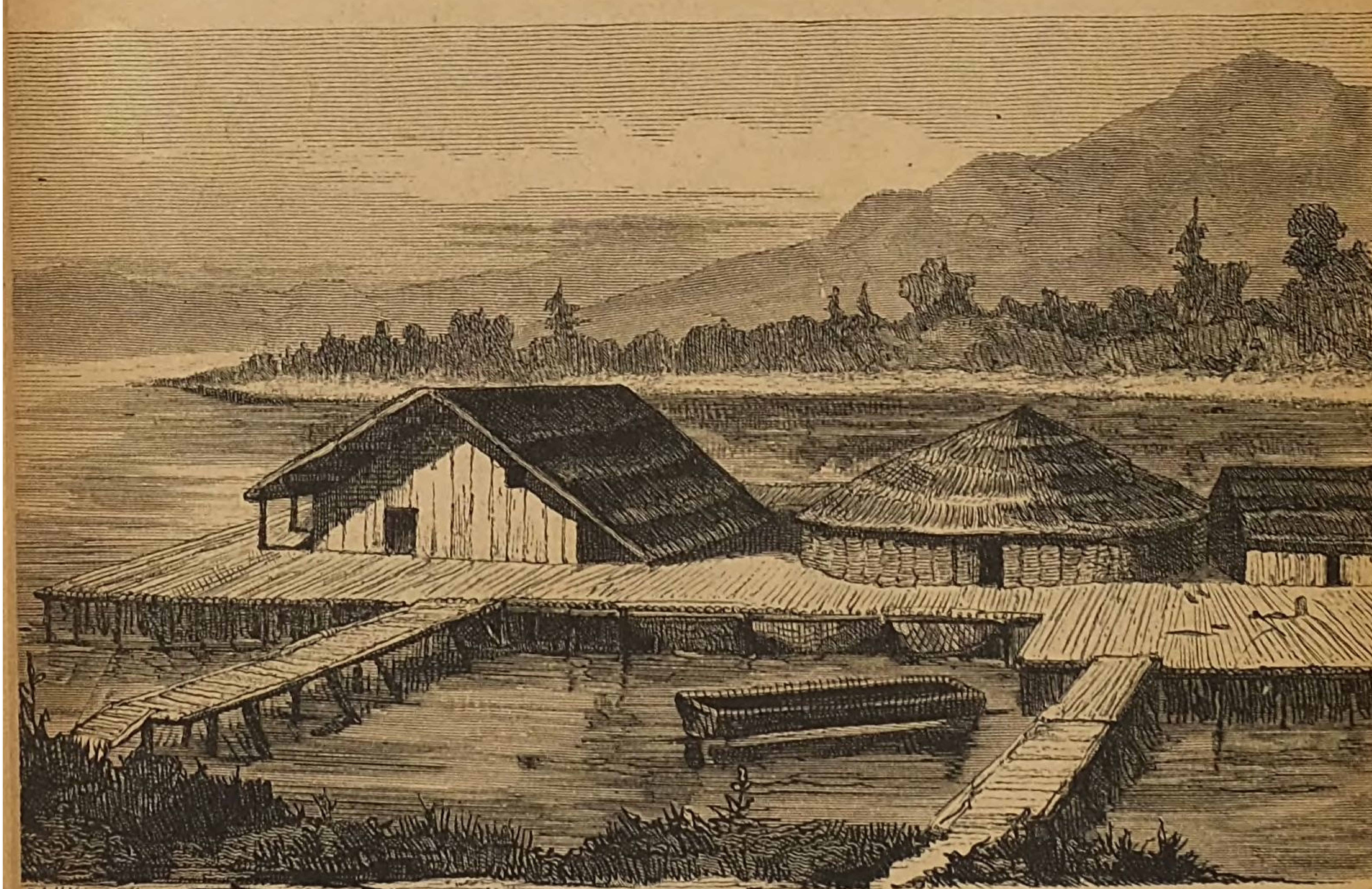


Fig. 17.

Oft findet man in der Erde auch Scherben von Töpferwaren, zuweilen auch ganze Gefäße; manche sind ganz einfach und bestehen nur aus Thon, der an der Sonne getrocknet ist, andere bekunden durch kleine Ziermuster das Bestreben, die Gebrauchsgegenstände auch gefällig zu schmücken. Abbildung 15 und 16 geben solche aufgefundene Scherben von verziertem Thongeschirr, verraten aber nichts von der Form der Gefäße.

Von dem Leben und Treiben der Urbewohner Rußlands in jener frühsten vorgeschichtlichen Zeit haben wir keine Kunde. Vermutlich aber werden ihre ersten selbstgebauten Wohnhäuser auch Pfahlbauten gewesen sein, wie dies in den meisten andern Ländern nachgewiesen werden kann. Abbildung 17 zeigt ein Pfahldorf auf einem Schweizer See; die Hütten stehen auf Pfählen mitten im

Wasser und sind durch Brücken mit dem Ufer verbunden. Sehr ähnlich haben sicher auch die russischen Pfahlbauten ausgesehen; denn wenn auch jetzt der gewaltige Unterschied zwischen einer Stadt in Rußland und einer in der Schweiz sofort in die Augen fällt, so waren doch die Pfahlbauten gewiß nicht sehr verschieden, denn die Anfänge menschlicher Bildung zeigen in allen Ländern sehr große Übereinstimmung.



Fig. 18.

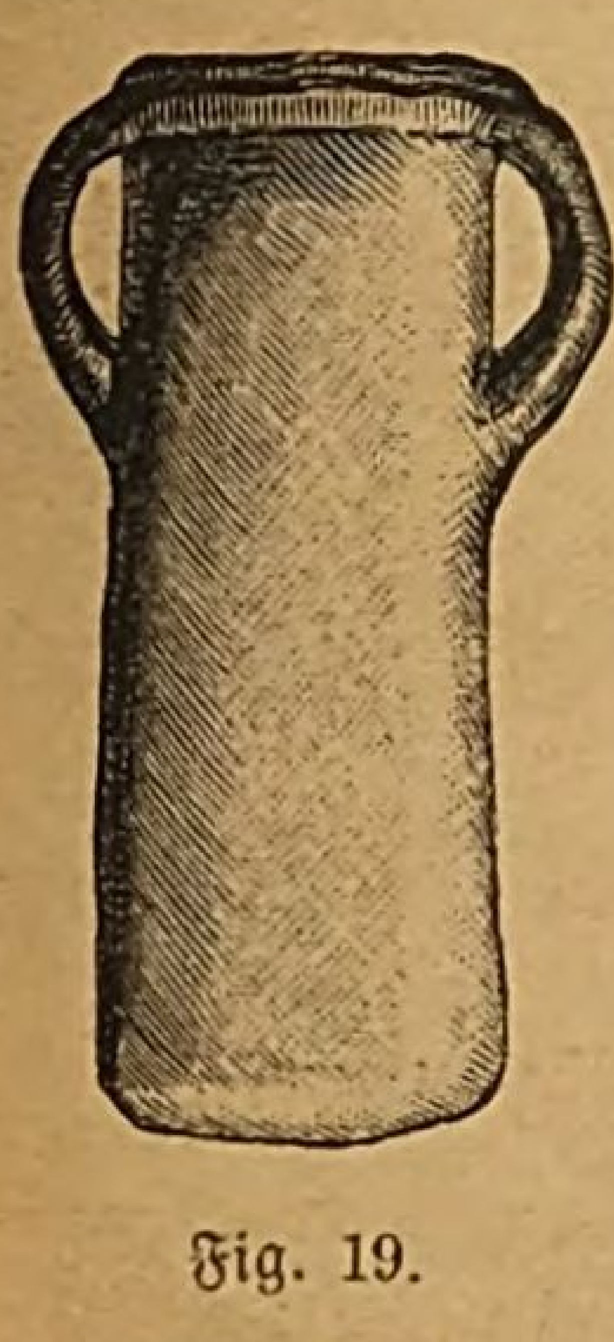


Fig. 19.



Fig. 20.



Fig. 21.



Fig. 22.

So folgt auch überall auf das Zeitalter des Steins das Zeitalter der Bronze. Dies Metall ist eine Mischung von Kupfer und Zinn und läßt sich viel leichter bearbeiten, als Eisen. Deshalb lernten die Menschen den Gebrauch des Eisens zu Waffen und Werkzeugen immer erst nach der Verarbeitung der Bronze, in einer späteren Zeit kennen, aber auch die Anwendung der Bronze bezeichnet schon einen wichtigen Fortschritt in der Entwickelung des

menschlichen Geschlechts. Auch in Rußland hat man häufig Waffen, Werkzeuge und Schmuckgegenstände aus Bronze gefunden, besonders zahlreich in manchen Grabhügeln. Aus einem solchen, dem berühmten Hügel von Ananino an der

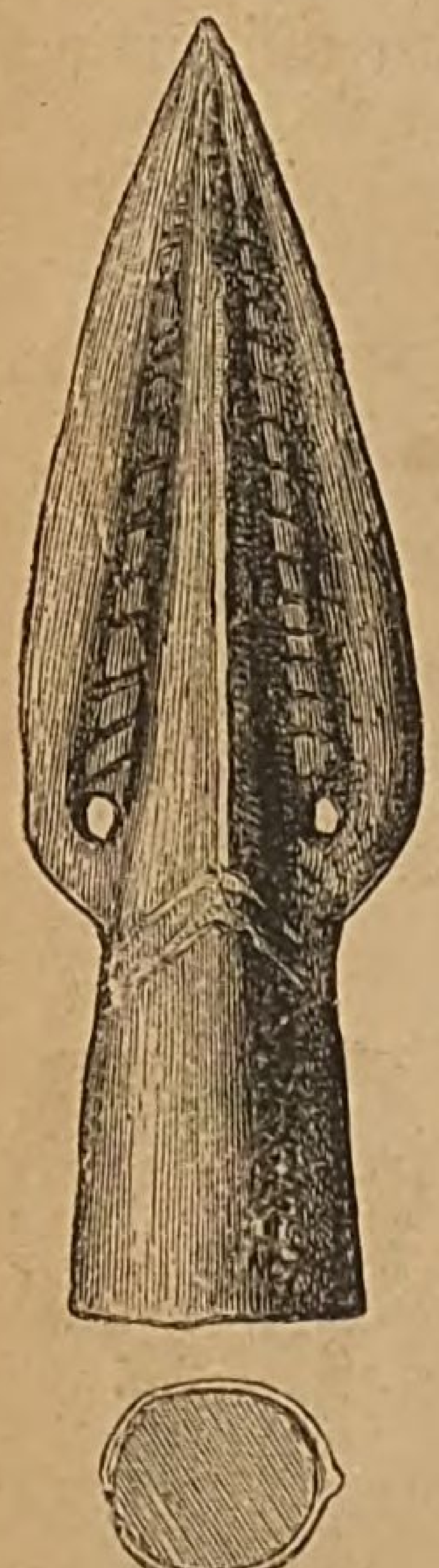


Fig. 23.



Fig. 24.



Fig. 25.



Fig. 26



Fig. 27.



Fig. 28.

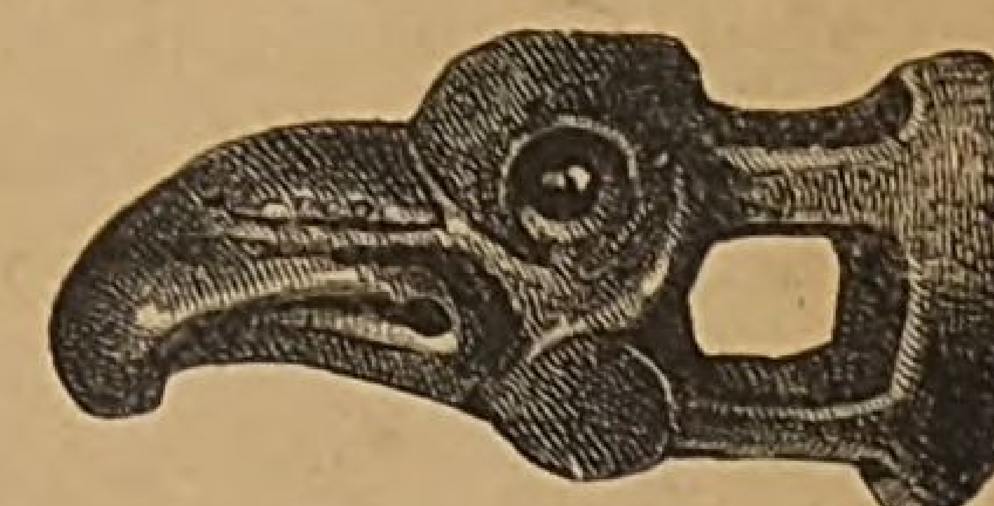


Fig. 29.



Fig. 30.



Fig. 31.



Fig. 32.

Kama, einem Nebenflusse der Wolga, stammen auch die folgenden Gegenstände, die sämtlich aus Bronze gefertigt sind:

Fig. 18 und 19 zwei polierte Kolben,
Fig. 20 ein Dolch,

Fig. 21 und 22 zwei Streithämmer,
Fig. 23 eine Lanzenspitze,
Fig. 24 ein Meißel,
Fig. 25 ein Zierblech, das als Schmuck auf die Kleidung genäht wurde,
Fig. 26 ein mit Spirallinien verzierter Knopf, hinten mit einem Öhrchen zum Annähen versehen,
Fig. 27 ein Löwenhaupt,
Fig. 28 ein Vogel,
Fig. 29 ein Adlerkopf,
Fig. 30 ein Drache,
Fig. 31 ein Rad,
Fig. 32 ein Tierkopf mit langem Rüssel.


Fig. 33.

Die letzten sechs Gegenstände sind wahrscheinlich als Amulet verwendet worden, d. h. als ein geheimnisvolles Zaubermittel gegen Krankheiten, Leiden und Übel aller Art. Noch einen sehr merkwürdigen Fund hat man bei dem Hügel von Ananino gemacht, einen Grabstein, auf welchem ein bewaffneter Mann dargestellt ist. (Abbildung 33.) Auf dem Kopf trägt derselbe eine dreieckige Mütze mit langen Bandgehängen. Der Hals ist mit einem ringförmigen Geschmeide geschmückt. Die Kleidung besteht aus einer Art Rock oder Kaftan, der durch einen Gürtel zusammengehalten wird. An der Seite hängt ein kurzes Schwert. Die ganze Darstellung verrät noch recht ungeschickte, des Zeichnens unkundige Hände; sie sieht ungefähr so aus wie die ersten Versuche, welche Ihr selbst einst auf Eurer Schiefertafel vorgenommen habt; nicht wahr, da stand oft auch der Kopf in gar keinem Verhältnis zu den Gliedern? Nun, diese frühste vorgeschichtliche Zeit ist gewissermaßen das Kindheitsalter der Menschheit. Das Kind entwickelt sich aber von Jahr zu Jahr; bei den alten Völkern waren Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende erforderlich, ehe ein sichtbarer Fortschritt in Kunstfertigkeit, Bildung und Gesittung zu bemerken war.

Bobchen, Mobchen und das Sirupfaß.

Eine süße, aber schreckliche Begebenheit, mitgeteilt von Marie v. Hindersin, illustriert von G. Nestel.

Eigentlich wäre es besser gewesen, wenn Bobchen, Mobchen und das Sirupfaß nie Bekanntschaft mit einander gemacht hätten Wie sie aber dennoch zusammenkamen, das verkündet diese Geschichte!

Bruder war blond, Schwester braun, ungezogen aber waren beide. Je mehr dumme Streiche sie vollführten, desto lustiger wurden sie.

Schelte, Schläge, gute Worte, böse Worte — Bobchen und Mobchen waren gegen alles gleich unempfindlich.

Aber die Strafe kommt! —

Nun müssen wir die Bekanntschaft des Sirupfasses machen. Das stand in der dunkelsten Ecke des Krämerladens. Es war sehr groß, denn Herr Bartuch war seines guten Sirups wegen bekannt, und die Leute kamen weit her, um Sirup von ihm zu kaufen.

In dem dunkeln Winkel stand das Faß Tag für Tag. Ein einziges Mal im Jahre, wenn es völlig leer war, wurde es aus der Ecke hervorgeholt, tüchtig ausgescheuert und in den Hof zum Trocknen gelegt. Darauf freute es sich das ganze Jahr.

Dieser Zeitpunkt war nun wieder einmal gekommen; weil aber auf dem Hofe gerade Waren abgeladen wurden, stieß Herr Bartuch die Thür zum Hintergärtchen auf und gab dem Faß einen Stoß — da rollte es mitten zwischen die Blumenbeete.

Ei, wie schön war es hier! — Bobchen und Mobchen, die sich gerade langweilten, stürzten herbei, betrachteten das Faß von allen Seiten und blieben dann nachdenklich davor stehen.



„Das giebt eine Wohnung,“ sagte Mobchen, und Bobchen war einverstanden. Sie machten es sich darin bequem und fanden ihr Haus sehr gemütlich; bald aber waren sie dieses Spieles müde und rollten das Faß mit Anstrengung aller Kräfte etwas hin und her — das war herrlich! —

Sodann schleppten sie ein langes Brett herbei, das mußte der Lehrling an den oberen Rand legen — so war's eine Treppe! — „Du bist ein prachtvolles Faß," rühmte Mobchen und streichelte es, Bobchen aber trampelte recht jungenhaft darin herum und fand es ebenfalls „prachtvoll!" Dann warfen sie Steine hinein, das bumberte so hübsch, — kurz, sie entdeckten alle Augenblicke neue Vorzüge.

Das alte Faß freute sich, als Frau Bartuch die Kinder zum Essen rief. Nun konnte es erst den schönen Sonnenschein genießen, nun erst die Blumen und den Rasen bewundern, sich am Anblick des blauen Himmels laben.

Gleich nach Tische drängten die Kinder:

„Wir müssen hinaus zu dem lieben Fasse."

Herr Bartuch horchte auf.

„Mit dem Faß habt ihr gespielt? wohl gar Schmutz hineingebracht? Das verbitte ich mir ernstlich!" Und er rief die beiden Lehrlinge, damit sie das inzwischen vollständig getrocknete Faß wieder in seine dunkle Ecke trügen. Bobchen und Mobchen aber waren sehr, sehr traurig über den Verlust ihres Spielkameraden.

Es war Kriegerfest. Herr und Frau Bartuch waren um die Ecke gelaufen, um den Zug zu sehen. — Inzwischen sollten die Lehrlinge die Kunden bedienen. — Es kam aber niemand.

„Ich gehe auch ein bißchen hin," sagte der ältere, nachdem sie eine Weile müßig gestanden, und der jüngere sprach:

„Nimm mich mit, sonst sage ich, daß du weggewesen bist!"

Und so rannten die gewissenlosen Lehrlinge denn beide fort. . . . . .

Bobchen und Mobchen waren im Hintergärtchen eingeschlossen; dort sollten sie spielen, bis die Eltern wiederkehrten. — Bald aber wurde ihnen die Zeit lang; Bobchen entdeckte, daß eine Latte am Zaune lose sei, und beide zogen und rissen mit vereinten Kräften daran. Die Latte löste sich los, riß aber im Fall die Kinder mit zu Boden.



Als sie sich etwas vom ersten Schrecken erholt hatten, versuchten sie, durch die entstandene schmale Lücke zu kriechen.

Richtig, es ging — draußen waren sie. — Nun weiter! — durch die angelehnte Thür gelangten sie in den Laden.

Auf einmal schrie Bobchen laut auf: „Da ist ja unser liebes Faß!"

Wahrhaftig, da stand es! Vergnügt strampelten sie darauf los.

Der Lehrling hatte etwas Sirup an der Seite entlang laufen lassen. Mobchen leckte: „Mm, wie süß."

Bobchen leckte auch. — Ach, das gute Faß! — Sie wollten wieder mit ihm spielen.

Ein Stuhl wurde daran gerückt, und Mobchen als die Ältere kletterte voran.

„Halt," sagte das Faß. —

„Weg, weg," tickte die Uhr. —

„Unheil kommt," schmetterte der Kanarienvogel von der Decke herunter. —

Aber die Kinder vernahmen nicht die warnenden Stimmen.

Mobchen turnte auf dem Rande des Stuhles herum. — Schwapp — saß sie im Faß. — Das war sehr weich, aber es war auch süß!

Sie fing an zu schlecken. — Aber o Jammer! Mobchen begann zu sinken. „Wehe! Hilfe! Bobchen! Bobchen!"

„Ich komme schon!" sagte der Gerufene.

„Hilf mir heraus!" Da streckte Bobchen die Hände aus, Mobchen wollte sich daran aufrichten, aber ach! ihr Bruder verlor das Gleichgewicht und lag nun ebenfalls im Faß.

Welch' Unglück! Die Kinder schrieen um die Wette. Je mehr sie aber strampelten, desto rascher sanken sie. Jetzt guckten nur noch die Köpfe heraus, jetzt die Haare, jetzt nichts mehr! — — —

Die Lehrlinge kehrten nach Hause zurück. Gott sei Dank, Herr Bartuch war noch fort!

Was raschelt dort in der Ecke? — Was tickt die Uhr so wütend? — Was schreit der Vogel so laut? — Sonderbar!

Ein Junge kam und forderte Sirup. Einer der Lehrlinge nahm einen großen Löffel und tauchte damit ins Faß. — Aber was war das? — Das war so lang! — Hilf Himmel, das war ein Zopf! —

Herr Bartuch trat in die Thür. Frau Bartuch suchte vergebens im Hintergärtchen die Kinder. — Bobchen! Mobchen! — Bobchen! Mobchen! — Entsetzt stürmte sie in den Laden. Da erblickte sie das klebrige Etwas. —

„Gott steh' mir bei!"



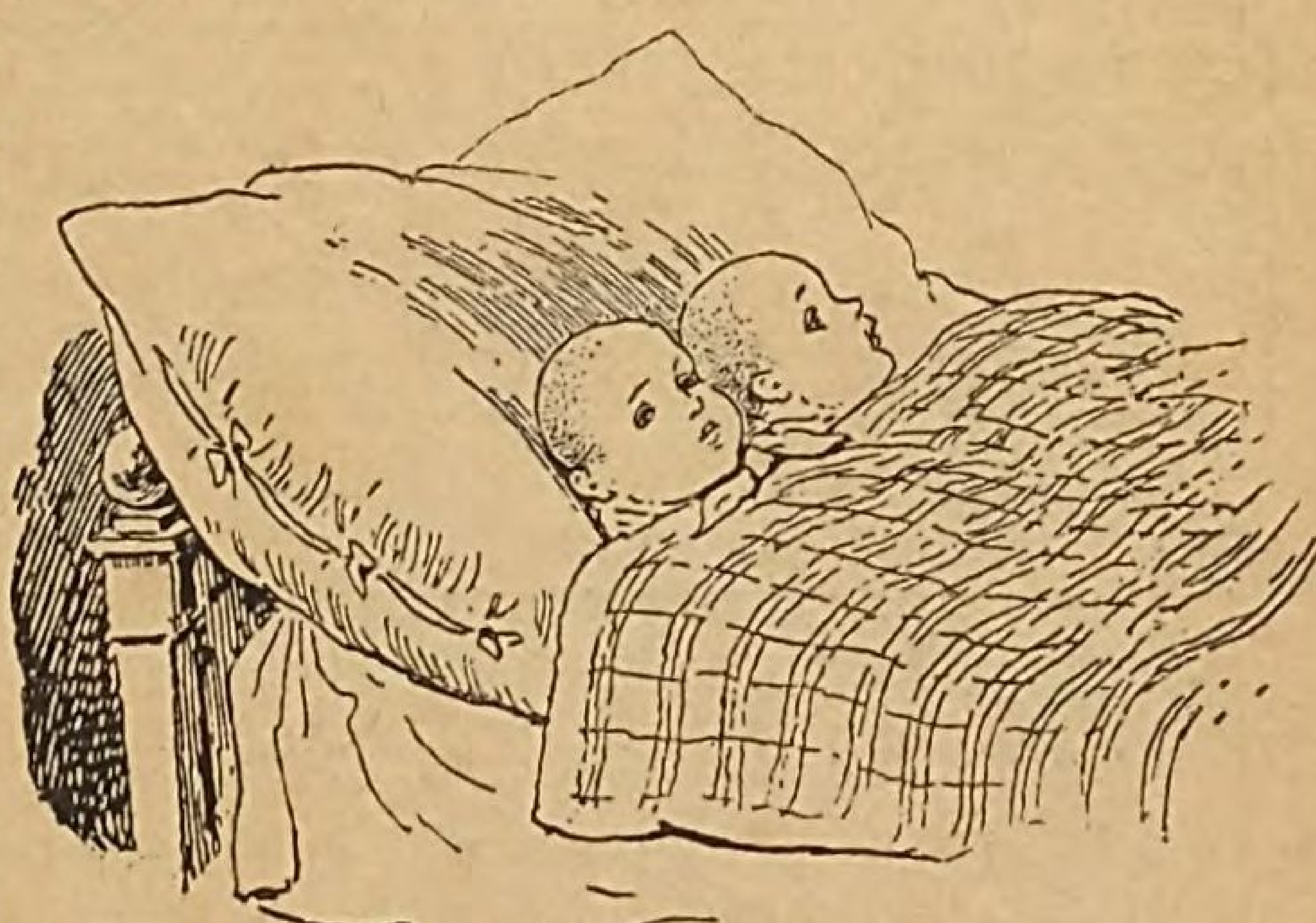


Mit beiden Armen griff sie ins Faß. — War das wirklich Mobchen? . . . Da regte sich noch etwas! — War das Bobchen? . . . Fürchterlich! — Herr Bartuch schrie nach Hilfe, Frau Bartuch nach Wasser.

Endlich kam die alte Christel mit einem Riesenzuber warmen Wassers. Bobchen, Mobchen — beide wurden hineingesteckt, und nach und nach gelang es, wieder etwas wie ein Gesicht, eine Hand, einen Fuß zu erkennen. . . . . .

Wenn man heute Herrn und Frau Bartuch fragt, wie sie es damals fertig bekommen haben, die Kinder zu reinigen und zu neuem Leben zu erwecken, dann wird noch heut Frau Bartuch bleich und Herr Bartuch bekommt das Zittern am ganzen Körper. Sie wissen es wirklich selber nicht mehr! — —

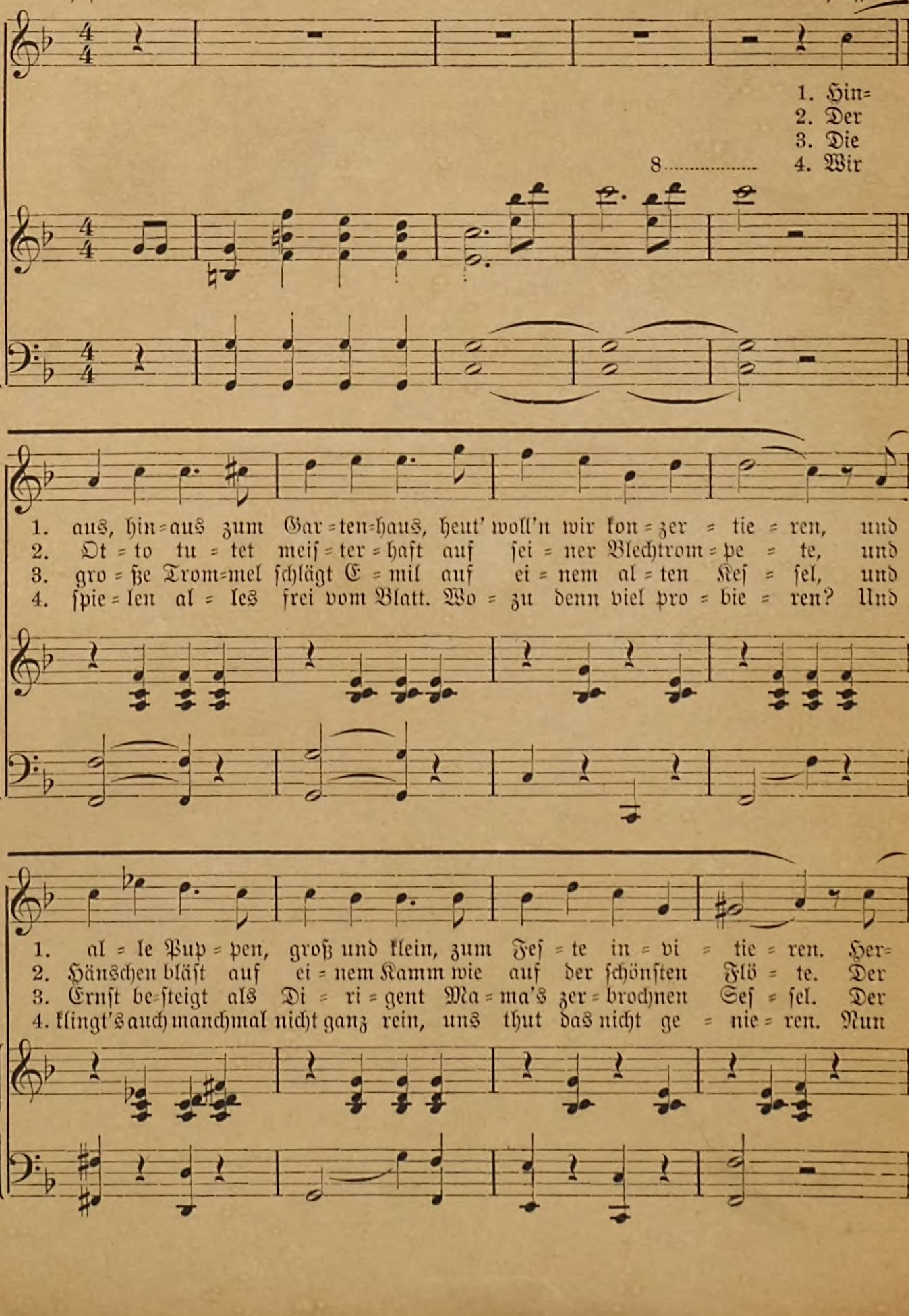
Am Abend dieses Schreckenstages lagen Bobchen und Mobchen friedlich in Mama's großem Bett. Sie sahen aus wie junge Ratten, denn die Haare waren ihnen dicht am Kopfe abgeschoren. Sie lagen mäuschenstill und gaben keinen Laut von sich; nur als Mama sie zur Gutenacht küßte und ihnen vorhielt, wie unrecht sie gehandelt, machten sie die Augen auf und sagten beide zugleich: „Das dumme Faß!“



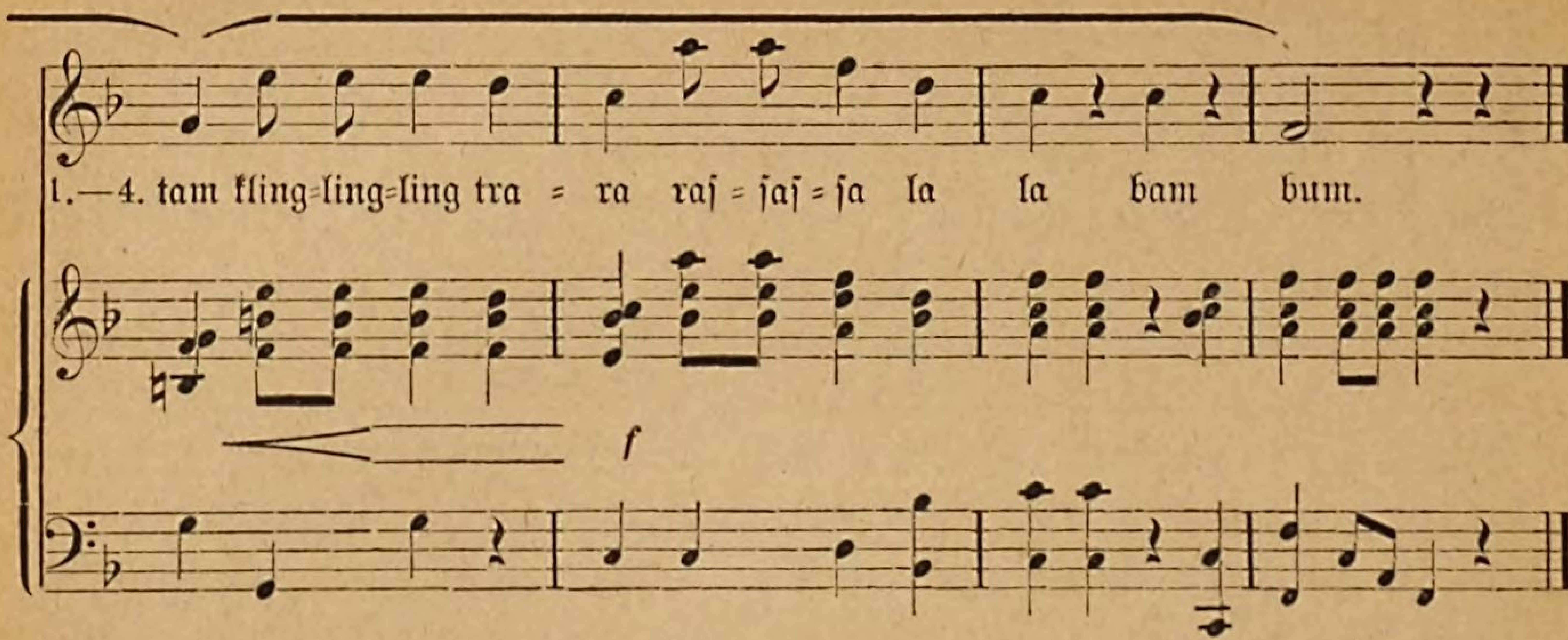
Das arme Sirupfaß aber grämte sich über das unverschuldet angerichtete Unheil, bis es ganz spack wurde. Es war nicht mehr zu gebrauchen, und der Krämer schickte es mir, als ich ihn um Holz zum Feueranzünden bat. Als ich mir des Abends die Herdflamme damit anfachte, hat es mir die ganze Geschichte von Bobchen und Mobchen vorgeknistert!

Kinder=Konzert.

Lebhaft. A. Schlosser.




1. bei, her = bei, Entrée ist frei, es wird so=gleich be = gin = nen, frisch
2. Fritz geigt mit dem Li = ne = al be = kann = te Me = lo = die = en, und
3. Phy=lax und Frau Mie = ze hier sind un = se = re So = lis = ten. Auch
4. frisch drauf los, recht fest im Takt, nur nicht die Kräf = te scho = nen, zum
1. tum=melt euch und zau=dert nicht, ein Plätzchen zu ge = win = nen.
2. Karl ent = lockt dem Bla = se = balg gar sanf = te Har = mo = nie = en.
3. mangelt's nicht der Com=pag = nie an treff = li = chen Cho = ris = ten.
4. Dank ein Küß = chen von Ma = ma wird uns' = re Müh' be = loh = nen.
Tralla
1.—4. la klingling sum sum di = deldum hum hum bidibum schrum schrum bim bam bum. Tam



Die drei Schwälbchen.

Von Anna Alberti.

Schon bald vier Wochen hatte die Schwalbenmama auf ihren drei Eiern geſeſſen und noch immer wollte kein Schwälbchen die Schale durchſtoßen; da, gerade als ſie eben vor Langeweile einſchlafen wollte, that's einen ganz leiſen Knacks und ein noch leiſeres Piep, und dann ſteckte ein kleines, nacktes Schwälbchen ſein Köpfchen mit dem breiten gelben Schnabel unter ſeiner Mutter Flügel hervor, um ſich jedoch, ganz erſchrocken, ſogleich wieder darunter zu verſtecken. Nun werden die anderen wohl auch bald kommen, dachte die Schwalbenmama, und richtig, nach einer Stunde that's noch einen Knacks, und nach abermals einer ſchaute auch das dritte Schwälbchen unter ſeiner Mutter Flügel hervor. Da freute ſich die Schwalbenmama über ihre Kinderchen und warf die leeren Eierſchalen aus dem Neſte, denn das war das Zeichen für den Schwalbenpapa, daß nun die Kinderchen gekommen ſeien und er jetzt für Mückchen zu ſorgen hätte. Da flog er denn umher und fing Hunderte von Mückchen, die er ſeinen Kindern brachte, die ſchmeckten ihnen vortrefflich, und ſie wuchſen, bekamen ſchöne Federchen und waren lange nicht mehr ſolch arge Gelbſchnäbel, wie ſie zuerſt geweſen waren. Vielen, vielen Hunger hatten ſie, ſo daß der gute Papa gar nicht genug Mücken herbei bringen konnte und auch die Mutter fortfliegen und Futter holen mußte. Da ſaßen denn die drei Nimmerſatte, ſtreckten die Köpfe aus dem Neſtloche heraus, und ſperrten die Schnäbel auf ſo weit ſie nur konnten, und Vater und Mutter flogen ab und zu, und alle wurden ſatt. Eines Tages aber, als die Sonne ſo warm ſchien, da zeigten ihnen die Eltern, wie man aufs Dach fliegen kann; ſie fürchteten ſich zwar ſehr, aber als das Älteſte von der Mutter einen kleinen Stoß bekam, da merkte es, daß es nich

hinunter fiel, sondern daß seine Flüglein es in der Luft trugen: so flog es denn mutig in die Dachrinne.

Da saß es und sah ganz verwundert und neugierig auf die Straße hinab, auf den Dächern umher, wo noch mehr Vögel, Tauben und Sperlinge waren. Das gefiel ihm sehr, und es fing so lustig an zu zwitschern, daß die beiden andern sich auch ein Herz faßten und zu ihm flogen. Da saßen nun alle drei, erzählten sich, was sie alles erblickten und wie schön doch die Welt sei, und die Alten flogen um sie herum, freuten sich über ihre artigen Kinderchen und brachten ihnen zur Belohnung fette Mückchen in Fülle. An den folgenden Tagen lernten sie dann noch in großen Bogen fliegen, und zuletzt das Mückenfangen; so waren sie schon ganz groß geworden, ihre Federn schillerten und glänzten im Sonnenschein, sie sahen fast gerade so aus wie ihre Eltern.

Doch allmählich war der Sommer entschwunden und der Herbst gekommen, die Mückchen flogen nicht mehr so viel umher, denn es fror sie, sie krochen unter die Blätter der Bäume oder an die Balken der Häuser und schliefen vor Kälte ein. Da sprach der Schwalbenvater: „Nun, Kinder, ist es Zeit, Abschied von unsrer Heimat, von unsrem Neste zu nehmen; denn nun kommt der böse Winter, der haßt uns und läßt uns erfrieren, wenn er uns noch hier findet. Deshalb ziehen wir noch heute mit allen unsern Brüdern und Schwestern hin nach dem fernen Lande, wo es immer warm ist, und wo viel Tausend Mückchen in der Sonne spielen.“ Da flogen denn die Schwälbchen gar eifrig umher, Abschied zu nehmen, zunächst an ihr Nest, hierauf an die Turmspitze, um die sie so gerne des Abends im Abendgold mit ihren Schwestern und Brüdern Fangen gespielt hatten. Auch in die Fenster sahen sie hinein, hinter denen die Kinder zusammen saßen und eifrig lernten, und dann flogen sie über die Stadt hinweg, hinaus auf die große Wiese, wo alle Schwalben der ganzen Umgegend schon versammelt waren. Das war ein Erzählen und Gezwitscher, ein Begrüßen und Wiedersehen! Die jungen Schwalben wurden von ihren Eltern den Bekannten vorgestellt, was ein Bewundern ohne Ende zur Folge hatte, bis die älteste Schwalbe ein Zeichen gab; da flogen sie alle gleich einer Wolke dahin, bis an das Meer und über das Meer, nach dem fernen Afrika in das Land Ägypten.

Nun hatten unsere Schwälbchen gar viel zu sehen, denn dort war alles anders als in der Heimat; heißer schien dort die Sonne, schöner dufteten und leuchteten die Blumen, und da, wo der große Fluß, der Nil, seine Ufer überschwemmt hatte, da gab es Mücken ohne Zahl, dicker und fetter als in der Heimat. Und dennoch, nach einiger Zeit, da merkten die Schwalben, daß es in Deutschland

wohl wieder Frühling werden müßte, denn immer mehr gedachten sie ihres Nestes am grünumrankten Häuschen. Und eines Tages war wieder große Versammlung, — aber wie anders sah der Ort aus, als die große Wiese im fernen Deutschland! An den Ufern des Nil, aus dem hie und da ein Krokodil schläfrig den Kopf heraus streckte, auf umgestürzten alten Steinbildern und Säulen saßen die Schwalben, mit vielem Gezwitscher ihren Reiseplan beratend. Dann flogen sie wieder heimwärts übers Meer, den Weg den sie gekommen.

Wie zwitscherten sie vor Freude, als sie endlich ihr liebes Nestchen wieder sahen! Aber o weh, als sie hinein wollten, saß so ein frecher, grauer Sperling darin, der schrie und schimpfte, als er heraus sollte; jedoch es half ihm alles nichts, die Schwälbchen zankten und bissen so lange, bis er ganz beschämt und zerzaust davon flog.

Nun putzte die Schwalbenmutter ihr Nest, aber schon sehr bald sah sie, daß es jetzt zu klein für die ganze Familie sei. Da lehrte sie denn die jungen Schwalben das Nestbauen: sie mußten die Schnäbel voll Lehm holen und aneinander kleben, bis das Ganze gerade solch graues Nestchen mit einem kleinen Eingang war, wie das, worin im vorigen Jahre die drei Eierchen gelegen hatten.

Ich glaube, nun werden die drei Schwälbchen bald Hochzeit machen und sich jede eine kleine Schwalbenfrau in ihr Nestchen holen, und wenn die Kinder artig sind, werden sie vielleicht auch zur Hochzeit eingeladen.

Märchen Mohr in Afrika.

„Was? Märchen Mohr in Afrika?“ hör’ ich Euch alle verwundert und zweifelnd ausrufen. Offen gestanden, ich habe mich selbst nicht wenig gewundert, als mir unter dieser Überschrift das nachstehende Gedicht zuging; denn nachdem mir, wie Ihr ja wißt, unser junger Freund in so bestimmter Weise erklärt hatte, nach der ihm durch mich angethanen ‚Blamage‘ müsse er seine Mitarbeiterschaft am Kinderkalender aufgeben, hätte ich alles andere eher erwartet, als einen neuen Brief von Märchen Mohr. Aber noch viel, viel mehr als dieser Brief überraschte mich die Art und Weise, in welcher derselbe an mich gelangte. Denkt Euch nur, ich sitze eines Morgens in Clarens am Genfer See auf meinem Balkon und sehe, ob man heute die Berge auf der andern Seite erkennen kann; es war gerade am ersten April. Da tritt ein Mann in Schifferkleidung auf mich zu, der hält eine Flasche in der Hand, eine ganz gewöhnliche grüne Weinflasche, an deren Hals ein Holztäfelchen gehängt war. — „Bong Schuhr!“ sagt er, —

„Bon jour!“ sage ich. — „Sind Sie der Kalendermann?“ sagt er. — „Der bin ich!“ sage ich. — Darauf hält er mir die Flasche hin und sagt: „Macht 75 Centimes für den Weg!“ — Ich sehe verwundert die Flasche und das Täfelchen an, das an derselben befestigt ist; auf diesem steht mit schwarzer Ölfarbe geschrieben: ‚An den Kalendermann.‘ — Die Handschrift kommt mir gleich bekannt vor. — „Wer hat Ihnen denn das übergeben?“ frage ich. — „Die Rhone!“ lachte er, „wir haben's in der Nähe von Villeneuve aus dem Wasser gefischt!“ — Ich sehe die Flasche genauer an und merke nun, daß sie fest zugepfropft ist, aber keinen Wein, sondern eine Rolle Papier enthält. Nun wißt Ihr ja wohl alle, daß die Seeleute solche Flaschen mit Briefen oder Zetteln ins Meer werfen, wenn sie Schiffbruch erleiden oder sonst in große Gefahr geraten, um auf diese Weise Nachricht über ihr Schicksal zu geben. Solche Flaschen schwimmen oft hundert Meilen weit, werden endlich ans Ufer geworfen oder von einem Schiffe bemerkt und aufgenommen, und haben schon manchmal ihren Zweck erfüllt; freilich ist es immer ein großer Glücksfall zu nennen, wenn dies geschieht, und gewiß zerschellen die meisten dieser Sendboten an den Klippen oder verschwinden im Schlamm und Sande, wenn nicht gar im Magen eines gefräßigen Seeungeheuers. Aber wie sollte eine solche Flasche in die Rhone geraten sein? Ich besehe die Adresse auf dem Holztäfelchen noch einmal genau und erkenne nun bestimmt die Handschrift meines jungen Freundes Max. Sollte der Knabe etwa eine Gletscher-Partie gemacht und sich dabei verlaufen haben? denke ich; jedenfalls lohnt es die 75 Centimes, um hierüber Gewißheit zu erlangen. Ich bezahle also den Schiffer, sage ihm noch obendrein schönen Dank für seine Gefälligkeit, wie er's ja vollauf verdient hat, und öffne die Flasche. Und was finde ich in derselben? Das schon erwähnte Gedicht unseres lieben Max nebst folgendem Briefchen:

Afrika, den 25. März 1887.

Lieber Kalendermann!

Ich hatte Dir eigentlich nicht mehr schreiben wollen, weil Du immer weitererzählst, wenn ich ungerechter Weise Prügel bekomme. Nun hat es sich aber getroffen, daß ich eine sehr merkwürdige Reise nach dem Mohrenlande gemacht und die Abenteuer, welche ich während dieser Reise erlebte, in Versen aufgeschrieben, auch allerhand kleine Bildchen dazu gezeichnet habe, um die Sache klarer zu machen, weil wirklich manches zu wunderbar ist! Und da dachte ich denn, das wäre so etwas für den Kalendermann, und beschloß auch gleich, Dir das Ganze zu schicken. Weil wir aber hier noch keine regelmäßige Postverbindung mit der Schweiz haben, so sende ich Dir mein Gedicht mit der

Flaschenpost, welche zur See sehr gebräuchlich ist, wie ich schon in mehreren Geschichtenbüchern gelesen habe, und hoffe, daß alles in Ordnung ankommen werde. Schreibe mir auch recht bald, ob Du das Gedicht erhalten hast, und schicke mir den Kinderkalender, in welchem Du es abdrucken wirst. Einstweilen grüßt dich herzlich Dein alter Freund

Max Mohr, Afrikareisender,
derzeit in Kamerun W., King-Bell-Straße 21/II.

Nun, Kinder, was sagt Ihr dazu? — Ihr antwortet nicht? Ihr wollt zuerst wissen, wie ich über die Sache denke? — Hm, da kann ich Euch im Grunde genommen nicht so Unrecht geben; der Kalendermann muß doch in allen Dingen, die seinen Kalender angehen, zunächst Bescheid wissen! So will ich Euch denn offen gestehen, daß mein erster Gedanke nach dem Durchlesen dieses Briefes war: „Kalendermann, sei auf der Hut — da will sich einer einen Spaß mit dir machen!" —

Was mich aber in diesem Gedanken noch ganz besonders bestärkte, das war die angebliche Adresse Mäxchens am Schlusse des Briefes: Kamerun W., King-Bell-Straße, Hausnummer 21, in der zweiten Etage! — Als ob Kamerun eine Stadt und noch obendrein eine Großstadt wie Berlin wäre, die man nach den Himmelsgegenden in Quartiere einteilt und wo es ein „Geheimratsviertel" mit zweistöckigen Häusern gibt! Einen „King Bell" — zu deutsch König Bell — gibt es in diesem jetzt unter deutschem Schutze stehenden Mohrenländchen allerdings, aber seine Residenz ist nur ein armseliges Negerdorf, dessen Hütten aus Bambusrohr und Palmenwedeln erbaut sind und wo eine „König-Bell-Straße" ebenso wenig zu finden ist, als Hausnummern und zweistöckige Wohngebäude.

Das war nun gewiß ein recht gewichtiges Bedenken gegen die Echtheit des Mäxchen Mohrschen Flaschenbriefes; es stiegen mir aber deren noch mehrere auf.

Zunächst mußte ich mich fragen: Wie kam die Flasche in die Rhone?*) Es ist freilich wahr: wie alle Wege nach Rom führen, so führen auch alle Flüsse schließlich ins Meer. Aber während man jeden Weg hin und zurück gehen kann, kann man in dem Flusse nur abwärts, also dem Meere zuschwimmen, nicht aber gegen den Strom vom Meer zur Quelle herauf. Mäxchens Flasche

*) Ich brauche meine gelehrten Leser und Leserinnen wohl nicht daran zu erinnern, daß — also sagen wir: bekanntlich — die Rhone am südöstlichen Ende des Genfersees in denselben einmündet und ihn an der südwestlichen Spitze bei Genf wieder verläßt.

konnte also unmöglich geradenwegs von dem mächtigen Guinea-Golf, in dessen innerstem Winkel Kamerun liegt, durch das Mittelländische Meer geschwommen, dann etwa den Montblanc hinauf und auch wieder hinunter gewandert sein; das leuchtet Euch doch wohl von selbst ein. Aber wie gelangte sie dann in den Genfersee? Hatte sie vielleicht ein großer Fisch verschlungen und so an ihre Adresse befördert? Die Wanderzeit vieler Fische fällt in der That so ziemlich in die Zeit, um welche Märchens Brief geschrieben war; allein — und nun kommt mein drittes Bedenken, — eine solche weite Reise braucht Zeit, wie rasch auch z. B. ein Stör schwimmen kann, und zwischen dem Datum des Briefes und der Bestellung desselben durch den Schiffer war eben erst eine Woche vergangen!

Diesen schwerwiegenden Bedenken stand jedoch die Thatsache gegenüber, daß das Gedicht unzweifelhaft von Märchen Mohrs eigener Hand herrührte. Wenn also bei der Sache Flunkerei im Spiele war, so ging dieselbe sicher und gewiß von dem Helden der Geschichte selbst aus. Das schien mir denn auch nach reiflicher Überlegung die einfachste und wahrscheinlichste Lösung des Rätsels zu sein: Märchen Mohr bereute es, dem Kalendermann und dessen jungen Freunden seinen Umgang entzogen zu haben, und um die abgebrochene Verbindung in recht geschickter Weise wieder anzuknüpfen, unternahm er — natürlich, wie immer, in der besten Absicht! — einen von seinen kleinen Schelmenstreichen und ließ mir sein lustiges und abenteuerliches Gedicht auf diese höchst seltsame Weise zugehen, um mich zu verblüffen und — wie man zu sagen pflegt — in den April zu schicken!

So, jetzt wißt Ihr meine Meinung. Ihr mögt Euch nun Märchen Mohrs wundersame Reiseabenteuer, die ich, dem Wunsche unseres jungen Freundes entsprechend, mit allerlei lustigen Bildern nach seinen Skizzen und außerdem von dem geschickten Zeichner Herrn Eddelbüttel noch mit eigenen Illustrationen versehen ließ, selbst durchlesen und danach ermessen, ob ich recht habe oder nicht. Nur möchte ich Euch noch einen wohlgemeinten Rat geben: Wenn eines von Euch vielleicht auf den Gedanken verfallen sollte, an Märchen Mohr selbst zu schreiben, um ihn zu fragen, ob er jetzt wirklich in Afrika wohne, so geschehe dies doch ja vermittelst der Flaschenpost; denn diese kostet den Absender nichts und befördert den Brief gewiß ebenso sicher, wie unsere berühmte, findige Reichspost, an Märchen Mohrs wunderliche Adresse in „Kamerun W., King-Bell-Straße 21/II.“

Und nun hat unser gemeinschaftlicher junger Freund das Wort:



Erstes Abenteuer.

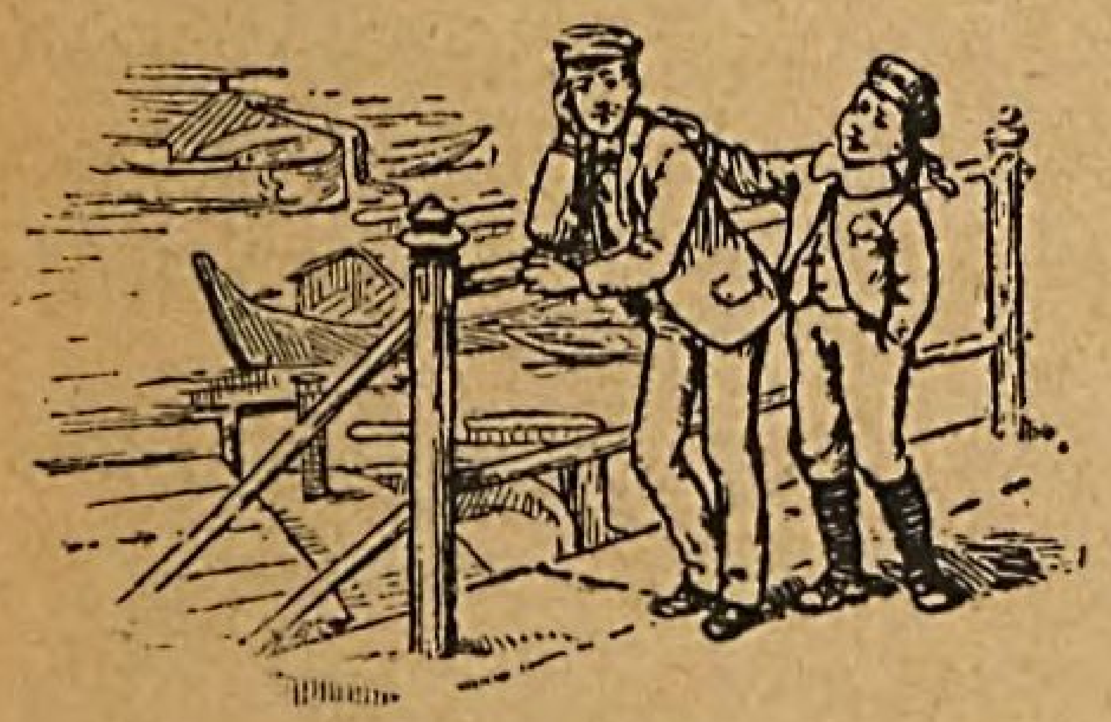
Die Flucht.

„Ruhet nun, ihr tint'gen Federn,
Ruh, o Bleistift, der in Cedern-
Holz so fein und schmuck gefaßt,
Ruh auch du, o Gummi-Elast!
Ruht, ihr müden Köpf' und Hände,
Denn das Schuljahr ist zu Ende;
Marsch, ihr Bücher, in die Truhe,
Denn die Schüler wollen Ruhe
Von des Lernens Plage jetzt,
Und wer brav war, wird versetzt!"
Also sang der Knaben Chor
Und mit ihnen Mäxchen Mohr,
Weil er, brav in allen Stücken,
Sicher war, hinaufzurücken.
Heiter trat zum letztenmal
Mäxchen in den Quarta-Saal,
Wo mit glattgekämmten Haaren
Alle schon versammelt waren,
Um die Botschaft zu vernehmen,
Daß sie nun nach Tertia kämen.
Und der Lehrer rief: „Max Mohr!
Tritt aus deiner Bank hervor!
Leider muß ich heut' dir sagen,
Daß zwar löblich dein Betragen,

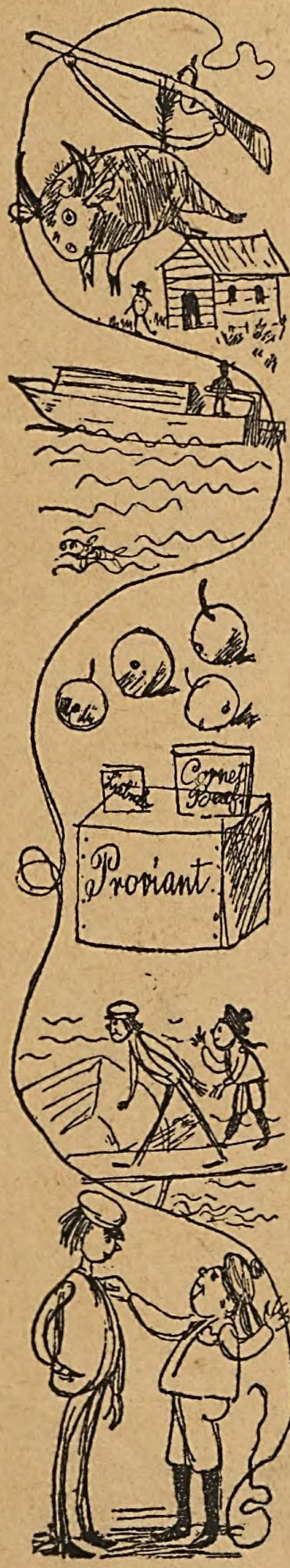


Doch dein Fortschritt dieses Jahr
Gänzlich ungenügend war.
Und der Grund davon ist der
Daß du schon ein Weilchen her
Fleiß'ger im Geschichtenlesen,
Als im Lernen bist gewesen;
See- und Reiseabenteuer
Spannten dich so ungeheuer,
Daß du drüber Mathematik
Ganz vergaßest und Grammatik.
Das Versäumte nachzuholen
Wird dir wärmstens anempfohlen,
Und damit sowohl an Zeit,
Als auch an Gelegenheit
Dir's nicht fehlen mög' hierzu,
Bleibst in Quarta sitzen du!"
Max vernahm dies Schreckenswort,
Stürzte ganz verzweifelt fort,
Wußte gar nicht sich zu fassen,
Jagte planlos durch die Straßen;
Vor des Vaters Angesicht
Wagt' er jetzt zu treten nicht,
Wollte gar nicht mehr nach Haus,
Denn es drohten ihm — o Graus! —
Zu des Sitzenbleibens Pein
Schwere Schläge obendrein!

Stundenlange war er schon
Durch die Straßen hin gefloh'n,
Bis er endlich stille stand
Draußen an des Hafens Rand.
Viele Schiffe groß und klein
Fuhren hier bald aus, bald ein
Auf Kanälen, die im Bogen
Um die ganze Stadt sich zogen.
Max besah mit heißem Sehnen
Einen von den großen Kähnen,
Der ganz dicht vor ihm am Strand
Einsam und verlassen stand:
„Führ' ich doch auf weitem Meer
Jetzt in diesem Schiff umher!"
Seufzte da aus tiefer Brust
Märchen Mohr halb unbewußt;
Und zu seinem größten Staunen
Hört' er eine Stimme raunen
Plötzlich dicht an seiner Seite:
‚Ja, auch ich will fort in's Weite!'



Ei, das war des Nachbars Fritz,
Sonst ein Junge voller Witz,
Lebenslust und Übermut,
Kurz, ein frisches, leichtes Blut,
Aber heute, Märchen gleich,
Traurig, kummervoll und bleich.
Max frägt gleich den Friederich:
„Sag, o Freund, was quälet dich?"
Und der Fritz erwidert jetzt:
‚Ach, ich wurde nicht versetzt!'
Max blickt traurig bodenwärts:
„Gleiches Schicksal, gleicher Schmerz!
Für uns beide wär's am besten,
Wenn wir segelten nach Westen,
Wo im Urwald die Huronen
Und die Mohikaner wohnen



Und der Mensch sich mit der Flinte
Statt mit Feder und mit Tinte
Seinen Unterhalt erwirbt
Und als Jäger lebt und stirbt!"
Fritz erwidert: ‚Du hast recht,
Solch ein Leben wär' nicht schlecht!
Büffel jagen in den Auen,
Sich ein feines Blockhaus bauen —
Hei, wie lebt' sich's da so frei!
Max, da wär' ich auch dabei!' —
„Sieh dies feine Schifflein hier!"
Sagte Max voll Beutegier:
„Grün gestrichen die Kajüte,
Voll mit Äpfeln erster Güte,
Und kein Mensch darauf zu sehn —
— Wenn wir dieses kaperten?" —
‚Ei, das wär' so übel nicht!'
Meinte Fritz, der lose Wicht;
‚Dieses Boot wär' groß genug,
Trüg' uns übers Meer im Flug!
Doch, bevor in See wir gehen,
Möcht' ich gern die Äpfel sehen,
Weil zur See, wie allbekannt,
Äußerst nötig der Proviant!'
„Alle diese Schiffe kommen
Voll mit Obst zu uns geschwommen!"
Sagte Märchen sachverständig;
„Greifen wir nur zu behendig!
Vorwärts — nach Amerika!" —
‚Doch das Schiff?' „Bezahlt Papa,
Der mir schon vor vielen Wochen
Ein's zur Weihnacht hat versprochen!"
— Während so die Knaben sprachen,
Fühlten sie den Mut erwachen
Und bestiegen dreist den Kahn
Auszuführen ihren Plan.
Aber die Kajüte war
Leer von Äpfeln ganz und gar,
Und auch in dem untern Raume
Fehlt' die Frucht vom Apfelbaume
Friedrich seufzte: ‚Ach, es geht nicht
Fliehen wir, noch ist's zu spät nicht!
Einen obstgefüllten Kahn
Treffen wir vielleicht noch an

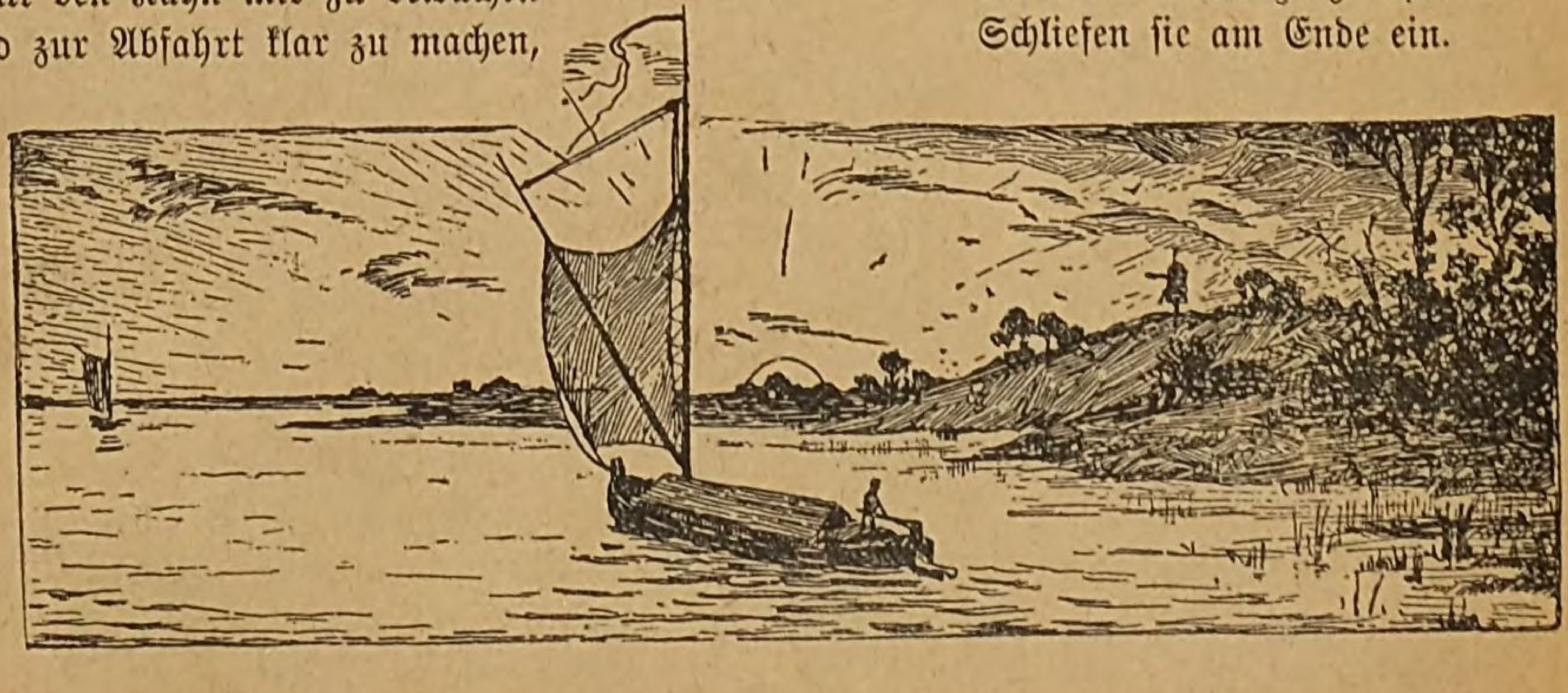
In des Hafens weiter Bucht,
Der uns dienlich ist zur Flucht!' —
Max war damit einverstanden,
Und die beiden Jungen wandten
Sich zur Rückkehr nach dem Strande.
Aber hart am Luckenrande
Blieben wie gebannt sie stehn;
Denn was mußt' ihr Auge sehn!



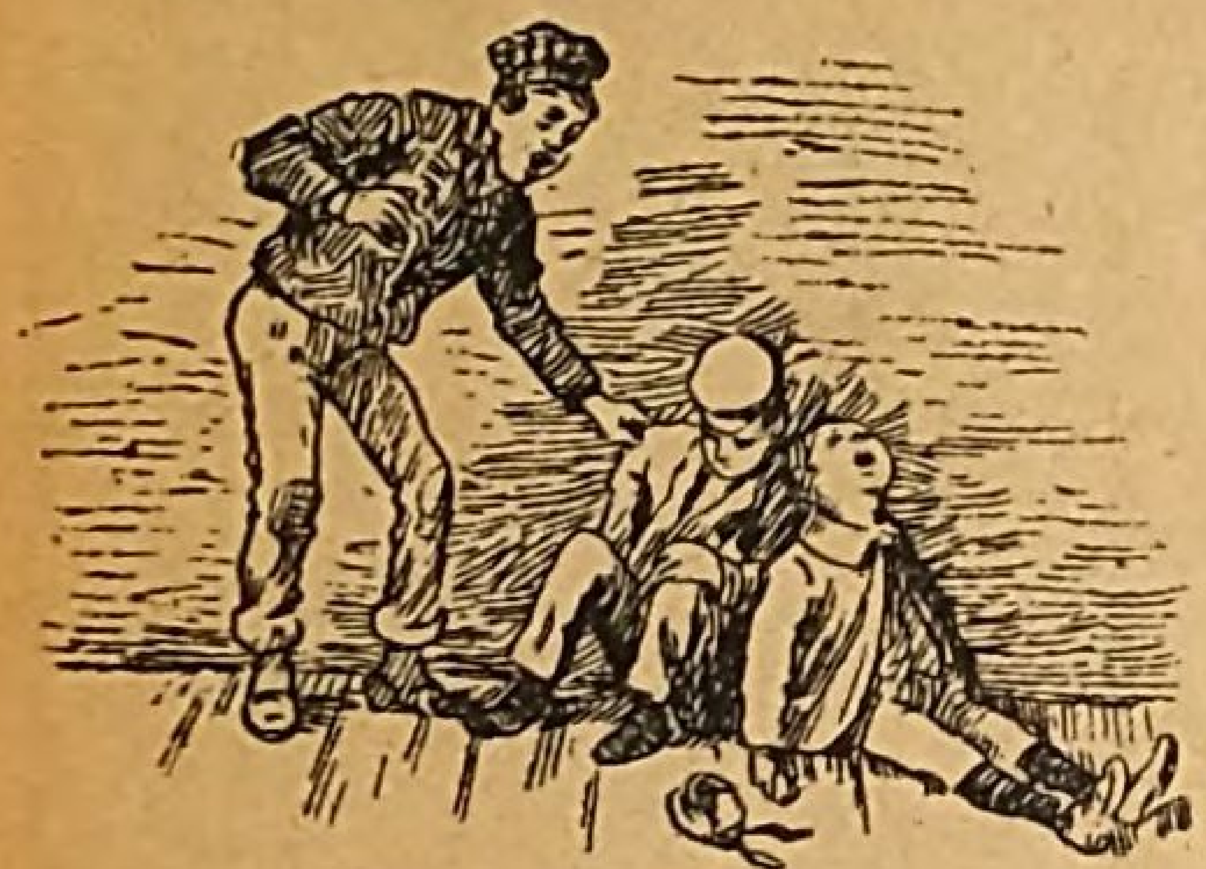
Während sie im Zwischendecke
Nach Proviant zum Reisezwecke
Suchten, war der Schiffspatron
Heimgekehrt mit seinem Sohn,
Und die Knaben, voller Schreck,
Krochen schnell in ihr Versteck.
Und sie hörten, wie der Alte
Oben schrie, daß alles hallte,
Wutentbrannt aus voller Lunge:
„I, du grundverdorb'ner Junge!
Statt den Kahn mir zu bewachen
Und zur Abfahrt klar zu machen,



Läuft der Bursche mir davon!
Da nimm dies! und das! zum Lohn!
(„Dies" und „das" sind vorzustellen
Als ein paar gewalt'ge Schellen!)
Und nun vorwärts zu den Stangen,
Denn sogleich wird abgegangen!" —
Zitternd hörten diese Worte
Max und Friedrich durch die Pforte
Des Versteckes schaurig tönen,
Hörten auch des Burschen Stöhnen
Und das Klappern mit den langen,
Eisenschuhbewehrten Stangen,
Mittels deren im Kanal
(Der zum Segeln viel zu schmal,
Auch von Brücken, wie bekannt,
Kreuz und quer ist überspannt)
Sich die Schiffe fortbewegen,
Fühlten dann ein leises Regen
Zittern durch des Kahnes Planken
Und ein Schaukeln und ein Schwanken.
Ja, nun ging es auf die Reise,
Doch in unverhoffter Weise!
Keiner konnt' das Herz sich fassen,
Das Versteck jetzt zu verlassen,
Denn noch immer ließ von oben
Sich vernehmen zornig Toben,
Und es war um sie geschehen,
Hätt' der Wütrich sie gesehen;
Max und Fritz verhielten drum
Mäuschenstille sich und stumm,
Und vor lauter Herzenspein
Schliefen sie am Ende ein.



Zweites Abenteuer.
Robinson und Freitag.



„Heda, ihr Jungen, 'raus aus dem Nest,
In das ihr heimlich gekrochen!
Ihr schlaft ja wie die Igel so fest —
Heraus, sonst geht's an die Knochen!
Der Alte ist bei schlechtem Humor;
Nun hat er sich gelegt aufs Ohr!
Wenn der euch fände, ging' es schlecht,
Flink, macht zum Abzug euch zurecht!“

Der Max und Fritz, noch halb im
Traum,
Vernahmen die mahnenden Worte
Und krochen aus dem engen Raum
Durch die beschwerliche Pforte.
Zum Steuer schob sie der gute Gesell
Und wandte dies zum Ufer schnell:
„Nun aufgepaßt und nur recht Acht,
Daß ja der Alte nicht erwacht!“

Und rasch zum Strande führt' er den
Kahn
Und löste die Ecke des Tuches,
Und trieb das Fahrzeug dicht heran
Zum Rande des lehmigen Bruches:
„Nun springt ins Dunkle keck hinein,
Dort werdet ihr geborgen sein;
Und wenn ihr nicht das Land erreicht,
So ist das Wasser doch nur seicht!“

Und hops! da war der Sprung ge-
macht,
Erst Max, dann Fritz, der noch jünger,
Und sie fielen beide weich und sacht,
Der Boden war mürb wie Dünger.



Vom Ufer wich der Kahn geschwind,
Das Segel blähte aufs neue der Wind,
Und eh' die Knaben den Fall bedacht,
Verschwand das Schiff in finstrer Nacht.

Nun saßen sie im Dunkeln da
Auf feuchtem Schlamme gebettet,
Und rings kein einzig Licht man sah,
Doch waren für jetzt sie gerettet.
Sie zogen sich vom Ufer zurück,
Vertrauten ihrem guten Glück
Und harrten still des Tages nun,
Zu sehen, was da weiter zu thun.

Die Sonne ging im Osten auf
Und fand die Knaben munter;
Sie stiegen rasch den Abhang hinauf
Und jenseits wieder hinunter.
Doch hemmte beiderseits den Fuß
Nach wenigen Schritten schon der
Fluß;
Sie zogen längs des Ufers fort
Und kamen zurück zum gleichen Ort!

Die armen Knaben erkannten jetzt:
Sie waren grausam, wie weiland
Herr Robinson Crusoe, ausgesetzt
Auf einem verlassenen Eiland!
Gestrüpp bedeckte rings den Fleck:
Und Freitag-Fritz sprach voller Schreck
Zu Robinson-Max: ‚O weh, uns droht
Auf dieser Insel der Hungertod!‘



Und Märchen nickte stumm ihm zu
Und teilte seine Sorgen:
„Mein Magen gibt mir keine Ruh' —
Ich faste seit gestern Morgen!

Zwar seh' ich rote Beeren dort,
Auch Schwämme gibt's an solchem Ort,
Ein Fisch ließ' fangen sich zur Not —
Doch wo bleibt unser Butterbrot?!

Drum nötig ist's im höchsten Grad,
Daß uns ein Retter erscheine;
Ein Notsignal muß ans Gestad —
Du weißt wohl, wie ich's meine:
Wir fällen gleich den höchsten Baum
Und setzen ihn an des Ufers Saum,
Und schreiben Not dann kurz und gut
Aufs Taschentuch mit rotem Blut!"

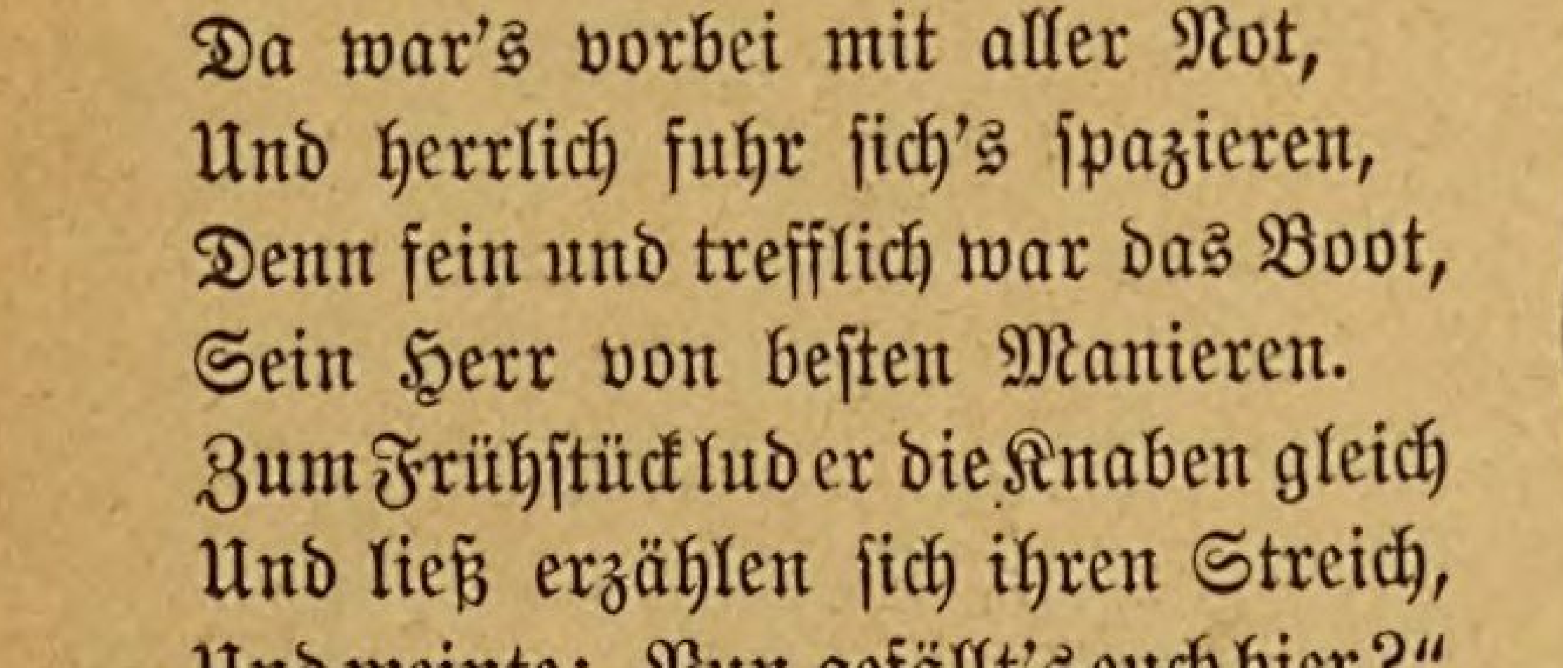
Das schien dem Friederich ganz gut;
Doch wo soll Blut man nehmen?
„Von dir!" sagt Max mit leichtem Mut;
„Zum Schreiben will ich mich bequemen!"

Doch Fritzchen um sein Blut sich wehrt
Und will es lieber umgekehrt,
Und lange stritten sie hin und her,
Da ... kam ein Segelboot daher.

Nun eilten sie mit einigem Sinn,
An den Rettungshalm sich zu heften;
Am Strande liefen sie her und hin
Und winkten aus Leibeskräften.
Und näher kam das Boot heran
Und nahm zum Ufer seine Bahn,
Hielt an in seinem schnellen Lauf
Und nahm die verlassenen Knaben auf.

Da war's vorbei mit aller Not,
Und herrlich fuhr sich's spazieren,
Denn fein und trefflich war das Boot,
Sein Herr von besten Manieren.
Zum Frühstück lud er die Knaben gleich
Und ließ erzählen sich ihren Streich,
Und meinte: „Nun, gefällt's euch hier?"
‚O, herrlich!' „Gut, dann bleibt bei mir!"





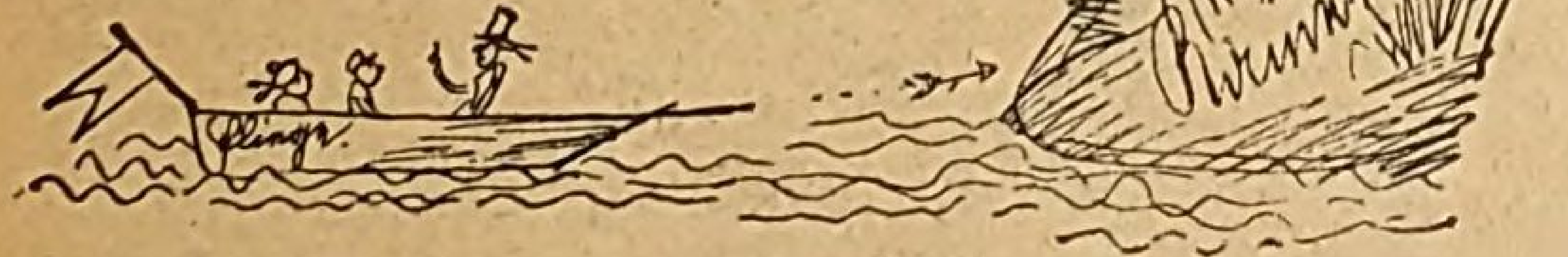
Drittes Abenteuer.

An Bord der ‚Fliege'.

Und es sprach der Mister Fax
Zu den Knaben Fritz und Max:
„Solche Knaben, deren Brust
Schwillt von Abenteuerlust;
Die im Kopfe klar und hell,
Doch im Lernen gar nicht schnell,
Weil sie auf der Schule Bänken
Immer an was andres denken —
Solch ein flottes Knabenpaar
Such' ich schon seit manchem Jahr.
Denn ich lieb' das Reisen sehr,
Reis' beständig kreuz und quer
Auf dem Erdball hin und her
Und noch mehr:
Ein Erfinder bin ich auch,
Hasse jeden Dampf und Rauch, —
Alles, alles bei mir geht
Mittels Elektrizität.
Dieses Boot, das ihr hier seht,
Und mein Jagd-Velociped,
Das im Schiffsraum unten steht,
Mich vor Leu und Tiger schützt,
(Wird als Gondel auch benützt,
Wenn ich einmal per Ballon
Fahre in die Luftregion!)
Dann die wunderbaren Zangen,
Die den stärksten Feind abfangen
Und ihn zahm und wehrlos machen,
Und noch tausend andre Sachen —
Alles wirkt durch jene Kraft,
Welche bei der Wissenschaft
Jetzt so hoch im Anseh'n steht:
Durch die Elektrizität!
Diener brauch' ich nicht um mich,
Alles macht von selber sich;
Lenken mit dem kleinen Finger
Kann ich all' die Wunderdinger.
Aber ein paar witz'ge Knaben
Mag ich gerne um mich haben,
Die ich meine Kunst kann lehren
Die mir Kurzweil auch gewähren

Durch ihr heit'res, frisches Wesen,
Und ich hab' euch auserlesen,
Mich sogleich auf meiner weiten,
Schönen Reise zu begleiten,
Die ich mir
Zum Pläsier
Eben jetzt
Vorgesetzt.
Euren Eltern will ich schreiben,
Daß ihr wollet bei mir bleiben,
Bitte sie, mir kund zu thun
Post restante Kamerun,
Ob sie meinen Wunsch gewähren,
Oder euch zurückbegehren!
Für die Schule taugt ihr schlecht,
Drum ist's ihnen sicher recht,
Wenn ihr in dem Kampf des Lebens
Selber sucht ein Ziel des Strebens.
‚Fliege' heißt mein kleines Schiff,
Folgt dem Meister auf den Pfiff,
Hält sich fest im schwersten Sturm,
Trotzet, wie der stärkste Turm,
Jedem Feindesüberfall
Ohne Panzer, ohne Wall,
Weil es den, der Hand dran legt,
Gleich elektrisch niederschlägt.
Diese ‚Fliege' soll mir nun
Fliegen bis nach Kamerun,
Wo ich etwas hab' zu thun;
Dort ist Zeit dann, auszuruh'n.





Wollt ihr schreiben selbst nach Hause,
Thut's noch in der Frühstückspause;
Dann geht's fort
Von dem Ort,
Wo ich heut' am wüsten Strand
Robinson und Freitag fand
Und uns kommt kein Land mehr nah'
Bis hinab nach Afrika." . . .
Also sprach der Mister Fax;
Aber Friederich und Max



Nahmen schnell ein Blatt Papier,
Dünn und fein wie Taffet schier,
Setzten gleich sich hin und schrieben
An die Lieben,
Und das Gleiche that Herr Fax,
Nahm den Brief von Fritz und Max,
Rollte alles schmal und klein
In ein Wachspapierblatt ein
Und verschickt es dann getrost
Mit der Taubenpost:



„Meine Täubchen, klug und weise,
Nehm' ich mit auf jede Reise;
Send' ich sie mit Briefen aus,
Fliegen schnurg'rad sie nach Haus,
Und von dort besorget man
Durch die Post das Weitre dann . .
Doch genug des Plauderns nun,
Denn es gibt vollauf zu thun;



Max, ans Segel! Fritz, ans Steuer!
‚Fliege' geht auf Abenteuer,
Und genug gibt's deren ja
In dem schwarzen Afrika!"

Viertes Abenteuer.

Nach Afrika.

Geliebte Eltern! Seit die Tau-
benpost Euch meinen Brief gebracht,
Haben bereits wir einen grau-
enhaften Seesturm mitgemacht.
Das war bei den Azoreninseln,
Und mit den besten Malerpinseln
Und Dichterfedern dieser Erde
Läßt so etwas sich äußerst schwer de-
n andern Leuten schildern, die
Das Meer im Sturm gesehen nie.
Erst sah'n wir eine Weile zu,
Denn es war wirklich ganz scha-u-*)
derhaft großartig anzusehen;
Doch als zuletzt des Sturmes Wehen
So heftig ward, daß es dem Boote
Die Rippen einzudrücken drohte,
Da kommandierte Mister Fax:
„Geh, schließ einmal die Klappe, Max!“
Der Mast ward schon herabgenommen,
Gleich wie das Wetter war gekommen,
Und klar gemacht das ganze Deck;
Drum ging die Sache rasch vom Fleck.
Max hatte allbereits im Kopf
Auf unsrer ‚Fliege‘ jeden Knopf,
(Denn alles wird auf dieser Yacht
Durch solche Knöpfe abgemacht,
Auf die man drückt, worauf der Ap-
parat von selber — schnapp und klapp!
Die Sache in die Ordnung bringt,
Wie dies der Augenblick bedingt);
Er drückte schnell auf Nummer Sieben,
Da fing sich an emporzuschieben
Die Schiffswand an den beiden Seiten
Und über uns sich auszubreiten,
Ich möchte sagen, ähnlich so,
Wie Papa's Cylinderbüreau,
Wenn man den Deckel zieht herab,
Nur daß hier doppelt war die Klapp'
Und beiderseitig sich nach oben
Die Wände aneinander schoben.
Nun ward im Raum, der so bedeckt,
Auch gleich das Glühlicht angesteckt,
Und dann ging unser Boot in schiefe-
r Richtung hinunter in die Tiefe.
Dort unten gibt es keinen Sturm,
Weil dieser allemale nur m-
ehr oberflächlich Wellen schlägt,
Wogegen unten sich nichts regt.
Wir fuhren unter Wasser nun
In aller Ruhe viele Stun-
den, bis der Sturm sich wieder legte
Und aufwärts sich das Schiff bewegte,
Die Klappe wieder öffnete
Und weiter fuhr auf off'ner See.
Doch nicht durch Dampf die ‚Fliege‘ geht,
Vielmehr durch Elektrizität.
Es ist dies die geheime Kraft,
Die auf der ‚Fliege‘ alles schafft.
Sogar der Haifisch wird gefangen
Bei uns mit elektrischen Zangen,
Elektrisch kochen wir Kaffee,
Elektrisch spielt der Bratendre-
her; statt der Schiffskanonen dienen
Uns acht Elektrisirmaschinen;
Sofern ein ungebet'ner Gast
Nur an das Schiffsgeländer faßt,
Empfängt er einen elektri-
schen Schlag, den er vergißt wohl nie.
Kurz, uns're ‚Fliege‘ ist ein Wunder
Und ebenso der Zauberplunder,
Den wir, verpackt im Zwischendecke,
Mitführen stets für Reisezwecke.
Hiervon jedoch ein andermal!
Für heute schließ' ich, weil wir bal-
d in Afrika nun landen, und
Dann jedenfalls noch vieles kund-
zuthun sein wird von unsern neuern
Erlebnissen und Abenteuern.
Inzwischen küsset Euch million-
enmal im Geiste Euer Sohn
Hans Friedrich Georg Christian,
jetzt im Atlant'schen Ozean!

*) Märchen Mohr läßt seinen Schulkameraden hier und da auffallend ungeschickte Verse machen. Wahrscheinlich will er damit andeuten, daß Fritz der jüngere von beiden ist. Da jedoch der Altersunterschied fünf Monate beträgt, so scheint mir dieser schriftstellerische Kunstgriff denn doch ein bischen gewagt.

Fünftes Abenteuer.

Beim Sultan von Dahomey.

„Nun, Jungens, legt mir tüchtig
Und flink ans Werk die Hand;
Die Schraube ist gebrochen,
Wir müssen hier ans Land!
Das ist die Sklavenküste,
Von Whyda*) dort die Bai;
Nun können wir besuchen
Den König von Dahomey!“

So sprach eines schönen Morgens
Zu Friedrich und zu Max
Der Kapitän der ‚Fliege‘
Und drehte das Steuer stracks
Und fuhr mit geblähtem Segel
Im freundlichen Hafen ein,
Den Gärten rings umspannten
Gleich einem Palmenhain.



Als nun die schwarzen Whydaner
Das kleine Schifflein sah'n,
Da hielten sie's für ein Spielzeug
Und wollten dreist ihm nah'n.
Doch Mister Fax stand ruhig
Und lächelnd auf dem Verdeck
Und ließ den Hauknopf**) spielen.
Au, au, — war das ein Schreck!



Hier schlug es einem der Keckſten
Die eigene Hand ins Gesicht,
Dort gab's einen Riß dem andern,
Als hätt' er die Gliedergicht.
Die Schwarzen meinten natürlich,
Das ging' mit dem Bösen zu,
Und ließen das kleine Schiffchen
Fortan respektvoll in Ruh.

„Die Kerle sind nicht so gefährlich,“
Sprach schmunzelnd Mister Fax,
„Doch diebisch und äußerst begehrlich;
Drum stelle den Klebknopf, Max!***)
Und sollt' es Einem gelingen,
So lange wir ferne sind,
Ins Boot hier einzudringen,
Dann klebt er, bis wir zurück!“

Drauf machte zur Staatsvisite
Sich fertig Mister Fax,
Und nahm mit sich als Pagen
Den Friedrich und den Max:
Sie gingen zum Vizekönig
Von Whyda, zum „Avoghan“,
Und suchten um fünfzig Begleiter
Zur Reise nach Abomey an.

Durch eine reichliche Gabe
Gestimmt gar gnadenreich,
Erteilte der Würdenträger
Den nötigen Auftrag sogleich;



---

*) Whyda (sprich Waida), Haupthafenplatz des Negerstaates Dahomey an der Sklavenküste von Westafrika.

**) Aha, das war gewiß einer von den Knöpfen der Maschine, deren Fritz in seinem Briefe Erwähnung thut. Nun, unmöglich ist eine solche Einrichtung zur Abwehr ungebetener Gäste gerade nicht. Ich kannte selbst einen „Galvanoplastiker“ (d. h. einen Mann, welcher kupferne Abgüsse von allerlei Gegenständen mittels Elektrizität herstellt), der die Klinken an der doppelten Eingangsthür seiner Werkstätte mit einer elektrischen Batterie derart in Verbindung gesetzt hatte, daß jeder, der während seiner Abwesenheit in die Wohnung eindringen wollte, in dem Augenblick, da er die Thürklinken in die Hand nahm, einen tüchtigen Schlag erhielt. Gleichzeitig fing eine Klingel zu lärmen an, wie man das auch sonst kennt.

***) Das elektrische „Kleben“ habt ihr wohl schon einmal in einer Meßbude gesehen. Der Künstler gibt seinem Opfer zwei Kolben in die Hand, welche mit einer elektrischen Batterie in Verbindung stehen. Sobald nun der elektrische Strom in dieselben eintritt, wirkt dieser so heftig, daß die krampfhaft zusammengezogenen Hände die Kolben nicht mehr loslassen können. Anm. d. Km's.

Schnell war die Karawane
Bepackt und ausstaffiert,
Und nach der Hauptstadt des Reiches
Ward alsbald abmarschiert.

Viel prächtige Geschenke
Nahm Mister Fax mit sich
Und rüstete sich selber,
Wie Max und Friederich,
Mit allem aus, was nötig
Zu solcher Reise ist
Nach einem fremden Lande,
Wo man noch Menschen frißt.*)

Den Luftballon, die Zangen,
Das Jagd-Velociped,
Und Kraftbehälter, geladen
Mit Elektrizität.**)
Ja, wenn man so gerüstet,
Dann kann man reisen getrost!
Wir packten für alle Fälle
Sogar — die Taubenpost!

Auch mit 'nem elektrischen Gürtel
Ward jeder von uns verseh'n;
Man brauchte nur d'ran zu drücken,
Da sah man Wunder gescheh'n;
Da schlugen elektrische Blitze
Die Feinde zu Boden schnell,
Und eine Glühlichtlaterne
Erstrahlte sonnenhell.

Drei Tage lang ging die Reise
Durch einen sumpfigen Wald,
Wo Krokodile hausten
Von scheußlicher Gestalt.
Sie lagen an dem Wege
In langen Reihen hier,
Und schnappten nach den Beinen
Der Neger voller Gier.

Dies sah mit ernstem Bedenken
Der brave Mister Fax



Und sprach: „Na wartet, Würmchen!
Reich mal die Zange, Max!"
Und mit dem elektrischen Kneifer
Packt' er das Krokodil,
Das ihm am nächsten gelegen,
Bei seinem gewaltigen Stiel.



Da wand sich das Ungeheuer
In namenloser Qual,
Denn wie ein lebendiges Feuer
Brannte der klemmende Stahl.
Doch plötzlich in seinem Grimme
Wendet's zum Nachbar sich:
„Werd' ich so grausam gebissen,
Wohlan, so beiß' ich auch dich!"

Und mit dem scharfen Gebisse
Erfaßt das Krokodil
In blindem Vergeltungstriebe
Den Nachbar am mächtigen Stiel;
Und dieser beißt wieder den Nachbar
Nach gleichem Vergeltungsgesetz,
Denn bei den Krokodilen
Denkt ein's wie das and're stets.

So hatten in wenig Minuten
Die Krokodile sich
Von rückwärts aufgefressen,***)
's war wirklich schauerlich!
Jedoch die Karawane
Konnt' ruhig fürderhin

*) Bei den Negervölkern an der Küste von Guinea herrscht leider noch ziemlich allgemein der Kannibalismus, d. h. das Verzehren von Menschenfleisch.

**) Das stellt sich Märchen denn doch ein bischen gar zu einfach vor. Es ist allerdings möglich, die elektrische Kraft in Metallplatten aufzusammeln, um sie später nach Belieben zu verwenden; aber ein solcher Kraftvorrat reicht gar nicht lange aus.

***) Märchen, Märchen! Du bist ja ein wahrhaftiger Münchhausen

Nach Abomey, der Hauptstadt
Des Königsreiches, zieh'n.

Dort feierte eben der König
Ein großes Siegesfest,
Wobei er stets ein paar hundert
Gefangene schlachten läßt;*)
Es waren zu diesem Behufe
Genug der Opfer zur Hand
Noch aus dem letzten Feldzug
Gegen Yoruba-Land.



Als nun die Karawane
Durchs Schädelthor**) zog herein,
Da führte man just die Gefangnen
In den Opfertempel***) hinein.
Die Amazonengarde†)
Stand in Parade schon dort,
Und gleich nach der Tafel sollte
Beginnen der Massenmord.

Kaum hatte Fax dies vernommen,
Als voller Entrüstung er sprach:



„Führt mich sogleich zum König,
Daß ich verhindre die Schmach!"
Und ohne sich lang zu besinnen,
Betrat er des Herrschers Haus,
Wo dieser, das Antlitz verhüllet,††)
Soeben saß beim Schmaus.

Der Mister begrüßte den König
Mit schmeichelndem Redefluß;
Doch unserm Märchen machte
Der Schleier viel Verdruß.
Er dachte: „Armer König,
Wie hättest du's bequem,
Wenn ich den dummen Schleier
Vom Angesicht dir nähm'!"†††)

Und während Faxens Rede
Quält dieser Gedanke ihn sehr,
Er nähert sich dem König
Verstohlen immer mehr,
Und endlich steht der Verweg'ne
Zur Seite des Herrschers dicht
Und zerrt an einem Zipfel
Das Tuch vom Angesicht.

Der König wär' beinahe
An einer Batate††††) erstickt;
Sein Auge unheildrohend
Ringsum im Kreise blickt.
Und sämtliche Hofbeamte
Fielen zu Boden gleich:
Den König sahen sie essen,
Nun trifft sie der Todesstreich!

---

*) Leider wahr!

**) Das Schädelthor von Abomeh oder Abomey bildet den Eingang zum königlichen Hoflager, welches ringsum mit einer hohen Lehmmauer eingefaßt ist. Auf dieser Mauer sind eine Menge eiserner Spitzen befestigt, auf welche die Köpfe der Schlachtopfer des Königs gesteckt werden. Diesem schrecklichen Schmucke verdankt das Schädelthor seinen Namen.

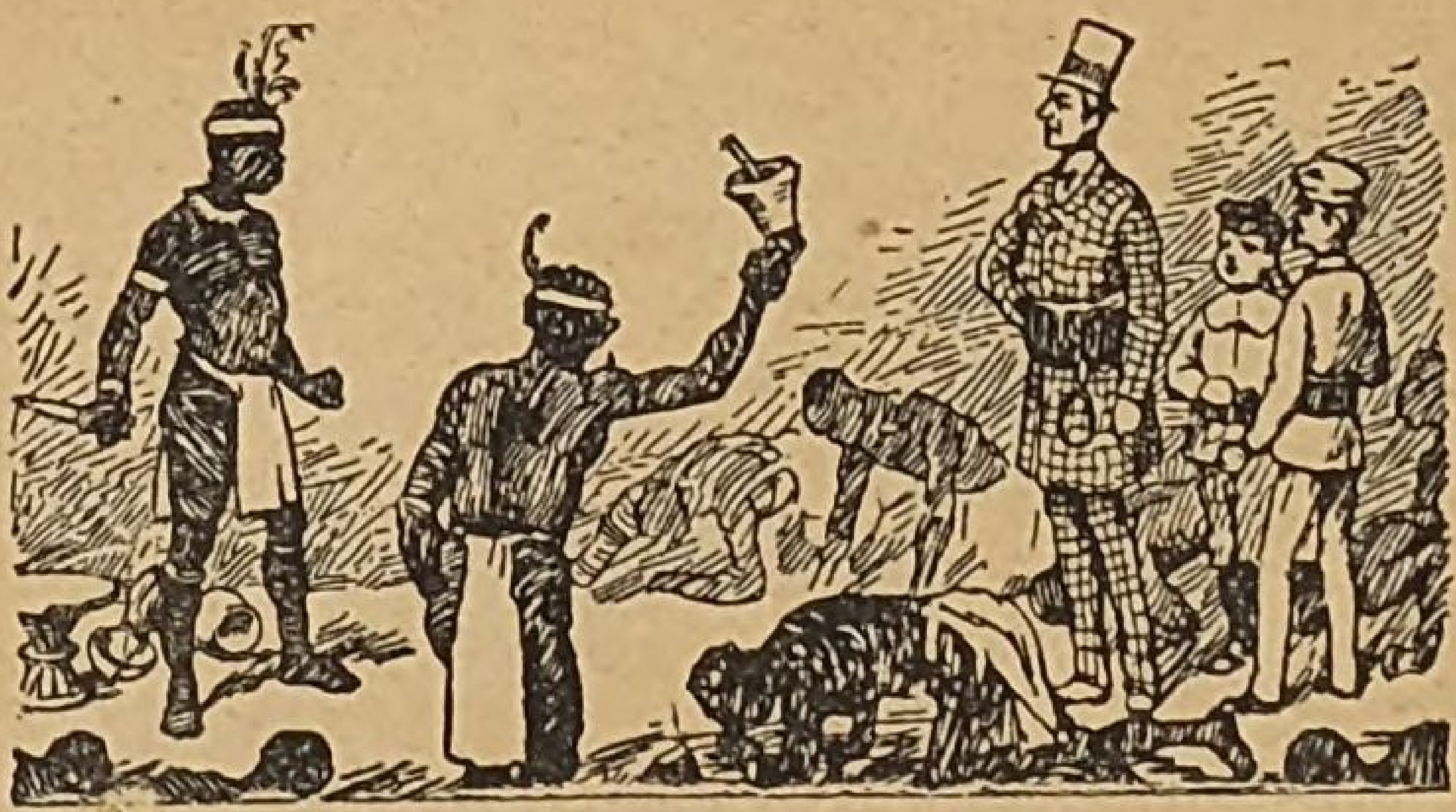
***) Dieser Tempel steht in der Mitte des großen Platzes vor der königlichen Wohnung.

†) Der König von Dahomey hat eine weibliche Leibgarde von mehreren tausend Köpfen, welche phantastisch gekleidet und in Infanterie, Bogenschützen, Artillerie, Sensenkämpferinnen und Elefantenjägerinnen abgeteilt ist.

††) Wenn der König von Dahomey speist, muß ihm sein oberster Hofbeamter das Antlitz verhüllen; denn wer den König essen sieht, muß sterben.

†††) Daran erkenn' ich mein Märchen Mohr!

††††) Süße Kartoffel, eine Bodenfrucht, welche in Dahomeh viel gebaut und genossen wird.



Nach einer schrecklichen Pause
Klingelt der Kambodeh:*)
„Es will der König sprechen
Zum Volke von Dahomeh!“
Da wirft sich die Menge zur Erde
Drauß auf dem Königsplatz;
Fax, Max und Fritz nur stehen
Inmitten des Volkes und Rat's.

Und jetzo spricht der König:
„Ein Unglück ist geschehn!
Die Häupter der Regierung
Haben mich essen sehn:
Der Mehu**) und der Tolonnu,
Der Kambodeh und Minghan —
Und das hat mit seinem Vorwitz
Der weiße Knabe gethan!

Nun aber ist die Satzung
Im Lande Dahomeh:
Den König essen sehen
Bringt sicheres Todesweh.
Drum muß noch heute sterben
Mein Ministerium;
Den weißen Knaben aber,
Den bring' ich persönlich um!“

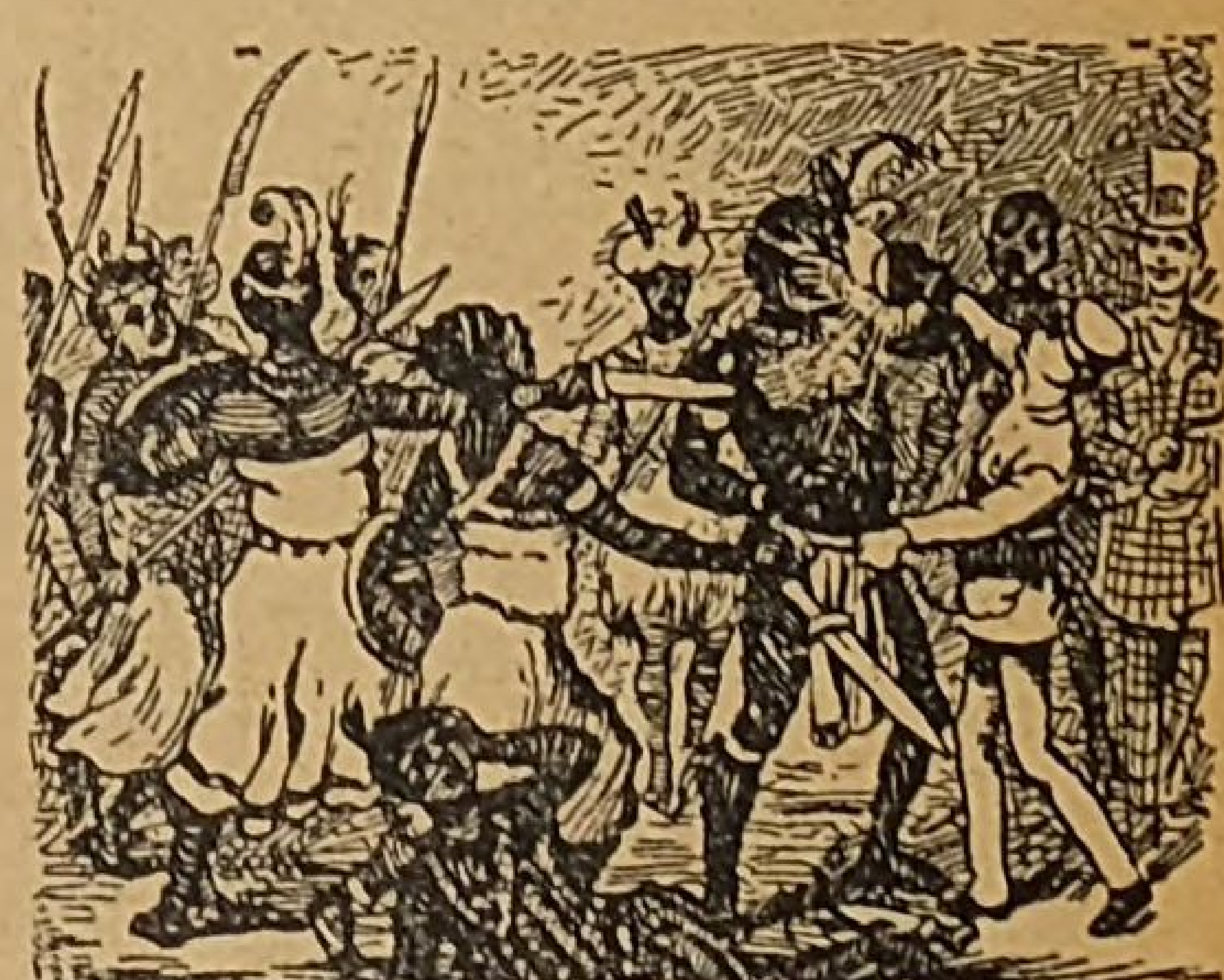
Bei diesen Worten des Königs
Da gruselt's dem armen Max,
Jedoch in aller Ruhe
Erwidert Mister Fax:



„Versucht's, den Knaben zu fassen,
Ihn schützet der gute Geist,***)
Der allemal sich stärker
Als euer böser erweist!“

Und zu dem Knaben gewendet
Flüstert er ihm ins Ohr:
„Laß brav den Hauknopf spielen
Und zieh die Laterne hervor!“
Und Max hielt die Laterne
Dem König vor's Angesicht,
Daß dieser ward geblendet
Von dem elektrischen Licht.

Und wie die Amazonen
Im Sturmschritt rücken nun vor
Mit Bogen, Flinten, Kanonen,
Um Märchen zu fassen beim Ohr,
Drückt dieser auf den Hauknopf
Und — hastdunichtgesehn? —
Da blitzt es zwischen die Tapfern,
Daß keine mehr kann stehn.



Und Mister Fax mit den Zangen
Trat zwischen der Höflinge Chor,
Thät sich den Kambodeh fangen
Und flüsterte ihm ins Ohr:
„Laß deine Glocke nun spielen,
Wenn dir dein Leben wert!“

---

*) Der Kambodeh ist des Königs Großkämmerer: derselbe trägt stets eine Glocke am Halse, mit welcher er klingelt, wenn der König sprechen will.

**) Mehu heißt der erste Minister, Minghan der oberste Richter und Polizeibeamte, Tolonnu der höchste Palastbeamte des Königs von Dahomeh.

***) Die Dahomeher glauben an einen guten und einen bösen Geist, verehren aber den letzteren mehr, weil sie ihn fürchten.
Anm. d. Km's.

Da schellte der Arme wie wütend,
Und alles warf sich zur Erd'.

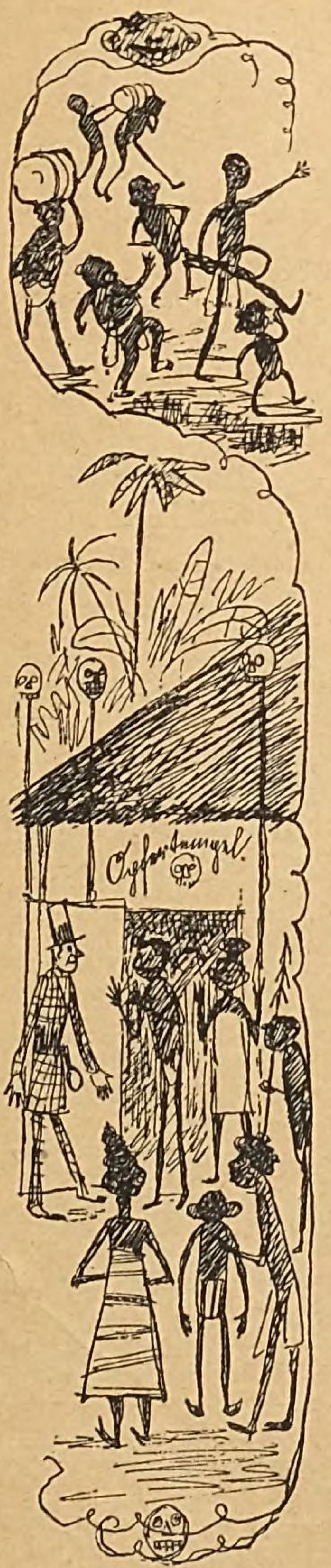
Und Fax in des Königs Namen
Sprach nun zum Volke so:
„Der gute Geist blieb Sieger
Und will euch heiter und froh.
Zieht alle hinaus vor die Thore,
Ihr braven, schwarzen Leut',
Das ‚Fest des guten Geistes'
Gibt euch der König heut'!

Der gute Geist soll herrschen
Fortan in diesem Land,
Und soll den Bösen zerschmettern
Mit seiner starken Hand.
Und nimmer sollt ihr opfern
Dem Bösen der Brüder Blut,
Denn wißt, der Geist des Guten
Will allen Menschen gut!

Ihr habt den Arm des Mächt'gen
Bereits empfunden schwer;
Der Böse ließ es geschehen,
Er hilft euch nimmermehr!
Er flößt, euch zu vernichten,
Den blut'gen Sinn euch ein;
Das ‚Fest des guten Geistes'
Wird ihn dem Tode weih'n!"

Da liefen die Schwarzen alle
In festesfrohem Drang,
Voran die Hofbeamten,
Die um ihr Leben bang.
Und mit dem Könige blieben
Die Fremden ganz allein,
Und Fax sprach: „Heute wirst du
Ein wahrer König sein!"

Dann ging er nach dem Tempel
Und ließ die Gefang'nen frei
Und sprach: „Ihr sollet leben,
Doch stehet jetzt mir bei!"
Deß waren sie wohl zufrieden
Und strömten aus dem Verließ,
Und zeigten zu allem sich willig,
Was ihr Befreier sie hieß.



Sie nahmen auf ihre Schultern
Die Zangen, den Luftballon,
Die ganze Reise-Bagage,
Den König auch samt dem Thron.
Und vor die Thore ging es
In feierlichem Zug,
Wohin man auch den König
Mit seinem Throne trug.

Zwar folgte nicht ganz willig
Der Herrscher von Dahomeh,
Doch hielt ihn mit der Zange
Herr Fax an der großen Zeh';
Und wenn der König nur muckste,
Gab's einen gelinden Schlag,
Da dachte der König schließlich:
„Der Klügere gibt nach!"

Herr Fax jedoch erklärte
Als Ursprung dieser Qual
Die Macht des guten Geistes,
Die blitzend Strahl um Strahl
Dem Sultan durch die Zehe
Zu Haupt und Herzen drang,
Den bösen Geist zu verscheuchen,
Der dort geherrscht so lang.

„O König!" sprach er schmeichelnd,
„Du größter Fürst der Welt,
Von deiner Hand wird heute
Der mächtigste Geist gefällt!
An Macht soll nimmer der Böse
Dir überlegen sein;
Dein Volk soll künftig zittern
Vor dir, du Starker, allein!"



Sechstes Abenteuer.

Das Fest des guten Geistes.

Auf der großen Vogelwiese
Vor der Hauptstadt Abomey
Gab's am „Fest des guten Geistes"
Anzustaunen mancherlei.
Mister Fax hat wohlbedächtig
Alles eingerichtet prächtig,
Und den König auf dem Thron
Machte er zur Hauptperson.

Seine freigelass'nen Schwarzen
Standen um den Luftballon,
Der, mit Wasserstoff gefüllet,
Sich gewaltig blähte schon.
Mittels seiner Kraftmaschinen
Thät' Herr Fax dies Gas gewinnen,
Denn es bildet — wißt ihr wohl?
Sich am negativen Pol!*)

Auf den Luftball ließ er malen
Gleich des Königs Angesicht;
Märchen mußte dies besorgen,
Denn der malt so übel nicht.



Herrlich war es anzusehen,
Wie sich's immer mehr that blähen,
Wie die Wangen kugelrund
Und stets breiter ward der Mund.

Dieses freute sehr den König
Und er sprach zu Mister Fax:
„Lassen Sie als Hofporträt-Ma-**)
ler mir Ihren lieben Max!"
„Nun, hierüber läßt sich sprechen!"
Meinte, um nicht abzuschwächen
Die errung'ne Königsgunst,
Fax mit echter Höflingskunst.

Als nun der Ballon gefüllet,
Sprach der Herr von Dahomeh
Auf den Wunsch, den kundgegeben
Fax durch seine große Zeh':
„Jetzo kann das Fest beginnen;
Elefanten-Jägerinnen,
Jagt mir auf im nächsten Wald
Einen Elefanten bald!"

Und die mit den himmelblauen
Turbans und dem Hörnerpaar
Stattlich ausgeschmückten Frauen***)
Nahmen gleich in dichter Schar





---

*) Hier schwindelt unser Märchen wieder ein bischen mit seiner Physik. Es ist ja richtig, daß sich Wasserstoffgas aus der Leitungsflüssigkeit, durch welche ein elektrischer Strom geht, am sogenannten negativen Pol ausscheidet, und diejenigen von euch, die das bisher noch nicht in der Schule erfahren haben, mögen es mir einstweilen aufs Wort glauben. Aber um auf diese Weise Wasserstoffgas zur Füllung eines Luftballons zu gewinnen, würde man so viel Zeit brauchen, daß das Gas sich viel schneller verflüchtigen als ansammeln würde; mit andern Worten, der Ballon würde niemals voll werden.

**) Na, Märchen! Ist dieser Vers vielleicht auch von Fritz?

***) Die Elefantenjägerinnen des Königs von Dahomeh tragen in der That solche Turbane; sie sind mit Dolchen und langen Flinten bewaffnet und die tapfersten und bestgeübten Kriegerinnen der königlichen Leibgarde.

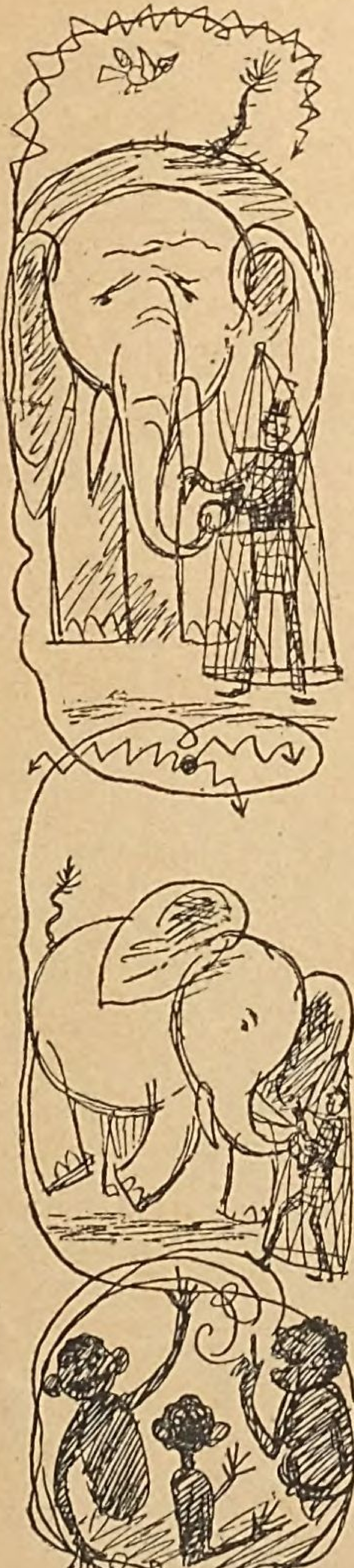
Nach dem nahen, wohlbekannten
Wald, wo immer Elefanten
Wild und frei sich hielten auf,
Kampfeslustig ihren Lauf.

Mister Fax zog unterdessen
Seinen „Jägerharnisch“ an,
Der aus lauter Eisenstäben
War gefügt nach weisem Plan,
Denn er ließ sich nach Belieben
Dehnen und zusammenschieben;
Einem Tier im Käfig glich,
Wer ihn stülpte über sich.

Plötzlich hörte man ein Dröhnen,
Und ein Riesen-Elefant
Kam in rasendem Galoppe
Nach dem Festplatz hergerannt.
Scheu zurück wich nun die Menge,
Aber Fax auf Armeslänge
Nahte sich dem wilden Tier,
Lockte: „Bobchen, her zu mir!“



Bob ließ sich's nicht zweimal sagen,
Fuhr auf Mister Fax gleich los,
Der am Gürtel hängen hatte
Eine Zuckerzange blos;
Wollte an den Gitterstäben
Fax gleich in die Luft erheben,
Aber, prost die Mahlzeit! ja,
Mister Fax ist auch noch da!



Durch den Hauknopf sandte dieser
Einen Blitz ins Gitter gleich,
Und den Elefantenrüssel
Traf ein ungeheurer Streich;
Und an seines Rüssels Finger*)
Faßt' der Elefantenzwinger
Mit der Zuckerzange dann
Flink den schlimmen Burschen an.

Au, da pfiff der lange Bengel,
Wurde plötzlich schlapp und lahm,
Singen hört' er alle Engel,
War nun wie ein Hündchen zahm.
Und der Mister ließ ihn tänzeln,
Mit den Ohren wedeln, schwänzeln
(Alles, wie sich's leicht versteht,
Mittels Elektrizität!)

Also führte er den Burschen
Vor des Negerkönigs Thron,
Sagte: „Mache deinem Herrscher
Einen Knicks, mein lieber Sohn!“



Und der Elefant gehorcht'
(Was der Hauknopf hat besorgt),
Beugte seine Vorderknie —
So was sah man dort noch nie!

Und zum König sprach der Mister:
„Dieser Elefant beweist,
Daß, o König, deine Würde
Anerkennt der ‚gute Geist!‘

---

*) Wie ihr wohl alle wißt, hat der Elefant an der Spitze seines Rüssels ein ebenso geschicktes als empfindliches, fingerförmiges Greifwerkzeug, mit welchem er alles anfaßt, während er schwerere Gegenstände dann freilich noch mit dem Rüssel umschlingt und festhält.

Nun besteige sinen Rücken,
Denn von Wildheit oder Tücken
Ist er frei für ewiglich
Und erkennt als König dich!“

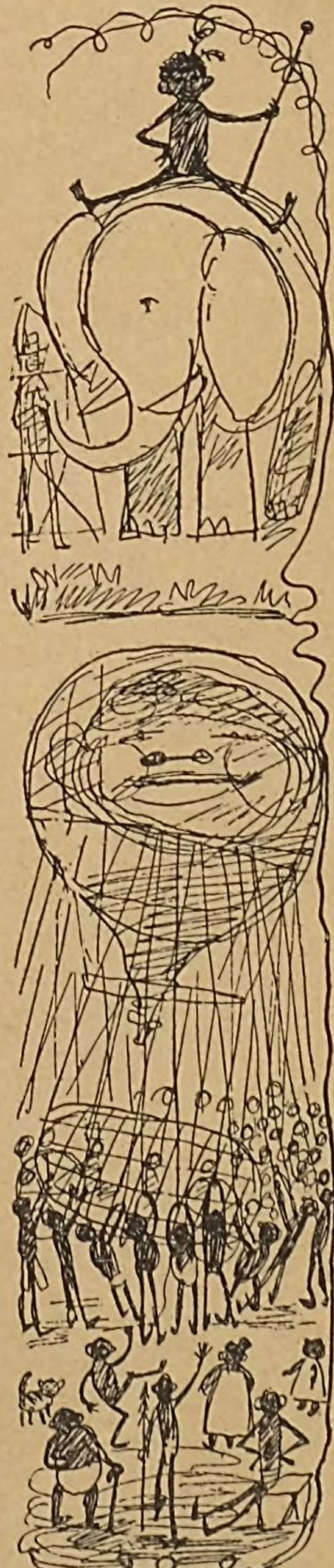
Und von seinen Leibtrabanten
Ward der große König jetzt
Auf des braven Elefanten
Rücken feierlich gesetzt.
Alle schrieen: „Heil dem König!“
Und das freute ihn nicht wenig
Und er saß so stumm, so stolz,
Wie ein Götzenbild von Holz.

Unterdessen hat das Luftschiff
Sich mit Gas gefüllet ganz,
Und das Ebenbild des Königs
Strahlet nun im vollsten Glanz.
Die gesamten Apparate,
Die der Mister bei sich hatte,
Hatten klug und wohlbedacht
Max und Fritz dran festgemacht.

Siebenzig Yoruba=Neger
Hielten an den Strängen fest;
Denn es blies ein frisches Lüftchen
Übern Wald her aus Südwest.
Und den Königs=Elefanten
Nebst dem Troß der Leibtrabanten
Führte feierlich und stumm
Fax um den Ballon herum.

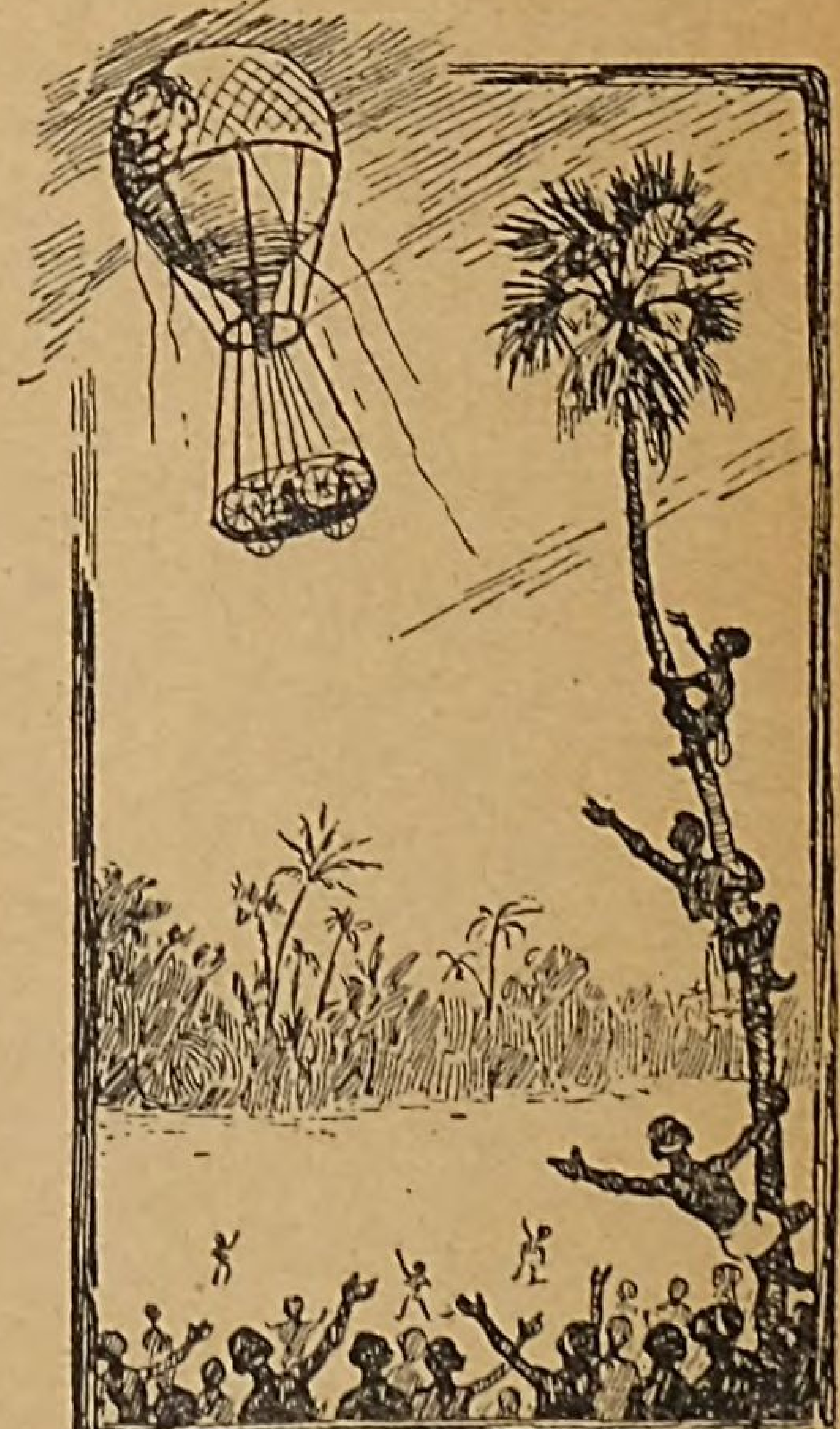
Und als dieses war geschehen,
Sagte Fax: „Nun ist's genug!
Zu dem großen guten Geiste
Nimmt das Königsbild den Flug.
Zu den Wolken, zu den Sternen
Schwebt's empor in ew'ge Fernen.
Du, o Volk von Dahomeh,
Folge deinem Könige!“

Während Mister Fax dies sagte,
Hatt' er unbemerkt und sacht
Von des Elefanten Rüssel
Seine Zange losgemacht,
Ließ den Hauknopf nochmals blitzen,
Hüpfte drauf zu Max und Fritzen



In die Gondel und schrie „Los!“
Hei das ging ja ganz famos!

Als Sir Bob genoß der Freiheit,
Kniff er pfeilgeschwind auch aus
Und enteilte nach dem Walde,
Hurrehopp! mit Sturmgebraus.
Und die Dahomäer thaten,
Wie es ihnen Fax geraten,
Liefen spornstreichs hinterdrein,
Um dem König nah zu sein.



„Geht nach Hause, gute Leute,“
Sprach zu den Yorubas Fax,
Während himmelan er schwebte
Mit dem Friedrich und dem Max.
„Mag der Bess're von den Geistern
Dahomeh noch lang bemeistern;
Aber lauft, so schnell es geht,
Eh' der Böse neu ersteht!“

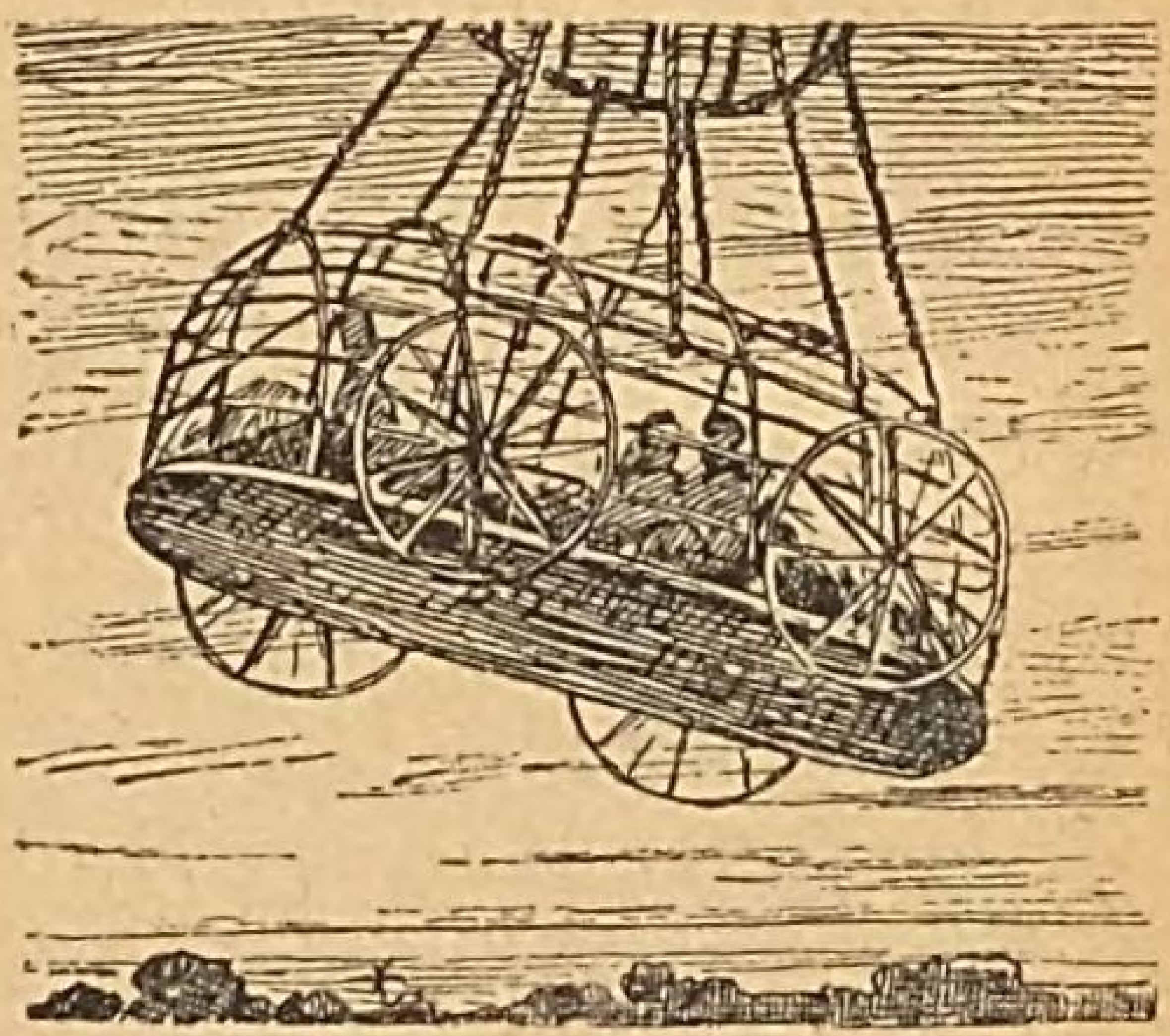
Siebentes Abenteuer.
Im Ballon.

Aus einem Briefe Friedrichs an seine Eltern.

Liebe Eltern! Mister Fax
Sendet heute Nachmittags
Eine Taubenpost nach Eu-
ropa, welchen Anlaß freu-
dig ich allsogleich ergriff,
Euch zu schreiben diesen Brief.
Leider ist der Anlaß traurig,
Ja, man kann fast sagen, schaurig,
Weil wir letzte Nacht verloren
Unsern lieben Märchen Mohren.
Laßt Euch, liebe Eltern, er-
zählen, wie's gegangen her:
Als wir mit dem Luftballon
Vor den Dahomäern floh'n,
Deren König wir zum Spaße
Etwas führten an der Nase,
Nahmen wir in einem Zug
Senkrecht in die Höh' den Flug,
Bis wir waren ungefähr
Eine Meile über Meer.
Unser Ziel war vorderhand
Whyda, wo die ‚Fliege' stand,
Und um dieses zu erreichen,
Mußt' der Wind nach Süden streichen;
Doch er that uns diesen Ge-
fallen leider nicht und weh-
te beharrlich aus dem Westen,
Was für uns just nicht am besten.
Um nun mit dem Gas zu sparen
Hielten wir uns, wo wir waren,
Bei geschlossenem Ventil,*)
Denn das Gas war nicht zu viel,
Wenn man denkt, daß manche Wo-
che vergehen konnte so,
Bis der Wind sich endlich drehte
Und, wie wir es wollten, wehte.
Aber in dem Luftballone
Wird selbst in der heißen Zone,



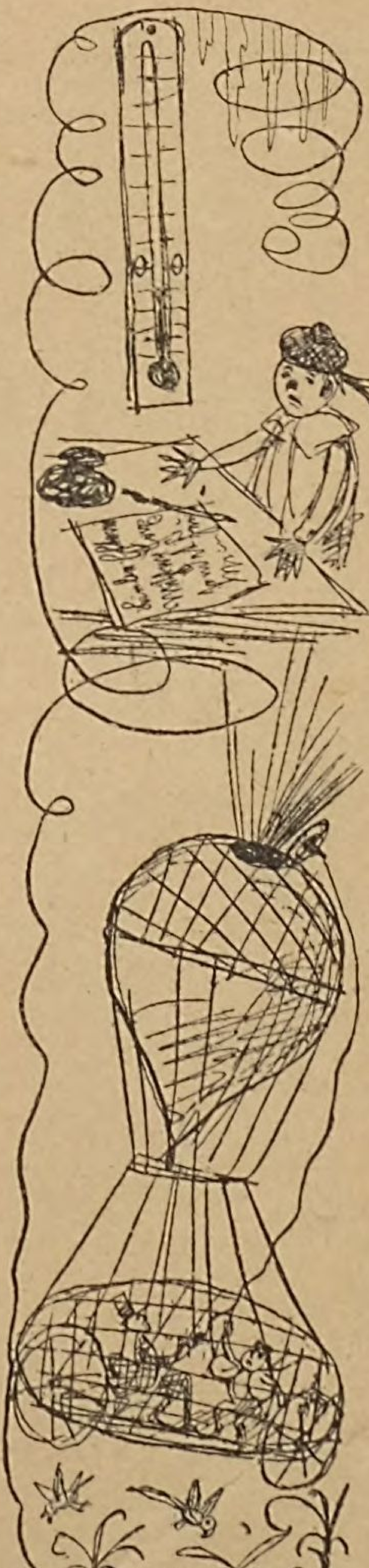
Während unten sie sehr schwül,
Oben doch die Luft recht kühl,
Und ich sag' es unverfroren,
Unsre Nasen, unsre Ohren
Wurden, als der Abendtau
Sie benetzte, etwas blau.
Ungemütlich war die Nacht,
Die wir schlotternd zugebracht
In dem Jagd-Veloziped,
Wo der Wind ganz frei durchweht.



Da sprach Max: „Wir haben ja
Einen prächt'gen Fallschirm da
Lassen wir in diesem doch
Uns fünftausend Meter noch
Tiefer zu der Erde nieder,
Um uns zu erwärmen wieder!"
Aber Mister Fax versetzte,
So ein Fallschirm sei das letzte,
Wo darauf ein Aëronaut
Schlimmstenfalls noch etwas baut;
Und so ließen wir es sein,
Schliefen zähneklappernd ein.
Aber als wir früh aufstunden,
Da war Märchen Mohr ver-schwunden,
Und mit ihm der Fallschirm auch,
Den Herr Fax zum Notgebrauch
Auf die Reise mitgenommen.
Wo ist Märchen hingekommen?
Mister Fax bekümmert sann
Über diese Sache lan-

*) Das Ventil sitzt bekanntlich oben auf der Kuppel des Luftballons und ist dazu bestimmt, die Entleerung des Ballons zu vermitteln. Wenn der Luftschiffer zu Boden will, läßt er durch das Ventil Gas ausströmen, wodurch die Tragfähigkeit des Ballons vermindert wird, so daß derselbe sinkt. Anm. d. Km's.

ge vergeblich hin und her,
Wußte schließlich doch nicht mehr,
Als: Der Fallschirm ist dahin
Und der arme Max nicht min-
der. Gewiß in bester Absich-
t ließ er zu dem Schirm herab sich,
Wollte irgend was probieren,
Spekulieren, ausstudieren,
Drückt' an einem Knopf wohl bloß,
Schnapp, da ging der Fallschirm
los!
Es entstand die große Fra-
ge, was nun zu machen da?
Sollten wir zur Erde gehen,
Um nach Märchen dort zu sehen?
Dieß wär' ganz vergeblich ge-
wesen, weil man in Guine-
a nicht leicht ein Menschenkind,
Das verloren, wiederfind't.
Seit der arme Max verschwunden,
Flogen wir schon ein paar Stunden,
Wußten gar nicht, wo wir waren,
Sahen nichts als unmeßbaren
Urwald unter unsern Füßen,
Hätten Gas auch opfern müssen,
Das uns bei dem schlechten Wind
Unentbehrlich war. Und blind-
lings auf Maxens Suche geh'n,
Konnte Fax sich nicht versteh'n;
Denn, wo war der Max geblieben,
Während wir vor'm Westwind
trieben?
Da blieb weiter gar kein Trost,
Als die liebe Taubenpost
Mit der Meldung abzusenden,
Daß sich Max in Negerhänden,
Wenn nicht noch in schlimm'rer Not,
Oder gar schon mausetot! —
Irgendwo in Guine-
a nordostwärts Dahomeh



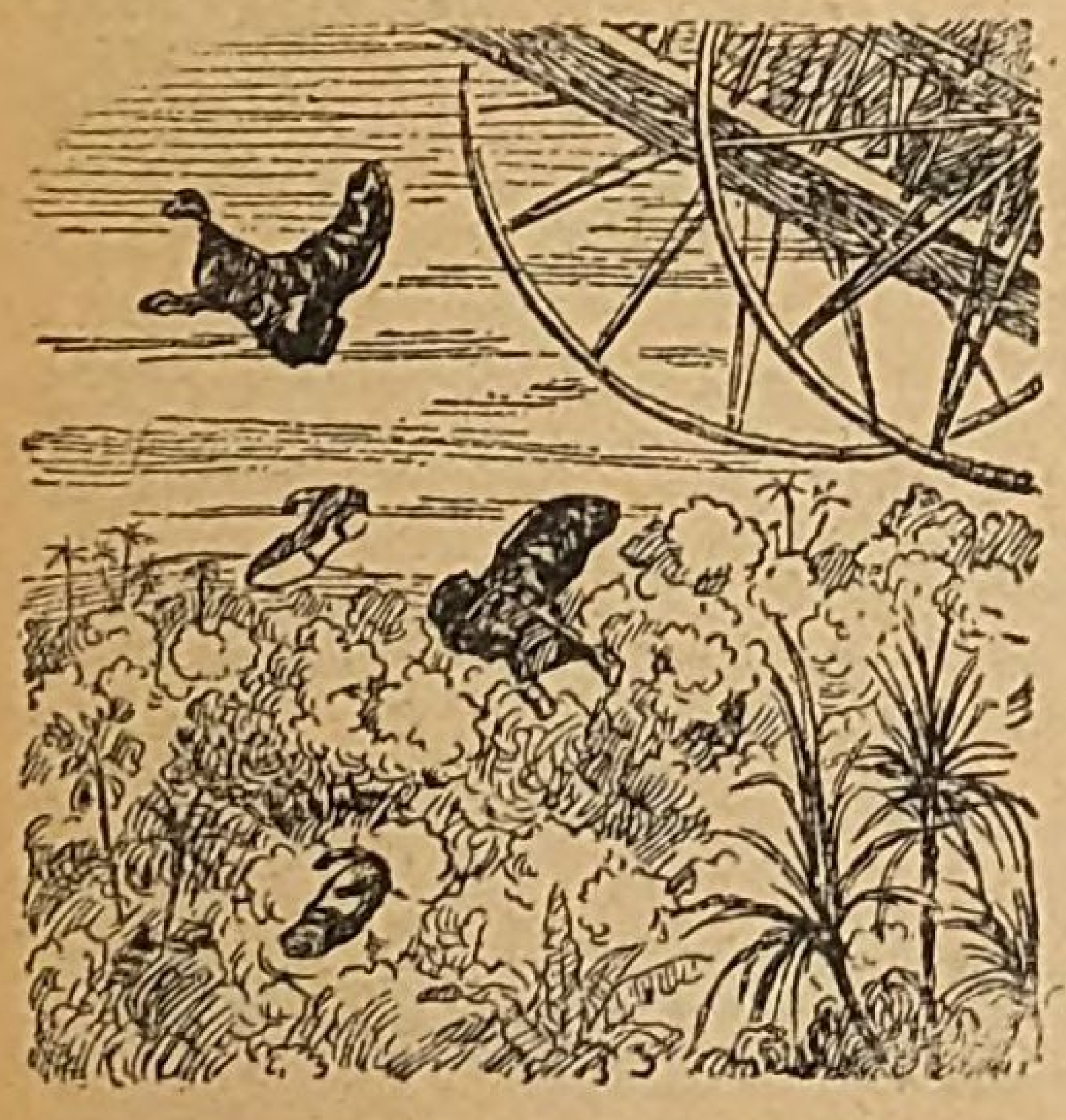
Jetzt befinde, wo man ihn,
Ohne lange zu verzieh'n,
Freundlichst möge reklamieren,
Weil sonst leicht was könnt' pas-
sieren.
Dieser Meldung schließ' ich bei
Meinen gegenwärt'gen Schrei-
bebrief, der Euch melden soll,
Daß ich sonst gesund und wohl.
Leider frieren wir recht sehr,
Denn wir stiegen noch viel mehr,
Seit uns mit dem Fallschirm Max
Heimlich hat verlassen stracks.
Meine Finger sind ganz starr
Und ich muß ein wenig war-
ten, bevor ich weiter schreibe,
Weshalb ich indes verbleibe
Euer vielgeliebter Sohn
Friederich im Luftballon.

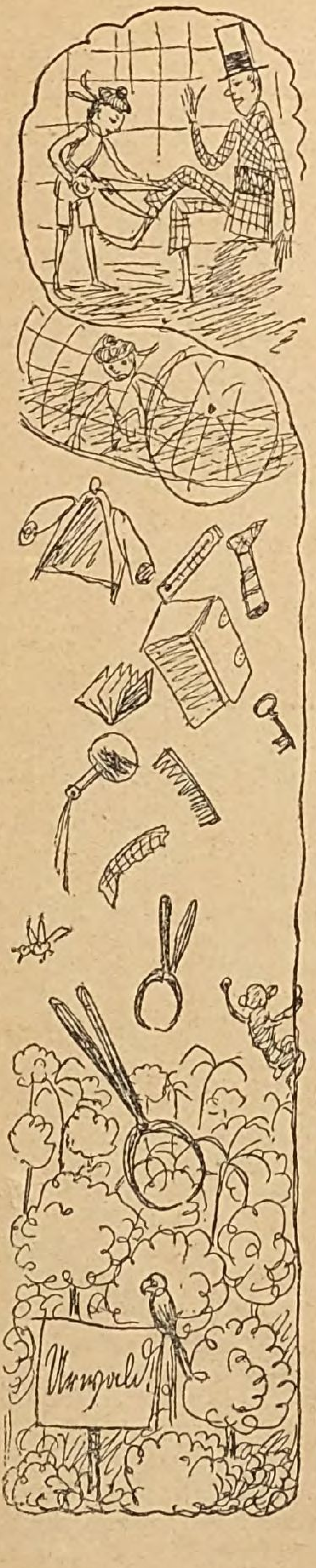
* * *

Bauz! Da hat man die Be-
scherung!
Die beträchtliche Vermehrung,
Die des Gases Druck erfuhr,
(Weil sich, wie uns die Natur-
lehre ja so deutlich zeigt,
Stets, je mehr der Luftball steigt,
Auch des Gases Druck vermehrt!)*)
Machte bang um sein Gefährt
Mister Faxen und er dachte:
„Weh, wenn der Ballon ver-
krachte!"
Darum wollt' er durchs Ventil
Gas entleeren just so viel,
Als zur Hebung der Gefahr
Unbedingt notwendig war.
Aber ach! die Klappe ließ
Zwar sich öffnen, doch nicht schließ-
en und der Ballon ward leer,
Und wir sanken mehr und mehr!

*) Die Naturlehre zeigt uns dies allerdings etwas deutlicher als Friederich. Das Gas hat das Bestreben sich auszudehnen, wird aber daran sowohl durch den dichten Stoff des Ballons, als auch durch den Gegendruck der äußeren Luft verhindert. Je höher nun der Ballon steigt, desto geringer wird der äußere Luftdruck, weil die Luft nach oben hin immer dünner wird. Dann muß der Ballonstoff dem Gasdruck einen um so größeren Widerstand entgegensetzen, wobei er leicht zerreißen kann.

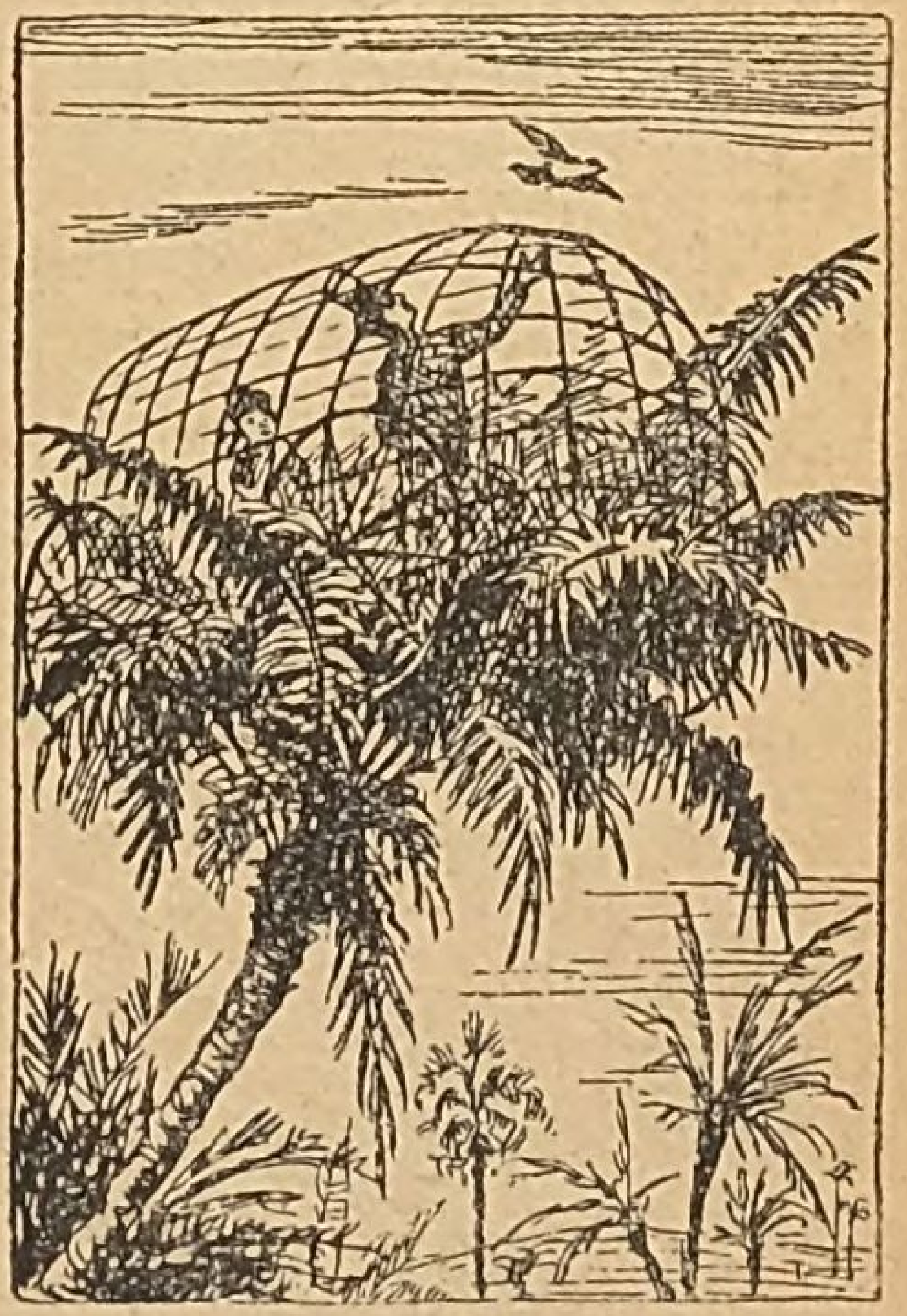
Guter Rat war teuer hier;
Unsern Ballast warfen wir
Über Bord, so schnell es ging,
Doch war der Erfolg gering,
Immer tiefer fiel der Ball,
Unten Urwald überall!
Mister Fax blieb sehr gelassen,
Wußte sich sogleich zu fassen:
„Lös' die großen Zangen los,
Weil sie jetzt uns hindern bloß!"
Plumps! sah man zur Tiefe wandern
Eine Zange nach der andern.
Doch auch dieses half nicht lange;
Mister Faxen ward es bange,
Endlich aber rief er doch:
„Nun den Kraftbehälter noch!"
Uns're Gürtel wurden schnell
Angefüllet noch mit El-
ektrizität und sofort
Flog der Kasten über Bord.
Hui! Nun ging es wieder auf-
wärts in pfeilgeschwindem Lauf;
Doch das Gas entwich noch immer,
Kurz nur war der Hoffnungsschimmer!
Als wir wieder sanken, rief
Mister Fax: „Zieh deine Stief-
el rasch aus und wirf sie weg
Zum Ballonerleicht'rungszweck!"
Und wir warfen alle zwei
Uns're gute Fußbeklei-
dung hinunter in den Wald,
Sanken aber trotzdem bald.





Auch die Jacke und der Hut
Ward geopfert kurz und gut
Zur Vermind'rung des Gewichts,
Doch das half uns Alles nichts.
Endlich waren wir so weit,
Daß die Hosen fingerbreit,
Streif um Streif von unten
'rauf,
Wir noch gaben in den Kauf;
Doch wir fielen ohne Halt
Mitten in den Tropenwald,
Wo wir endlich mit den Resten
Unseres Gepäckes festen
Fuß auf einer Palme faßten,
Um ein bischen auszurasten.
Hier wird jetzt die Taubenpost
Abgesandt, und dann getrost
'mal versucht, wie's weiter geht
Mit dem Jagd-Velociped!
Habt nur keine Angst um mich,
Denn Herr Fax wird sicherlich
Helfen uns mit seinem Witz,
Deshalb bleib' ich

Euer Fritz.



Achtes Abenteuer.

Wiederfinden.

„Fritz, nu wollen wir mal landen!
Aber daß nicht wird zu Schanden
Unser Jagd-Velociped,
(Das jetzt hoch im Werte steht,
Weil es unser einz'ger Schutz!)
Machen wir uns erst zu nutz',
Was von diesen schönen, dicken,
Um den Ball genetzten Stricken
Allenfalls sich läßt verwenden.
Freilich gibt's nur lauter Enden;
Doch es läßt daraus in Eil'
Knüpfen sich ein Rettungsseil."
Also sprach der Mister Fax,
Und ans Werk nun ging es stracks.
Bald verbanden sich die Stränge
Zu 'nem Seil von solcher Länge,
Daß die Mitte hing am Wipfel,
Und am Fuße beide Zipfel.
An dem Seile mit Bedacht
Ward die Gondel festgemacht,
Dann noch des Gepäckes Rest
Wohl verpackt im Gitternest,
Ein'ge Kokosnüsse auch
Beigefügt zum Nießgebrauch,
Und nun glitt behend und munter
Fritz den Knotenstrick hinunter,
Während Mister Fax im Wipfel
An des Seiles zweitem Zipfel
Hielt mit starkem Arm umfaßt
Die darangebundne Last.
Alles Weit're wurde dann
Glatt und mühlos abgethan,
Erst die Last des Reisepacks,
Und zuletzt der Mister Fax
An dem Seil gebracht zur Erde
Ohne jegliche Gefährde.
Durch den Urwald ging die Reise
Weiter nun bei karger Speise,
Weil die Wand'rer leben müssen
Meistens dort von Kokosnüssen,
Und kein Gasthaus weit und breit
Stört die Waldeseinsamkeit.



Schwer, wie sichs von selbst versteht,
War das Jagd-Velociped
Durch den dichten Wald zu bringen,
Doch sie mußten's eben zwingen,
Und des Tages Müh' vergalt
Dann der sichere Aufenthalt
In dem Trommelhaus bei Nacht,
Weil's elektrisch war bewacht
Durch die Gürtelapparate,
Die man ja gerettet hatte:
Nahte sich voll Beutegier
In der Nacht ein wildes Tier,
Gab es einen Blitz und Knall
Und es kam kein zweites Mal!
— Also ging's acht volle Tage,
Doch dann endete die Plage;
Denn mit eb'nem Wiesenstrand
Zog ein breiter Fluß durchs Land.
„Fritz!" sprach Fax, „ich sage dir,
Sicher wohnen Menschen hier,
Und ich wünschte sehr, ein Schneider
Machte schnell uns neue Kleider!"
Fritz dagegen meinte: „Ei,
Etwas ander's fällt mir bei:
Unser Schreibzeug hab' ich da,
Und da wär's ganz passend ja,
Wenn wir unsere Gestalten
Pechkohlrabenschwarz bemalten;
Denn für Neger, denk' ich doch,
Taugen uns're Kleider noch!" —
„Fritz!" sprach Fax, „da hast du recht,
Der Gedanke ist nicht schlecht!
Gib mir nur die Tinte schnell,
Daß ich schwärze dir das Fell!" —



Und sie schwänzten beide sich,
Sahen aus ganz fürchterlich,
Doch dies ist nichts Selt'nes ja
In dem schwarzen Afrika!
„Komm — nun setzen wir uns stracks
Ins Velociped!“ sprach Fax,
„Fahren bis nach Kamerun,
Wo wir uns dann gütlich thun!“ —
Vorwärts ging es pfeilgeschwind;
Aber auch die Löwen sind
Just nicht langsam, wie bekannt,
Und ein solcher kam gerannt!
„Ei!“ sprach Fax zu Friederich,
„Dieser Löwe freuet mich!“
Auf den Klebknopf drückt' er bloß
Und fuhr gradewegs drauf los.
Und der Löwe stutzte sehr;
Doch er stutzte noch viel mehr,
Als er gegen das Gefährt
Mit der Tatze, scharf bewehrt,
Führte einen mächt'gen Hieb
Und daran gleich hängen blieb! —
Fax ließ ihn nun nicht mehr los,
Ließ von Friederich sich bloß
Eine Schlinge machen, und
Schob sie in des Löwen Mund,
Knöpfte dann am Kopf sie fest,
Nahm zur Hand der Schlinge Rest,
Band sie an dem Gitter an,
Drückte an den Hauknopf dann,
Und der Löwe, schmerzdurchbohrt,
Ras'te mit dem Fahrzeug fort.
Blitzschnell ging auf diese Weise
Selbstverständlich nun die Reise;



Doch gebot mit einem Mal
Halt ein neuer Zwischenfall.
Denn ein Trupp von Eingebor'nen
Kam des Wegs daher von vornen;
Diese trugen eine Bahr',
Drauf ein weißer Knabe war.
Dieser schien zwar äußerst dick,
Fritz jedoch im Augenblick
Kannt' ihn wieder, und zu Fax
Sprach er jubelnd: „Das ist Max!“
Fax gab mit dem Klebknopf gleich
Seinem Löwen einen Streich,
Der ihn machte stille stehn,
Sagte dann: „Wir wollen sehn!“
Aber als die schwarzen Neger
Sah'n den Löwen und die Jäger,
Liefen sie ganz wild von hinnen,
Einen Vorsprung zu gewinnen,
Ließen Max vor Schrecken laufen.
Aber der, statt zu verschnaufen,
Wandte sich erschreckt im Nu
Dem erhöhten Ufer zu,
Welches hier, scharf eingeschnitten,
Eine Schlucht ließ in der Mitten,
Um des Stroms gestaute Massen
Unten tief hindurchzulassen.
Friedrich, sowie Mister Fax,
Schrie'n aus vollem Halse: „Max!“
Aber dieser wahnbethörte
Junge nicht die Freunde hörte,
Wandte sich in wilder Flucht
Gegen die besagte Schlucht.
Dorten hatten eben Affen
Eine Brücke sich geschaffen,*)

*) Man erzählt von einer gewissen Gattung von Affen, die aber nicht in der alten Welt, sondern nur in Amerika vorkommen, daß sie sich mittels ihrer äußerst kräftigen Schwänze in langen Reihen aneinanderhängen und, indem sie die so gebildete lebendige Kette in schwingende Bewegung setzen so lange, bis der das unterste Kettenglied bildende Affe den nächsten gegenüberstehenden Baum erreichen und sich an demselben festklammern kann, den Übergang über Schluchten bewerkstelligen. Die Jungen sowie die schwächeren Mitglieder der Gesellschaft laufen dann über diese Brücke weg, während die in der Kette selbst befindlichen Affen den Übergang einfach dadurch bewerkstelligen, daß das Endglied der Kette auf der zu verlassenden Uferseite seinen Halt fahren läßt, so daß die Kette gegen das jenseitige Ufer hinübergeschwungen wird.

Aus dieser übrigens nicht gerade sehr glaubwürdigen Geschichte hat sich offenbar Märchen seine „Affenbrücke“ gemacht. A. d. Km's.

Um von einem Strand zum andern
Über jene Schlucht zu wandern.
Solche Affenbrücken sind
Fix und fertig sehr geschwind,
Weil sie, wie im Bild zu sehen,
Aus den Affen selbst bestehen.



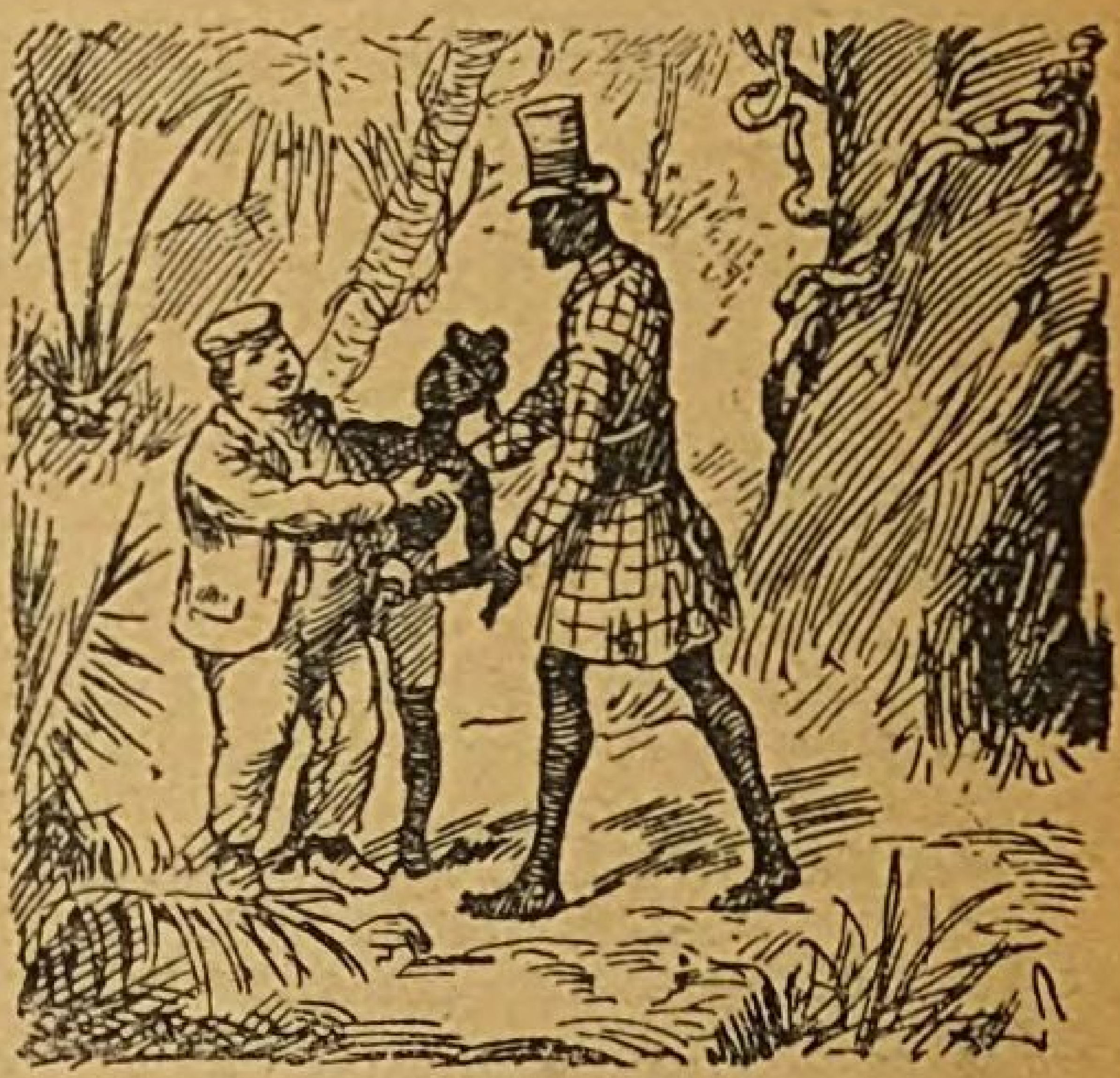
Über diese Affenbrücke
Führte der Verblendung Tücke
Nun den armen Max hinüber;
Jenseits standen nun in trüber
Wehmut Fritz und Mister Fax,
Schmerzlich rufend: „Aber Max,
Kennst du denn die Freunde nicht,
Daß du fliehst ihr Angesicht?“
Max versetzte: „Freunde — ihr?
Schwarze seid ihr, voll Begier,
Einen armen weißen Knaben
Auf dem Mittagstisch zu haben!“
„Ei so hör' doch, lieber Max!“
Sprach hierauf der Mister Fax;
„Weiße sind wir; aber Fritz
Machte sich den schlechten Witz,
Uns mit Tinte anzuschwärzen;
Nimm dir das nicht so zu Herzen!“
Jetzt fing Max zu klagen an:
„Warum habt ihr das gethan?
Seht, nun sitz' ich hier herüben,
Und ihr beiden, ihr seid drüben,
Und der Affenbrücke Glieder
Haben längst gelöst sich wieder!“
„Sei nur ruhig, lieber Max,“
Tröstete der Mister Fax,



„Denn die Rettung ist dir nah',
Baldigst sind wir wieder da!“ —
Und mit Friedrich schafft er schnell
Das Velociped zur Stell',



Was ganz leicht nun konnt' geschehen,
Weil den Leu er aus Versehen
Mit dem „Kleb“-Knopf totge-
schlagen,
Als er stehen ließ den Wagen.
Mit dem Knotenseile wird
Nun die Schlucht ganz leicht passiert,
Auch das Jagd-Velociped
Bald am andern Ufer steht,
Und nun riefen Fritz und Fax:
„Wie ist's dir ergangen, Max?“



Neuntes Abenteuer.

Wie es Max ergangen war.

Und zu Fritz und Mister Fax
Sprach hierauf der arme Max:
„Kurz ist die Geschichte zwar,
Aber traurig, ach! — und wahr!
Halb erfroren war ich schon
Damals in dem Luftballon,
Und ich dachte still bei mir:
Gar zu albern wär' es schier,
Sollten wir erfrieren — da
In dem heißen Afrika!
Namentlich euch beiden drohte
Dieser schlimmste aller Tode,
Denn ihr schlieft so wohl und fest
In dem luft'gen Gitternest,
Wie daheim in euren Betten,
Und da wollt' ich schnell euch retten,
Weil ja doppelt leicht erfriert,
Wer vom Schlaf ergriffen wird!*)
Darum kroch ich frisch und munter
Zu dem Fallschirm gleich hinunter,
Auszuführen leis' und sachte
Einen Plan, den ich erdachte.
An dem langen Ankerseile
Wollt' ich mich in aller Eile
Mit dem Schirm hinunterlassen,
Dann das Seil recht stramm erfassen
Und daran nach unten hin
Bis zu mir den Luftball zieh'n.
Hatt' ich dieses erst vollbracht,
War das and're schnell gemacht:
Mit dem Fallschirm hätt' ich wieder
Mich so weit gelassen nieder,
Als des Seiles Länge dies
Eben just geschehen ließ;
Und so hätt' ich den Ballon,
Wie ihr wohl begreifet schon,



Zu der Erde Stück um Stück
Wiederum gebracht zurück.**)
Aber wie ich eben nun
Alles Nöt'ge wollte thun,
Meinen Plan rasch auszuführen,
Thät' ich einen Ruck verspüren,
Und ich merkte voller Bangen,
Daß der Fallschirm losgegangen,
Ehe noch in meiner Hand
Sich das Ankertau befand.
Weh, nun ging's im Flug hinab
Wie ins off'ne dunkle Grab;
Weil die Luft so dünne war,
Konnt' der Fallschirm offenbar
Seine Tragkraft nicht entfalten
Und mich schwebend nicht erhalten,
Und ich flog gleich einem Pfeile
Niederwärts mit Windeseile.
Schrecklich war, was ich empfand,
So daß mein Bewußtsein schwand..
Als ich wiederum erwachte,
Stand ein Mohr vor mir und lachte:
„Ei, was ist der Junge nett!
Diesen mäst' ich nun mir fett,
Und zum Sonntag in drei Wochen
Muß mir ihn die Mohrin kochen!“ —
Weh, wie bin ich da erschrocken!
In den Adern fühlt' ich stocken
All' mein Blut bei diesen Worten,
Und ich sah mich als geschmorten
Braten, knusprig, braun und feist
Auf der Tafel schon im Geist.
Hu — wie war das schauerlich!
Denk' ich dran, so gruselt's mich.
Doch der Mohr, der lachte bloß,
Und in einen Käfig schloß
Mich der Menschenfresser ein,
Just wie Hans und Gretelein
Einst die Hexe eingeschlossen,
Und mit seinen weißen, großen

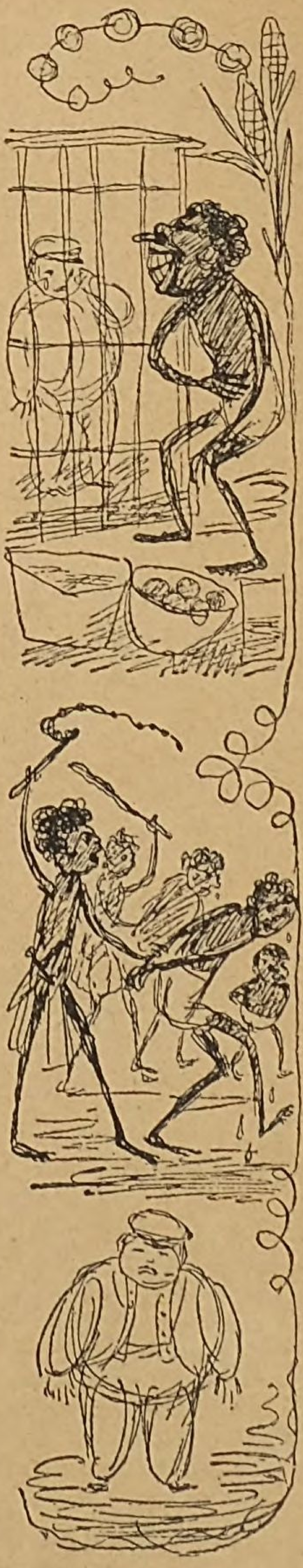
*) Da hat also Märchen Mohr wieder einmal — wie gewöhnlich! — in der besten Absicht einen dummen Streich gemacht.

**) Ja — wenn der Ballon nicht der Stärkere gewesen wäre.

Zähnen fletscht' er 'oft mich an:
„Max, nun kommst du bald daran!"
Und so ward ich denn mit Mais,
Mit Bataten und mit Reis
Sorglich hinter Schloß und Gitter
Großgemästet — das war bitter!
Und ich dachte manchmal mir:
„Besser wär's in Quarta schier!"
Aber eines Tages kamen
Sklavenjäger her und nahmen
Meinen schwarzen Wirt und mich



Mitten in der Nacht mit sich.
Jenen wollten sie verkaufen
Mit dem ganzen großen Haufen
Schwarzen Volkes, welchen sie
Grade wie das liebe Vieh
Vor sich her zu Markte trieben
Mit Geschrei und Peitschenhieben;
Traurig war ihr Los — jedoch
Meines war viel schlimmer noch!
Denn es hatte mir die Mast
— Ach, ich muß mich schämen fast,
Offen es herauszusagen! —
Ausgezeichnet angeschlagen
Und ich war ganz kugelrund,
Wog schon über hundert Pfund.
Diese schwarzen Sklavenjäger
(Denn nicht Weiße, sondern Neger
Waren's, denen Bruderblut
Galt als schnödes Handelsgut!)
Wollten drum — wer sollt' es denken?
Ihrer Königin mich schenken,
Aber nicht als Edelknaben,



Nein, geschmort sollt' sie mich haben!
Deshalb ward ich auf der Reise
Reich verseh'n mit Trank und Speise,
Ja, ich durfte nicht mal gehen,
Sondern ward — wie ihr gesehen!
Mittels Bahre fortgebracht,
Weil das Laufen mager macht.
Mancher Tag ist so vergangen,
Und ich sah mit Todesbangen
Mich im Geiste schon durchbohrt
Von dem Bratspieß und geschmort,
Als mich mitten auf der Reise
In so wunderbarer Weise
Eines güt'gen Schicksals Hand,
Wiederum mit euch verband!" ...
„Ei ja wohl, mein lieber Max,"
Sprach gerührt nun Mister Fax,
„'s ist fürwahr ein großes Glück,
Daß du wieder bist zurück!
Hätten wir dich nicht gefunden,
Wär'st für immer du verschwunden,
Denn die Schwarzen hätten dreist
Mir mein Mäxchen aufgespeist.
In Guinea rings herum
Herrscht das Menschenfressertum,
Und besonders einen Weißen
Liebt der Schwarze anzubeißen;
Drum, ihr Knaben, wollen wir
Uns empfehlen schnell von hier,
Und mit uns'rer Eilpost nun
Fahren bis nach Kamerun."



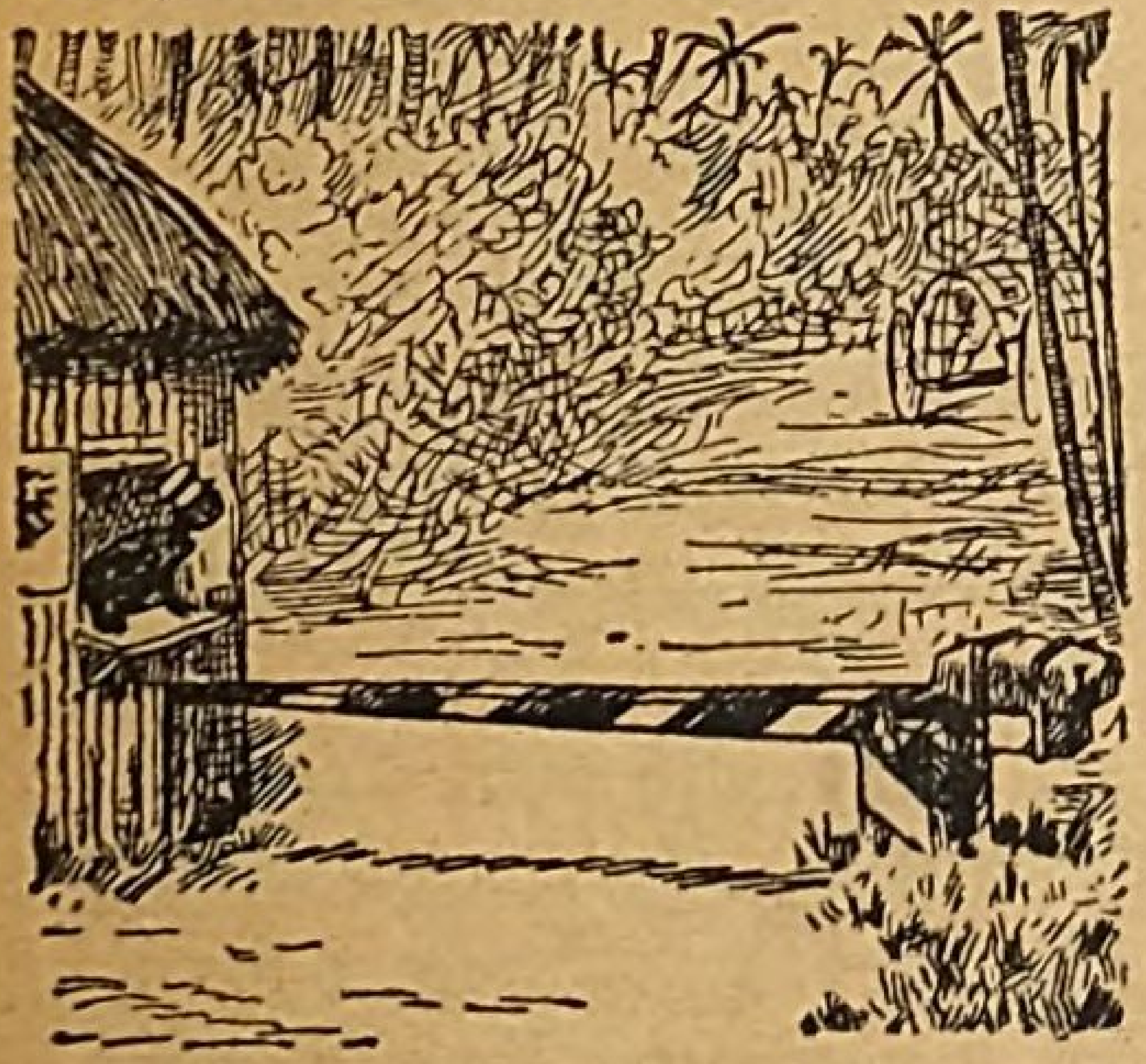
Zehntes Abenteuer.

In Kamerun.

Wißt ihr, was für ein Fluß das war,
Den Märchen mittels Affenbrücke,
Und Fax mit Fritz per Seilbahn gar
Passierten mit so gutem Glücke?
Das war der alte Calabar,*)
Und als nun der passieret war,
Ging bis ans Ziel die Weiterreise
Von statten in der besten Weise.

Von seinem übermäß'gen Fett
Ward Max befreit in wenig Tagen,
Denn mit dem Jagd=Velociped
Mußt' die Gesellschaft viel sich plagen.
Der Weg ging durchs Gebirge bald,
Bald wiederum durch Sumpf u. Wald;
Da hieß es treten auf das Rad
Mit flinkem Fuß von früh bis spat!

Doch endlich kam der schöne Tag,
Wo alle Mühe war zu Ende;
Ein Schlagbaum stand am Palmenhag
Im afrikanischen Gelände,
War schwarz=weiß=rot bemalet fein —
Was mochten das für Farben sein??
„Hurrah!" schrie Max, und Fritz
that Gleiches,
Das ist ein Endchen deutschen Reiches!"

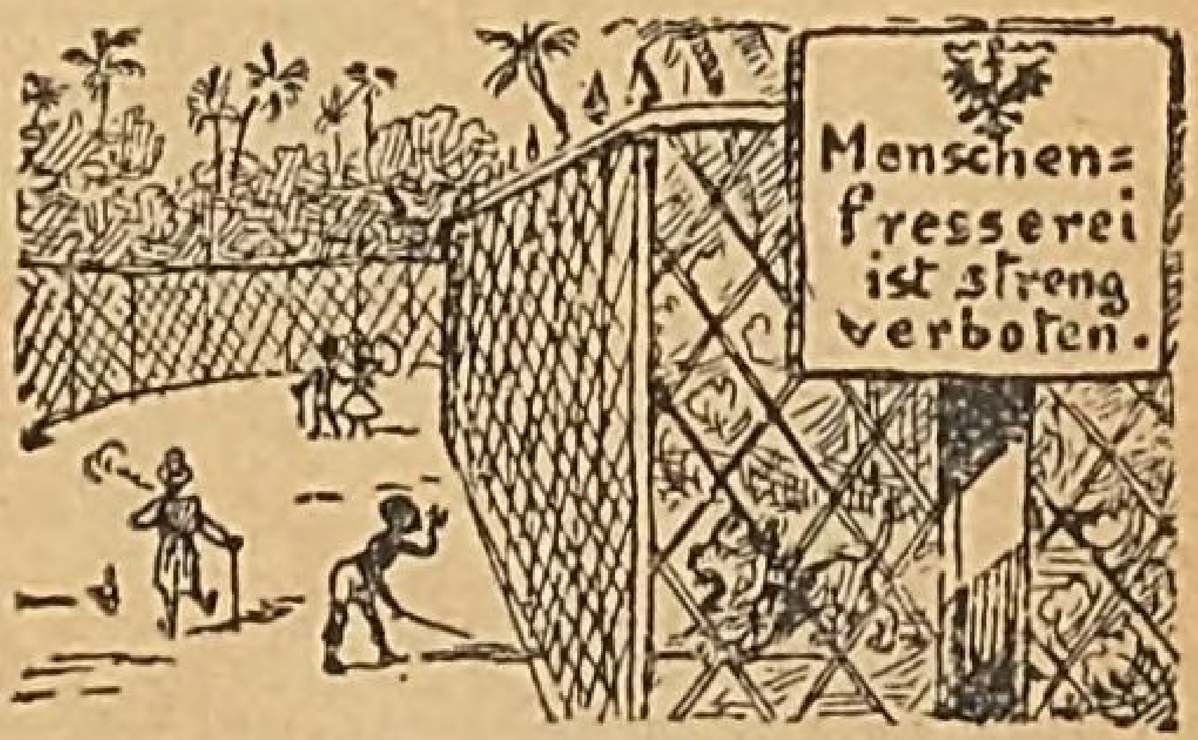




Ein Hüttchen bei dem Schlagbaum stand,
Gebaut aus Bambusrohr, dem
schlanken,
Und eines schwarzen Zöllners Hand
Zog auf den schwarz=weiß=roten
Schranken.
„Passiert!" rief dieser stramm und
laut,**)
Nachdem er flüchtig uns beschaut;
„Landsleute, seh' ich, sind die
Herren —
Wer wird denn da den Schlagbaum
sperren?"

Des Schwarzen patriot'sches Wort
Verblüffte über alle Maßen
Die Drei, und fröhlich ging's nun fort
Auf der bequemsten aller Straßen.
Kein wildes Tier war dort zu seh'n,
Es konnte jedes Kind da geh'n
Und brauchte nicht vor Leu'n zu zittern!
Die Straße war umspannt mit Gittern:

Und für den wilden Wandersmann,
Der frank und frei, gleich allen Andern,
Den Gitterweg benutzen kann,
Um sicher durch das Land zu wandern,
War eine Inschrift angebracht,
Erinnernd an des Strafrechts Macht,
An hohen Pfählen, schwarz=weiß=roten:
„Das Menschenfressen ist ver=
boten!"



*) Märchen Mohr denkt wohl: Hab' ich mir den Fluß mühsam auf der Karte suchen müssen, ei, so mögt ihr's nun auch thun! — Der alte Calabar — habt ihr jemals etwas von diesem Flusse gehört? Ich glaube kaum und fürchte darum, das Suchen werde euch wohl ein wenig schwer werden. Deshalb will ich euch wenigstens auf die Spur helfen. Nehmt die Landkarte von Afrika zur Hand, sucht an der Westküste Guinea auf (dort wo der Golf von Guinea den großen, breiten Kameelbuckel landeinwärts macht) und gerade an der Spitze des Buckels werdet ihr den Alt=Calabar finden, der sich dort in den Atlantischen Ozean ergießt. Gleich darunter liegt Kamerun.

**) Wir wollen Märchen in seiner Schilderung von Kamerun freies Wort lassen; vielleicht — wer kann das wissen? — sieht es in ein paar Jahren dort so aus!

So führte, trotz des Urwalds Näh',
Wo sonst das Reisen so gefährlich,
Die Kameruner Reichs-Chaussee
Zur Hauptstadt hin ganz unbeschwerlich.
Das Tretrad ging hier federleicht,
Am Abend war das Ziel erreicht
Und im Hotel „zur Kaiserkrone"
Ward Ruh' den Reisenden zum Lohne.

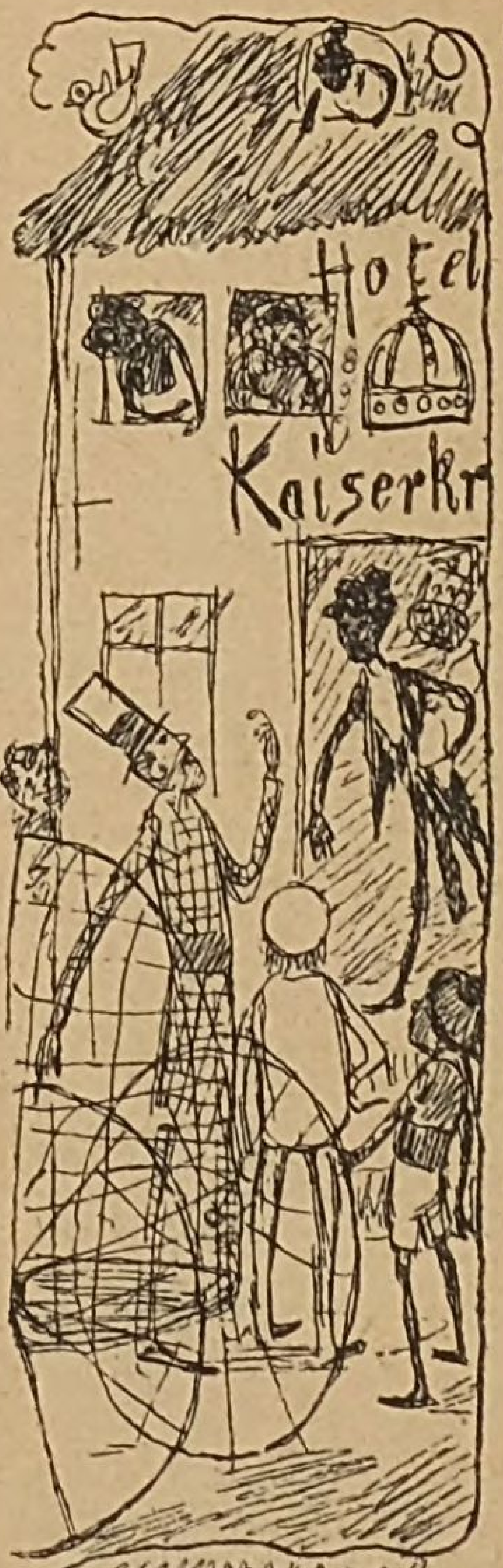
Am andern Morgen um halb Neun
Erwachten sie aus tiefem Schlummer,
Um des Bewußtseins sich zu freu'n,
Daß nun vorüber Not und Kummer.

(Doch) horch, was klang so dumpf u. schwer
Vom Kameruner Delta*) her?
„Hollah, das sind Kanonenschüsse!"
Rief Max und sprang auf beide Füße.

Und Mister Fax voll Neubegier
Sprang gleichfalls aus dem warmen Bette:
„Fritz, frag' mal den Hotel-Portier,
Was dieses zu bedeuten hätte!" —
Fritz fuhr in seine Kleider schnell
Und schaffte den Portier zur Stell',
Der in den Galarock gerade
Sich warf, als ging' es zur Parade.



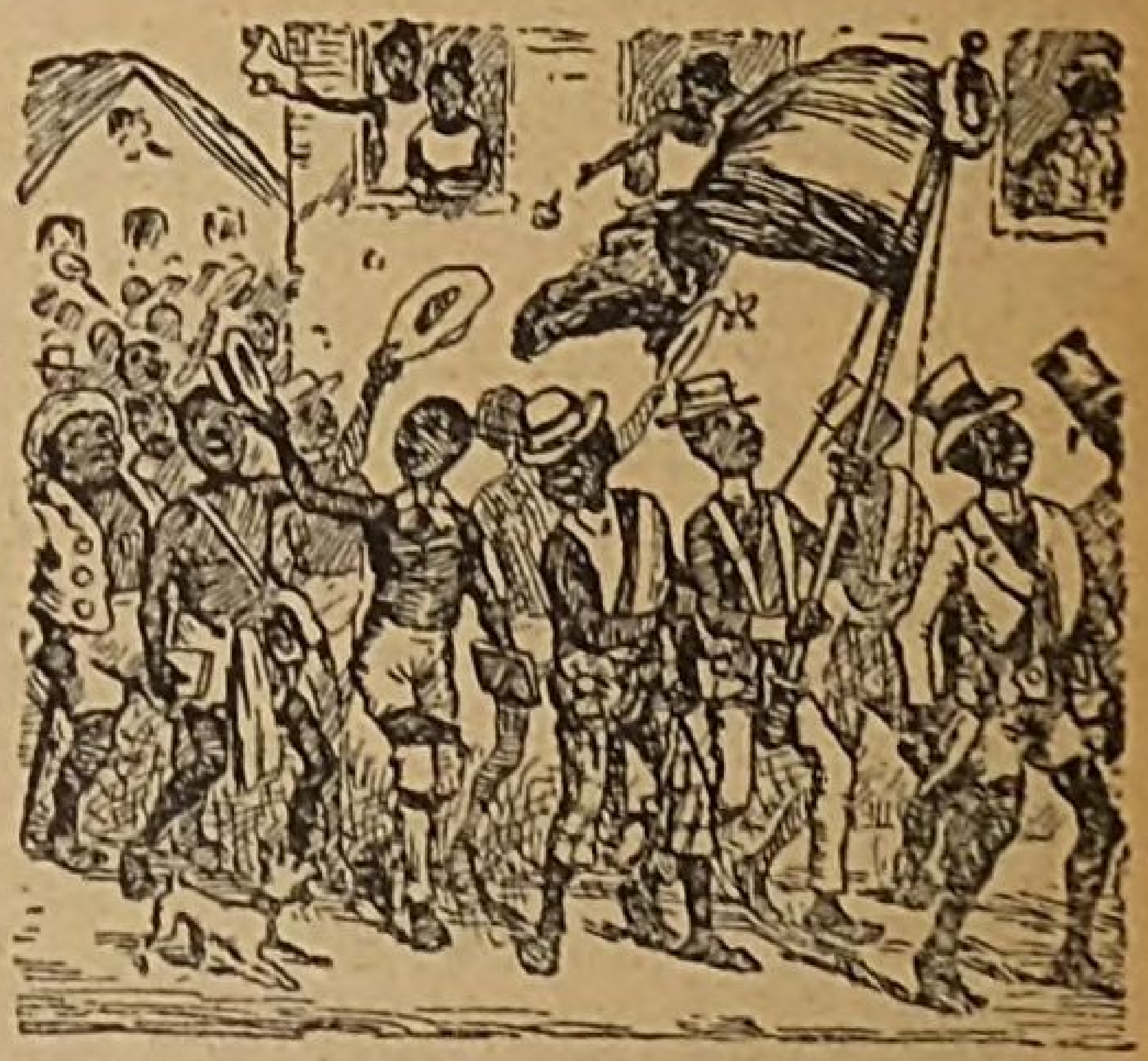
„Ei, ei!" der bied're Nigger spricht,
„Sie fragen mich, was das bedeute?
So wissen Sie als Deutsche nicht,
Daß Kaiser Bills**) Geburtstag heute?





King Bell nimmt mit dem großen Stab
Soeben die Parade ab,
Und nachmittags — das ist das Beste!
Geht's dann hinaus zum Sängerfeste!"

„Ein Sängerfest in Kamerun?"
Frug Max mit zweifelnder Gebärde;
Der Schwarze aber brummt: „Jenun,
Wir sind doch keine Hammelherde,
In der hinauf, hinab die Reih'n
Ein jeder nichts als ‚Bäh!' kann schrei'n ?!
O nein, man singt auch hierzulande —
Wir machen Deutschland keine Schande!"
Und sieh — um Nachdruck zu verleih'n
Dem stolzen Wort, kam auf der Straße
Soeben ein Gesangverein
Heranmarschiert von schwarzer Rasse.
Am Hut das schwarz-weiß-rote Band
So zogen sie herein vom Land,
Um teilzunehmen an dem Feste
Als Kampfgenossen und als Gäste.



Den Fahnenträger sieht man stolz
Vorn an des Zuges Spitze schreiten;
Die Sänger, schwarz wie Ebenholz,
Sie grüßen flott nach allen Seiten.
Die Menge jauchzt, die Tücher weh'n,
Es drängt das Volk, der Zug bleibt steh'n,
Und jetzt ertönet kräftgen Schalles
Das Volkslied „Deutschland über Alles!"

*) Der Kamerunfluß bildet an seiner Mündung ein „Delta", d. h. eine dreieckförmige Ausbreitung, welche sumpfiges Land umschließt. „Delta" heißt der vierte Buchstabe im griechischen ABC, welcher die Gestalt eines Dreieckes hat.

**) „Bill" ist die englische Abkürzung für Wilhelm. Märchen weiß wohl aus englischen und amerikanischen Geschichten, die von Negern handeln, daß auch die Schwarzen, wenn sie englisch radebrechen, derlei Abkürzungen anwenden.

Anm. d. Km's.

„Ach bitte, lieber Mister Fax!"
Begann nun Friederich zu flehen,
„Ich möchte gerne mir mit Max
Das schwarze Kaiserfest besehen.
Sie machen doch gewiß mit uns
Den Gang durchs Weichbild Kameruns?
Ach bitte, lieber Mister, bitte,
Sei'n Sie in unserm Bund der Dritte!"

Doch Mister Fax kopfschüttelnd sprach:
„Ich kann mich diesem Wunsch nicht fügen;
Geht ihr voraus, ich komme nach —
Erst das Geschäft, dann das Vergnügen!
Bedenkt, ich ging nach Kamerun,
Um etwas Wicht'geres zu thun;
Zusehen will ich drum bei Zeiten,
Vielleicht bring' ich euch Neuigkeiten!"

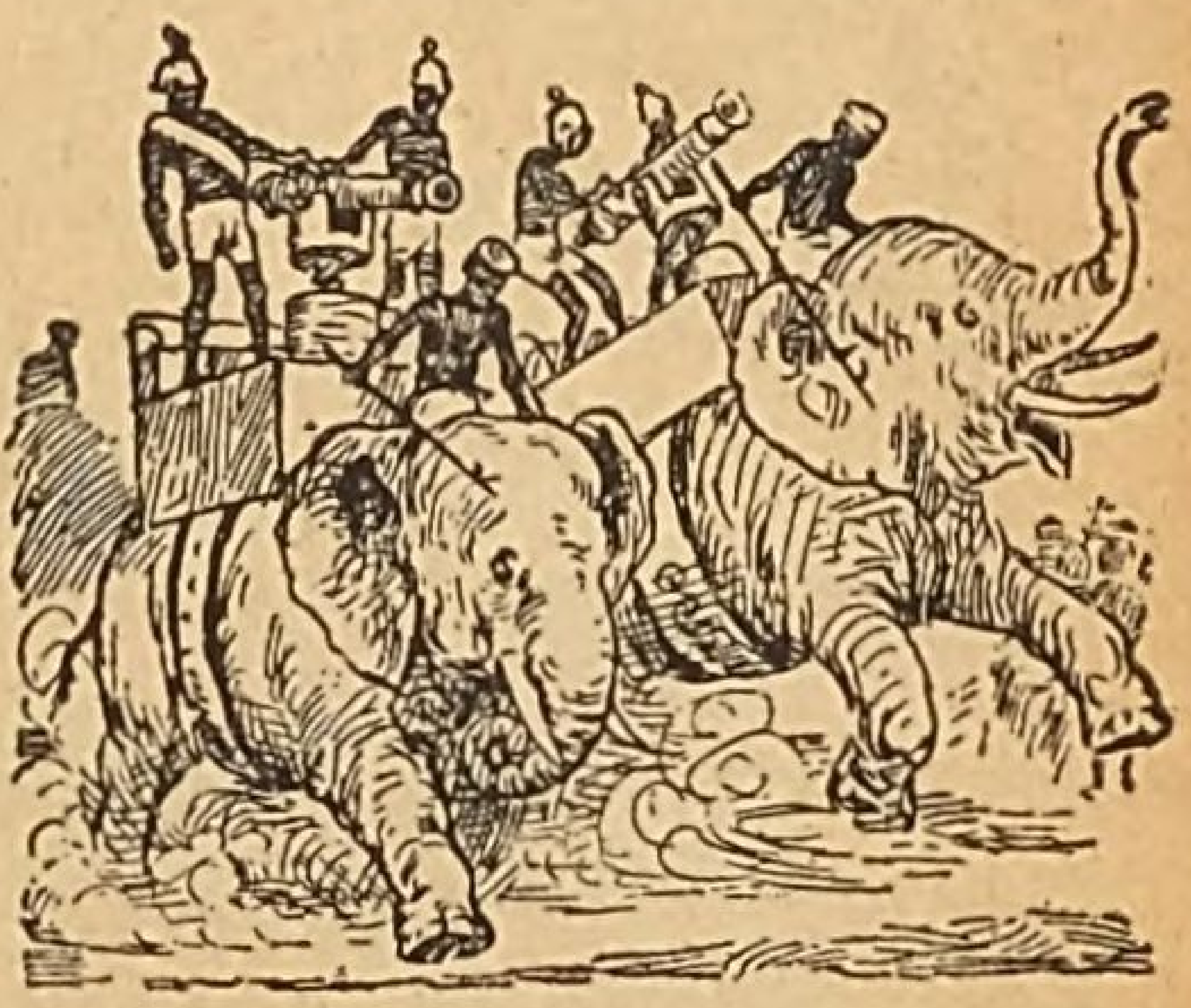
So sprach der gute Mister Fax;
Da half kein Schmeicheln und kein Flehen,
Drum gingen endlich Fritz und Max
Allein, die Stadt sich zu besehen.
Welch eine Pracht! Bei jedem Haus
Hing eine deutsche Fahne 'raus,
Und durch des Stadtthors weiten Bogen
Kam die Parade just gezogen.





Als Bundesfürst und Kommandeur
Ritt König Bell vorn an der Spitze,
Und neben ihm der Gouverneur
Im Staatsfrack mit gestickter Litze,
Und hintendrein — trarra, bumbum!
Bejauchzt vom ganzen Publikum,
Die schwarzen Kamerun-Husaren
Auf Pferden, die Giraffen waren.

Hierauf die ganze Infant'rie,
King Bells brillante Gardeneger,
Die Leibhartschieren-Kompagnie,
Die Grenadiere und die Jäger.
Und endlich die Geschütze noch,
Ganz wie die uns'rigen, jedoch
— Statt der gewöhnlich vorgespannten
Sechs Pferde — hoch auf Elefanten!



Ein Schauspiel war's, ganz wundervoll
Und um die Truppen sprang im Kreise
Die Jugend Kameruns wie toll;
Doch Störung gab's in keiner Weise.
Kein Streit entstand, es fiel kein Schlag
Verhaftet ward an diesem Tag
Ein einz'ger schwarzer Schusterjunge,
Weil er 'nem Schutzmann wies di
Zunge.



Und als die Heerschau war vorbei
Und kaum gelichtet das Gedränge,
Begann auch schon das Festturnei
Der National- und Kunstgesänge.

Die Liederhalle, hoch und licht,
Stand an dem Palmen-Urwald dicht,
Und es erklang an dieser Stätte
Manch deutsches Lied, sogar Quartette!

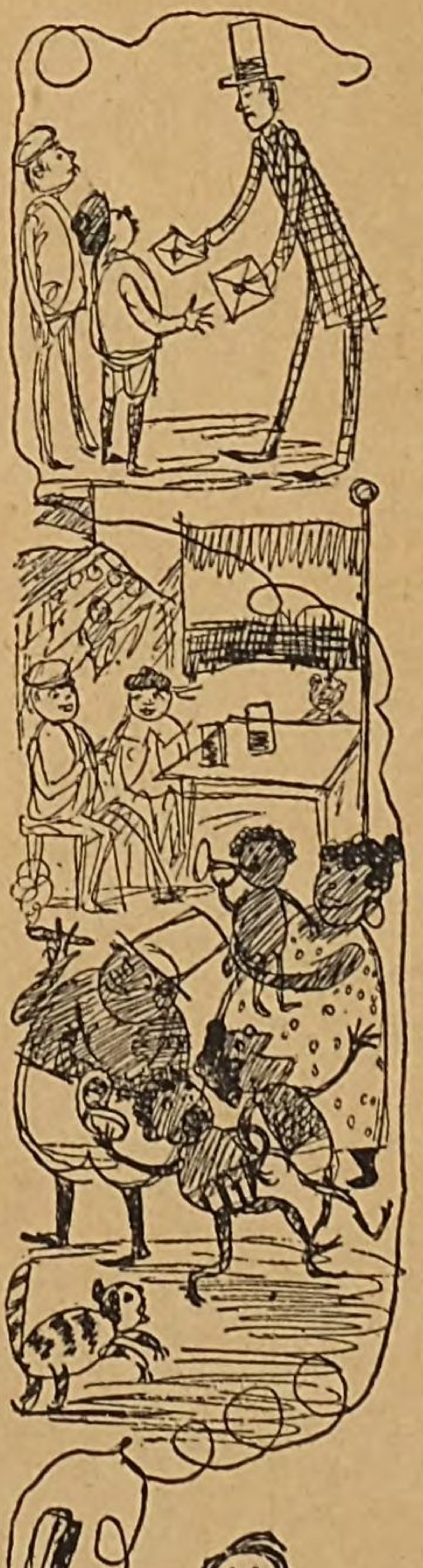


Dort saßen lange Fritz und Max
Und lauschten den bekannten Klängen,
Doch endlich zog zu Mister Fax
Die Zwei zurück des Herzens Drängen.
Denn leider kam Herr Fax nicht nach,
Wie er's den Knaben doch versprach,
Und hatte sicher Langeweile;
Drum kehrten sie nach Haus' in Eile.

Doch welche Botschaft harrte da
So gänzlich unverhofft der beiden!
Der Mister ganz betrübt aussah!
Er seufzte: Ach, wir müssen scheiden!
‚Genehmigt ist mein großer Plan:
‚Ich baue eine Eisenbahn*)
‚Nach jenem Berg, den dort ihr sehet;
‚Drum bleib' ich da — doch ihr, ihr gehet!

‚Seht diese Briefe hier! Sie sind
‚Von eurer Väter Hand geschrieben,

*) Da hat Märchen etwas aus der Zeitung aufgeschnappt! Es ist nämlich vorgeschlagen worden, eine Eisenbahn nach den um Kamerun gelegenen Höhen zu bauen, damit die europäischen Ansiedler ihre Wohnungen dort droben aufschlagen können, während unten an der Küste böses Sumpfklima herrscht. Von dieser Eisenbahn spricht Mr. Fax offenbar'

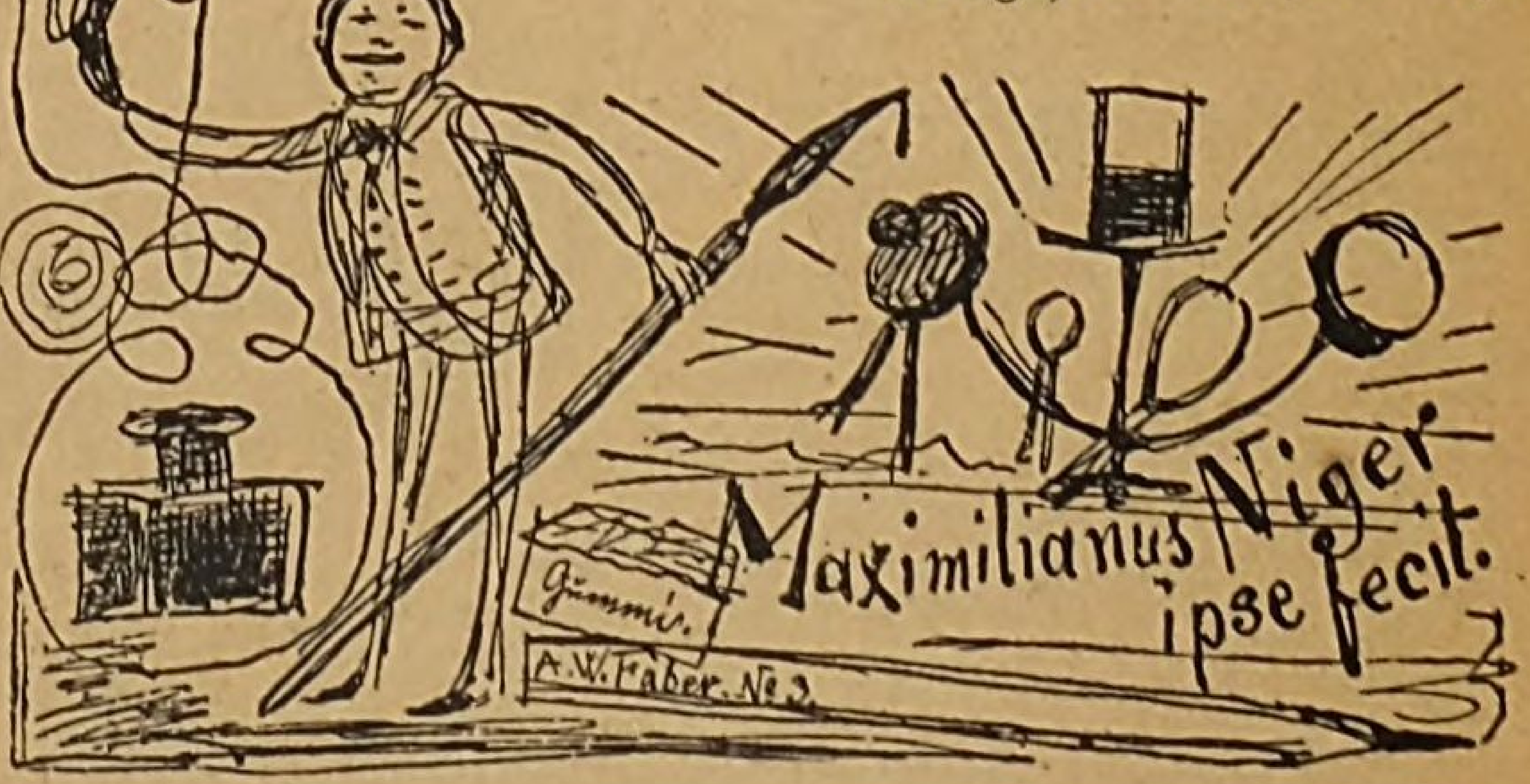


‚Und drinnen steht: ‚Kommt nur geschwin
‚Nach Haus zurück zu euren Lieben.
‚Verziehen sei der tolle Streich,
‚Doch kommt nach Hause allsogleich,
‚Denn die Mama, der gute Engel,
‚Stirbt sonst aus Gram um ihren Bengel

‚Am liebsten schickt' ich auf der Stell'
‚Infolgedessen euch nach Hause;
‚Doch leider geht das nicht so schnell —
‚Es gibt noch eine läng're Pause!
‚Die „Fliege" liegt vor Whyda noch,
‚Dort müssen wir sie holen doch,
‚Und, nach Europa abzublitzen,
‚Muß erst die Schraube wieder sitzen!

‚Doch will ich mich, so gut es geht,
‚Mit diesen Nebensachen sputen,
‚Und wenn ihr alles gut versteht,
‚Und nimmer blöd seid, wie Rekruten,
‚Dann mögt ihr nach Europa hin
‚Alleine mit der ‚Fliege' zieh'n
‚Und warten, bis ich Botschaft sende,
‚Daß meine Eisenbahn zu Ende!

‚Wenn aber dies der Fall wird sein,
‚Dann macht sogleich mir klar die ‚Fliege
‚Und schifft nach Kamerun euch ein,
‚Daß ich mein Schiffchen wieder kriege!
‚Ich denk', ihr haltet euch bereit
‚Zur nächsten großen Ferienzeit:
‚Ein Nachspiel gibt's auf diese Weise
‚Zu
Märchen Mohr's Afrikareise.



Das seidene Kleid.

Von Olga Altmann.

Die kleine Emilie hatte an einem Feiertag ihr neues Kleid von rosa Seide an und ging ganz glücklich und stolz darüber im Garten spazieren. Vor einem Rosenstrauch blieb sie stehn, bog vorsichtig eine aufgeblühte Rose hernieder und verglich die Farbe der zarten, duftigen Blumenblätter mit ihrem Kleide. Der in der Nähe stehende Vater beobachtete lächelnd seinen kleinen Liebling und sagte: „Nicht wahr, Emilie, du kommst dir wohl ganz wie eine Rosenkönigin vor!“ Emilie hüpfte fröhlich ihrem Vater entgegen und rief dann: „Mein Kleid sieht auch gar zu hübsch aus, ganz als wenn es aus Rosen gemacht wäre.“ — „Wie würde sich aber mein Kind wundern,“ entgegnete der Vater, „wenn es hörte, woher die schöne rote Seide stammt!“ — „O, das weiß ich, Papa,“ sagte Emilie; „du hast mir das Zeug ja aus Frankfurt mitgebracht.“ — „Ja,“ antwortete der Vater, „dort habe ich es gekauft; woraus ist es denn aber gemacht?“ — Emilie stand nachdenklich, dann aber meinte sie: „Gewiß aus Rosen.“ — „Da irrst du sehr, Kind,“ sagte der Vater, „warte nur ein wenig, dann will ich es dir zeigen.“ Darauf verließ er sein Töchterchen und kehrte nach kurzer Zeit mit einer Raupe und einer Steinkohle in der Hand zurück. „Sieh, Emilie,“ sprach er, „diesem unansehnlichen Tier verdankst du den Stoff, und der schwarzen Steinkohle die schöne rote Farbe deines Kleides.“ — Emilie sah ihren Vater verwundert an und sagte dann fröhlich: „Ach Papa, erzähle mir doch die schöne Geschichte, wie eine gute Fee diese häßlichen Dinge in ein prächtiges Kleid verwandelte, bitte, bitte.“ — „Nein, mein Kind,“ antwortete der Vater, „das ist kein Märchen, sondern in Wirklichkeit geschehen. Die Verwandlung geht ohne Hilfe der Feen mit natürlichen Dingen zu, nur langsam und allmählich durch das Nachdenken und die Thätigkeit der Menschen, die alle Kräfte der Natur zu benutzen wissen. Das Material aber, die feinen Seidenfäden, liefert hier dieses Tier; es ist ein Seidenwurm oder eine Seidenraupe, die, wenn sie sich verpuppt, ein gar kunstvolles Gespinst macht. Schon vor länger als 4000 Jahren sollen die Chinesen verstanden haben, daraus seidene Stoffe zu bereiten, denn der Seidenspinner, so heißt der Schmetterling, stammt aus China.“ — „Wo hast du denn aber die Raupe gefunden? Du warst doch gar nicht lange fort! —“ unterbrach Emilie hier ihren Vater. Dieser sagte lächelnd: „Sieh, die Kartoffel stammt, wie du weißt, aus Amerika und wächst jetzt überall auf unseren Feldern. So haben die Menschen denn auch versucht, die nützliche Seidenraupe bei uns einzuführen, und mit gutem Erfolg. Auch unser Nachbar beschäftigt sich mit der Zucht dieser Tiere; er hat mir die Raupe gegeben und

will so freundlich sein, dir nächstens seine ganze Einrichtung für en Seidenbau zu zeigen.“ — „Ach, das ist hübsch!“ rief Emilie, „aber erzähle mir, bitte, noch mehr von der Raupe und der Kohle.“ — „Gern, dann betrachte dir aber dies Tier einmal genauer, mein Kind,“ fuhr der Vater fort. „Diese Raupe hier sieht hellgrau aus mit schwarzem Kopf; oben hat sie zwei braune Flecke und hinten ein Horn. Doch ändert sich die Farbe mehrfach; erst ist sie schwärzlich und zuletzt fast weiß. Denn du mußt wissen, daß die Raupen sich mehrere Male häuten und jedesmal ein etwas anders gefärbtes, bequemeres Kleid anziehn, wenn ihnen das alte zu eng geworden ist.“ — „Wie machen sie denn das?“ fragte Emilie. — „Das ist eine recht anstrengende Arbeit für sie und dauert einen ganzen Tag lang; vorher scheinen sie krank, nachher schlafen sie ein und erwachen erst am andern Tag mit neuen Kräften und großem Hunger.“ — „Was fressen sie denn aber?“ unterbrach Emilie hier wieder ihren Vater. — „Die Blätter von dem weißen Maulbeerbaum,“ antwortete dieser, „dessen kleine, süße Früchte du so gern ißt. Du weißt, unser Nachbar hat eine große Maulbeerplantage, und du hast dich oft über das verschieden geformte Laub gewundert; denn selten gleicht ein Blatt dem andern, manche sind ganz glatt und ungeteilt, andere haben mehr oder weniger Einschnitte und Lappen, und die meisten sehen sehr unregelmäßig und ungleichseitig aus. Das Laub bildet die Nahrung für die Seidenraupen; sie verzehren eine große Menge davon, denn sie sind äußerst gefräßig. Unser Nachbar muß ihnen ihr Futter alle Tage nach dem Gewicht zumessen, doch hängt das Maß natürlich von ihrem Alter und ihrer Entwickelung ab; auch dürfen die Blätter nicht naß und nicht welk sein. Überhaupt verlangen sie sorgliche Abwartung sowie große Wärme und Reinlichkeit. Anfänglich, wenn sie aus dem Ei kriechen, sind sie sehr klein, doch wachsen sie schnell und erreichen eine Länge von ungefähr 8 Centimeter.“ — „Wie alt werden sie denn?“ fragte Emilie. — „Etwa 5 Wochen, dann spinnen sie sich ein. Sie haben nämlich im Rücken zwei lange Gefäße, welche sich an der untern Seite in zwei ganz kleinen Warzen öffnen. Hier sondert sich ein klebriger Saft ab, der sich an der Luft sogleich verdichtet und aus welchem sie die Seidenfäden spinnen. Sie machen zwei ganz feine Fäden, vereinigen sie aber mit den Vorderfüßen gleich zu einem einzigen Faden. Ihr ganzes Gespinnst nennt man einen Cocon. Unser guter Nachbar hat mir einen mitgegeben. Schau hierher! Dieser Cocon hat eine gelbliche Farbe, doch gibt es auch weiße, rötliche und grünliche, je nach der besonderen Art der Raupe.“ — „Ach wie hübsch und regelmäßig sieht das aus!“ rief Emilie verwundert, „und das macht die Raupe ganz allein?“ — „Gewiß,“ antwortete der Vater, „niemand kann ihr dabei helfen. Zunächst macht sie ein lockeres Gewebe,

gleichsam ein Gerüst, das sie hier und da befestigt, dann aber spinnt sie einen 200 bis 500 Millimeter langen Faden um sich herum, so daß solch ein dichtes, eiförmiges Behältnis entsteht. Im Innern desselben macht sie noch eine längliche, häutige Hülle, dicht wie Filz, und in dieser verpuppt sie sich und ruht nun gegen alle Einflüsse der Luft und Witterung geschützt. Läßt man die Cocons ungestört, so entwickelt sich darin nach etwa 2 bis 3 Wochen der Schmetterling; er sprengt die Puppenhülle, löst dann die Fäden des dichten Gespinstes durch eine ätzende Flüssigkeit und hilft mit den Hinterfüßen nach. Der Seidenspinner sieht gelblich oder weißgrau aus, hat einige bräunliche Wellenstreifen und einen halbmondförmigen dunklen Fleck auf den Flügeln. Es ist ein schwerfälliges Tier, das nicht fliegt, sondern nur herumkriecht, keine Nahrung mehr zu sich nimmt und bald stirbt. Das Weibchen legt etwa 500 Eier, aus welchen später die kleinen Raupen auskriechen. Doch läßt man nur so viel Seidenraupen sich zu vollständigen Insekten entwickeln, wie man zur Aufzucht bedarf. Die meisten Cocons aber sammelt man und tötet alles Leben darin, indem man sie drei Stunden lang in einen heißen Backofen legt oder kürzere Zeit den Dämpfen von kochendem Wasser aussetzt." — „Ist das grausam!" rief Emilie lebhaft. Der Vater erwiderte jedoch: „Wie ich dir schon gesagt habe, leben die Schmetterlinge nur noch wenige Tage. Die durchlöcherten Gespinste aber haben keinen großen Wert; sie können nicht abgewunden werden und liefern nur eine geringe Sorte Seide, die sogenannte Floretseide. Wenn man den schönen, langen Faden gewinnen will, dürfen die Cocons nicht durchbissen sein. Deshalb bleibt nichts anderes übrig, als die Schmetterlinge vor dem Auskriechen zu töten. Man sortiert und reinigt dann die Cocons und haspelt die Seide ab, wobei man gleich die Fäden von mehreren Gespinsten vereinigt. Siehst du, so verdankst du der Seidenraupe den Stoff zu deinem Kleid, doch gehört freilich noch mancherlei Mühe und Arbeit dazu, ehe die Seidenfäden zum schönen Gewebe werden."

Emilie, die sehr aufmerksam zugehört hatte, fragte nun: „Was hat aber die Kohle mit meinem Kleid zu thun? Unmöglich kann das schwarze Ding doch rot färben." — „Höre nur aufmerksam zu, mein Töchterchen," belehrte sie der Vater, „damit du es wenigstens zum Teil begreifst; später wirst du es gründlicher verstehen lernen. Sieh, da gibt es eine große herrliche Wissenschaft, die Chemie, welche lehrt, aus welchen Stoffen sich alle Körper zusammensetzen, wie man sie wieder in ihre Bestandteile auflösen kann, und wie sich aus den Grundstoffen neue Verbindungen herstellen lassen. Diese Wissenschaft ist nicht nur für den Gelehrten äußerst interessant, sondern auch für das praktische Leben von höchster Bedeutung, und wir ver-

danken ihr viele der größten und nützlichsten Erfindungen der Neuzeit. Doch nun zu unserer Steinkohle! In den Gasanstalten gebraucht man sie in Menge und gewinnt daraus Gas, dies wichtige Beleuchtungsmittel; als Rückstand erhält man dabei den Steinkohlentheer. Diese schwarze, starkriechende Masse weiß nun die Chemie wieder in verschiedene Bestandteile zu zerlegen und sie mannigfach zu verwenden. So bereitet man aus dem Theer auch durch Schütteln mit Salzsäure und durch Destillation einen Stoff, den man Anilin nennt. In reinem Zustand ist das eine farblose, ölige Flüssigkeit von aromatischem Geruch und gewürzhaftem Geschmack. Durch Behandlung mit Metallsalzen und Verbindung mit anderen Stoffen gewinnt man aber daraus wunderschöne rote, violette, blaue und grüne Farben, die sogenannten Anilinfarben. Diese finden beim Färben der Stoffe vielfach Anwendung, und auch dein Kleid ist, wie ich glaube, mit Anilinrot gefärbt worden. So hat also die Steinkohle doch die Farbe geliefert.“ —

Das kleine Mädchen war mit großer Aufmerksamkeit den Worten ihres Vaters gefolgt, jetzt sah sie nachdenklich zu Boden, aber ihre Blicke verrieten doch etwas Enttäuschung und Betrübnis. Der Vater bemerkte es und sagte lächelnd: „Nicht wahr, das will deinem Köpfchen nicht gefallen und kühlt die Eitelkeit etwas ab?“ Dann aber setzte er ernst hinzu: „Wie gut wäre es, wenn der Mensch stets bedächte, woher die Dinge, auf welche wir einen so großen Wert legen, stammen und wie nichtig und vergänglich sie sind; wir würden sie dann geringer schätzen. Dagegen muß der Gedanke, daß des Menschen Verstand und Nachdenken es vermag, die unscheinbarsten Stoffe auszunützen und umzugestalten, uns zu einer gerechten Bewunderung des Geistes führen, der die Kräfte der Natur beherrscht und sie sich unterthänig macht. Und so wünsche ich denn auch, daß meine kleine Tochter nie an eitlen Putz und vergänglichen Tand ihre Seele hänge, sondern früh lernen möge, in der Ausbildung ihres Herzens und Geistes ihre Hauptfreude zu finden!“

Lateinisches Rätsel.

(Aus einem Briefe an den Kalendermann.)

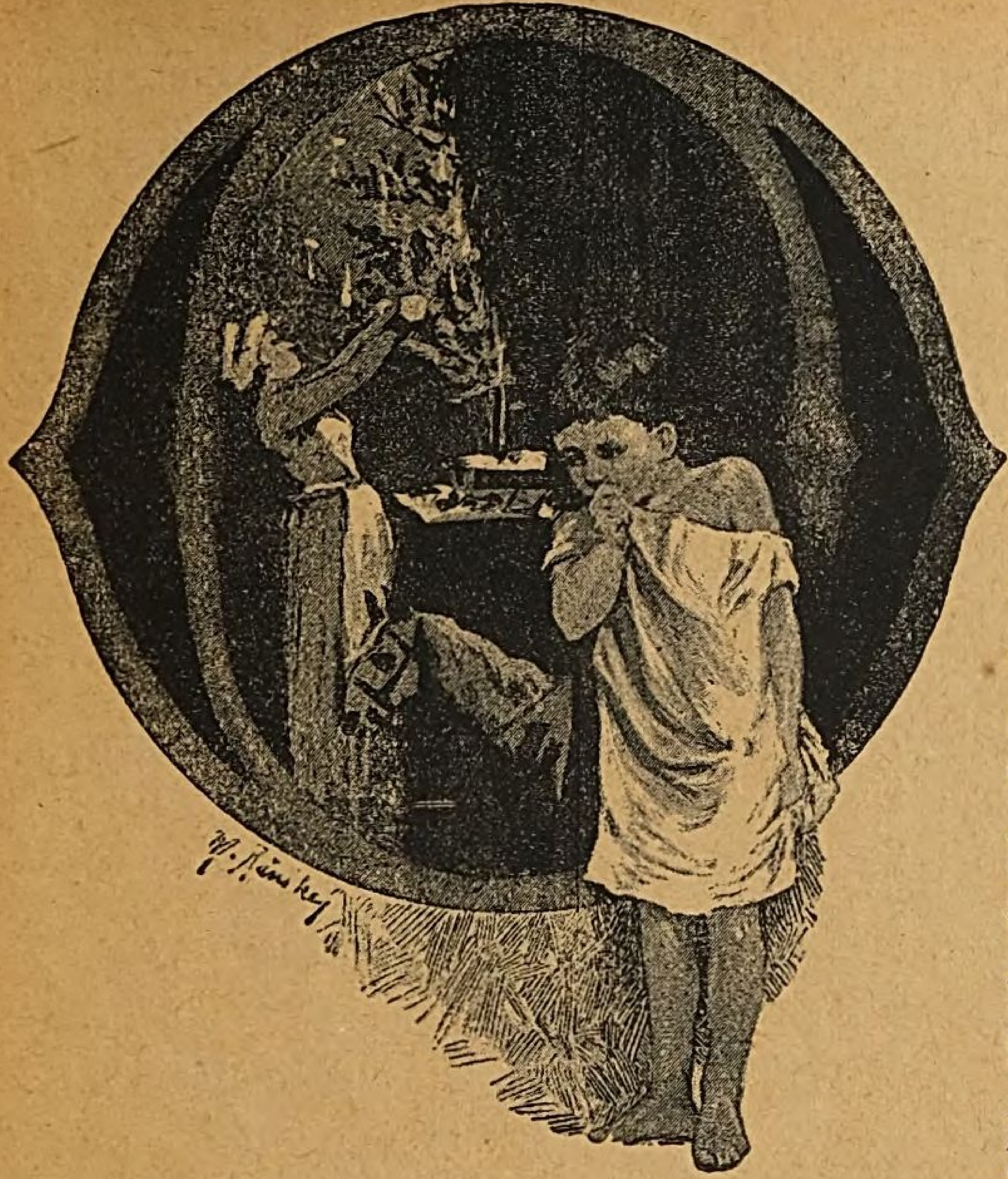
Volumus tibi dare aenigma, quod facere in calendro proximo potes, sed Latine: Est animal quoddam. Crista ornatur et calcaribus, sed non est eques. Falcem habet, neque tamen est agricola. Nocte clamat et mane homines ad laborem vocat, sed non est vigil. Non est rex, neque tamen exercet regnum superbum. Non crinibus tegitur, sed pennis vestitur.

Tui amici

Erich Dammann, Quartaner — Richard Gentsch, Quintaner

der Lateina auf dem Waisenhause zu Halle an der Saale.

(Auflösung: GALLUS.)



Neugier.

Eine Weihnachtsgeschichte von
Emma Kallmann.

Ohne Ruhe zu finden, lag der kleine Fritz in seinem Bettchen. Seine Geschwister schliefen schon längst; er aber warf sich bald auf die eine, bald auf die andere Seite, dann saß er aufrecht im Bett und horchte auf jedes Geräusch. Ihr fürchtet vielleicht, der kleine Fritz sei krank? — nein, denkt nur: die Neugier plagte ihn! Morgen war ja das schöne Weihnachtsfest, und der neugierige kleine Knabe hätte gar zu gern schon heute einen Blick in das große Zimmer nebenan geworfen, in welchem die lieben Eltern bereits all die herrlichen Weihnachtsüberraschungen aufgebaut hatten. Am Abend hatte noch der alte Johann den mächtigen Christbaum hineingetragen, worauf Mama den geheimnisvollen Raum wieder sorgfältig zuschloß, ohne daß es dem neugierigen Fritz gelungen war, hineinzuschauen.

Jetzt aber hörte er leise Schritte; das war ja Mama, die behutsam durch das Schlafzimmer der Kinder schritt! Sie öffnete die Thür zum Nebenzimmer, klinkte sie aber nicht wieder ein, wohl um die Schläfer nicht zu stören. Fritz lauschte in fieberhafter Aufregung, und als jetzt ein blendender Lichtschimmer durch den nicht ganz geschlossenen Vorhang hindurchkam, konnte er nicht länger widerstehn, er kletterte aus seinem Bettchen, schlich mit bloßen Füßen im leichten Nachthemd zur Thür und schaute in den festlich geschmückten Saal. Da stand Mama und zündete die Wachskerzen am Weihnachtsbaum an, damit sie morgen bei der Bescherung gleich recht hell brennen möchten; vielleicht wollte sie sich auch überzeugen, ob der alte Johann die Lichte gleichmäßig verteilt und gut befestigt habe. O wie wunderbar schön der Baum aussah! Dennoch wagte Fritz kaum hinzublicken. Sein Herz schlug heftig; er zitterte vor Angst und Aufregung, daß die Mutter ihn bemerken könne, und als sie eine Bewegung machte, um ein neues Licht anzuzünden, verließ er schnell seinen Lauscher-

posten und kroch ganz leise in sein Bettchen zurück. Er hatte vor Furcht und Unruhe nichts, gar nichts gesehn außer dem Weihnachtsbaum, ja diesen kaum einmal anzuschauen gewagt — aber seine Neugier war nur noch gewachsen. Und als nach einiger Zeit alles still und dunkel im Nebenzimmer geworden war, dachte Fritz: ‚Jetzt ist Mama fort. Ich glaube, sie hat die Thür gar nicht zugeschlossen, ich möchte wirklich nachsehn; es sieht mich ja keiner!‘ Er war recht einfältig, der kleine Fritz, nicht wahr, liebe Kinder, weil er nicht daran dachte, daß Einer nicht schläft, daß Einer alles sieht: Ihr wißt sicher, wen ich meine. Und weil Fritz nicht an den lieben Gott dachte, gewann die Neugier solche Macht über ihn, daß er darüber alles, auch das Verbot der Eltern, vergaß. Er stand abermals ganz leise auf und schlich durch die Kinderstube an die Thür des geheimnisvollen Zimmers, die wirklich unverschlossen war. — Hu, daß der sich nicht fürchtet, so im Dunkeln! denkt Ihr jetzt gewiß, aber da irrt Ihr Euch doch, ihr lieben Kinder, denn es war gar nicht finster; der liebe Gott hatte für Beleuchtung gesorgt und den schönen großen Mond angezündet. Ja der liebe schöne Mond schien, der gute Freund aller Menschen und besonders der Freund der Kinder. Aber nur die artigen Kleinen liebt der Mond, die bösen Kinder mag er nicht leiden. Er ärgerte sich natürlich auch sehr über den unnützen Fritz, und weil sich der Mond ärgerte, so verfinsterte er sich zusehends, oder vielmehr, er verfinsterte den Himmel, indem er auf einmal gänzlich hinter den Wolken verschwand, gerade als Fritz in das verbotene Zimmer eintrat. Rings um ihn her ward es auf einmal stockdunkel; nichts konnte Fritz sehn, gar nichts, weder die Geschenke, noch den Weihnachtsbaum. Was aber das Schlimmste war, der kleine, böse Junge fand sich selbst in der Dunkelheit gar nicht mehr zurecht, er wußte nicht rück-, nicht vorwärts, und wie festgebannt stand er in dem großen Saal ratlos da. — Nun hättet ihr einmal unsern kleinen Helden sehn sollen: er zitterte am ganzen Körper und bereute es auch schon aufs tiefste, sein warmes Bettchen verlassen zu haben. Aber was war denn das? Fing es nicht in den Zweigen des Weihnachtsbaumes auf einmal an geheimnisvoll zu flüstern und zu rauschen? — Erschreckt horchte Fritz auf, und wirklich der Weihnachtsbaum sprach zu ihm. Was, höre ich Euch erstaunt fragen, der Weihnachtsbaum kann sprechen? — Ja wohl, Ihr lieben Kinder, Ihr müßt ihn nur verstehn; mit den guten Kindern spricht er lieb und freundlich, aber dem bösen Fritz hielt er eine arge Strafpredigt,*) und wenn Ihr mir

*) Sogar in Versen, und wenn die Reime auch hier und da ein bischen „unrein“ sein mögen, so sind sie doch für einen Weihnachtsbaum nicht allzu schlecht. Anm. des Km's.

versprecht, nie so neugierig sein zu wollen, wie Fritz, dann will ich Euch erzählen, was der Weihnachtsbaum sprach; also aufgepaßt:

. . . .
Aber Fritz, du Bösewicht,
Schämst du dich denn wirklich nicht,
Gehst in die verbotne Stube,
Kleiner ungeratner Bube,
Hüte dich, du böses Kind,
Deine Strafe folgt geschwind,
Alle Menschen groß und klein
Liebt das gute Christkindlein,
Aber Kinder, die betrüben
Ihre Eltern und nicht lieben,
Treu und folgsam, brav zu sein,
Wird es nimmermehr erfreun.
Darum mit der Kerzen Schein
Wird es auch bei dir nicht sein,
Nicht einmal die lieben Sterne
Leuchten dir nun aus der Ferne,
Selbst der Mond, du Bösewicht,
Hat verhüllt sein Angesicht.
Über deine arge That
Halten jetzt die Engel Rat,
Schrecklich wird es dir ergehn,
Denn zur Strafe wirst du stehn,
Weil du Böses hast vollbracht,
Knabe, hier die ganze Nacht!
Deine Eltern werden sehn
Hier dich noch am Morgen stehn,
Morgen Abend dann, o Jammer,
Sitzt du in der dunklen Kammer,
Und der helle Weihnachtsbaum
Ward für dich ein eitler Traum.
Statt der Nüsse Haselstecken
Werden dich, du Bube, schrecken,
Selbst den schönen Honigkuchen
Wirst du sicher nicht versuchen.
Ganz allein, das Herz voll Pein,
Wirst du morgen Abend sein,
Während alle Kindelein
Unterm Weihnachtsbaum sich freun.
. . . .

So ertönte es aus den Zweigen des Tannenbaumes; ja, ja, der liebe, der gute, der milde herrliche Weihnachtsbaum, er war böse, und das will viel sagen. Wie erstarrt stand Fritz, er wußte nicht, ob er wachte oder träumte, nur die Reue fühlt er ganz deutlich, die bei den strafenden Worten in sein Herz eingezogen war. Als nun gar noch ein Windhauch durch die offene Thür hereinsauste, ein Apfel polternd zur Erde fiel und die Nüsse klapperten, da war es dem zu Tode erschrockenen Fritz wirklich, als ob die Haselstecken schon auf ihn losspaziert kämen, und inbrünstig betend sank er nieder und flehte: „Lieber Gott und lieber Weihnachtsbaum, verzeiht mir doch meinen Ungehorsam und meine Neugier, ich will ja immer brav sein und euch nie mehr betrüben. Laßt auch den Mond wieder gut sein und laßt ihn wieder scheinen, damit ich zu Bett gehen kann. Ich will wirklich nie mehr neugierig sein, bitte, bitte, vergebt mir nur noch dies eine Mal die Sünde —“ Als der kleine Fritz so aufrichtig und treuherzig seinen Fehler bereute und abbat, da begann ein feines Stimmchen aus der Spitze des Baumes, wo das Wachsenglein befestigt war, zu wispern:

. . . .
Ich bin ein kleines Engelein,
Ich sehe, Bübchen, deine Pein,
Ich sehe auch, daß du bereust
Und ferner jede Sünde scheust,
Drum wenn du immer brav und fein

Gehorsam willst und artig sein,
Die lieben Eltern nie betrüben
Und sie von ganzem Herzen lieben,
Dann bitte ich den lieben Gott,
Zu helfen dir aus deiner Not,
Denn ich bin wohl mit ihm bekannt,
Der Himmel ist mein Vaterland,
Auch bitt' ich meinen Freund, den Mond,
Der auch mit mir im Himmel wohnt,
Er soll nicht länger böse sein
Und leuchten dir ns Kämmerlein.
Du aber, Kind, sei gut und treu,
Der bösen That folgt stets die Reu.
Nun, lieber Gott, ich bitte schön,
Laß Fritzchen wieder schlafen gehn,
Du, lieber Mond, leucht ihm hinein
Geschwinde in sein Kämmerlein,
Dann schlafe wohl, in Gottes Namen,
Sei gut, sei fromm, für heute Amen.
. . . .

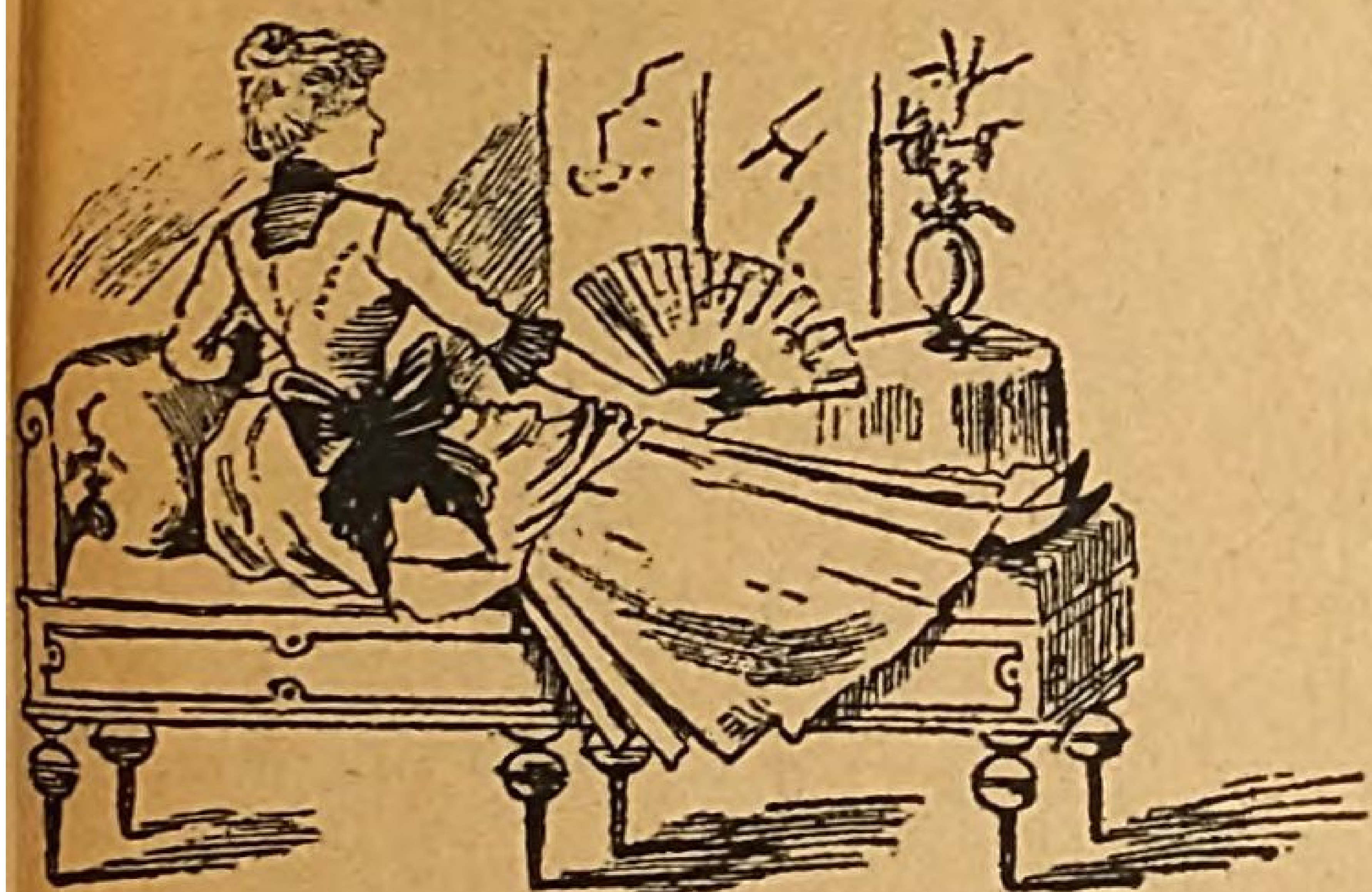
Kaum hatte der kleine Engel oben am Weihnachtsbaum geendet, da strahlte auch wieder der Mond in seiner ganzen vollen Pracht, und nun huschte der kleine Fritz, ohne einen Blick auf die Weihnachtsbescherung zu werfen, wie von einem schweren Traum erlöst, in sein Bett. Wie froh war er, als er warm und wohlgeborgen darin ruhte! wie inbrünstig dankte er dem lieben Gott, daß er ihm noch einmal seinen häßlichen Fehler verziehen habe! Mit dem aufrichtigen Vorsatz, nie mehr unfolgsam und neugierig zu sein, sank der müde Knabe endlich in festen Schlummer. . . .

Herrlich strahlte am andern Abend der Weihnachtsbaum, fröhlich jubelten die Kinder und alle, die zum Hause gehörten. Auch Fritz hatte alles Leid vergessen; seine Augen leuchteten vor Freude und Glück; nur wenn er in die Nähe des Weihnachtsbaumes kam, wurde er nachdenklich. Er wußte ja nun, daß der Weihnachtsbaum reden kann, und wirklich, noch einmal sprach er zu Fritz, aber dieser nur ganz allein konnte es hören:

. . . .
Fritzchen, denke fort und fort
Nun an dein gegebenes Wort,
Daß dein Herz stets fromm und rein
Und von Neugier frei soll sein,
Daß du willst die Eltern lieben
Und sie nimmermehr betrüben,
Dann wird dich das Christkindlein
Viele Jahre noch erfreun.
. . . .

Er hat Wort gehalten, der kleine Fritz; er ist immer brav geblieben, er wurde auch sehr klug, und etwas wußte er nur ganz allein, nämlich, daß der Weihnachtsbaum reden kann. Ihr jedoch, Ihr lieben Kinder, Ihr wißt es nun auch, aber bitte, sagt es keinem weiter!

Vexierrätsel.



Der Dame auf der Ruhbank hier,



Dem fleiß'gen Knaben am Klavier



Und diesem Herrn von stolzer Haltung
Sind nebst der menschlichen Gestaltung,
In welcher sie dem Blick sich zeigen,
Auch noch verborgne Züge eigen.
Nicht allzu tief sind die versteckt,
Und wer gut sieht, gar bald entdeckt,
Daß die drei menschlichen Gestalten
Drei Tierfiguren auch enthalten,
Die nur im äußern Umriß zwar,
Doch ganz getreu sich stellen dar.
Schärft euern Blick und euern Witz,
So werdet bald ihr im Besitz
Des...... Schlüssels zu dem Rätsel sein;
Das Rätsel selbst kommt hintendrein:
Die Ähnlichkeit, die, wie ihr seht,
Hier zwischen Mensch und Tier besteht,
Soll nämlich nicht begründet sein
Im äußern Umriß nur allein,
Wo sie des Zufalls loses Spiel
Benützt als eines Scherzes Ziel;
Sie liegt noch anderswo versteckt!
Nun suchet, bis ihr sie entdeckt! —
Um euch nicht allzu sehr zu plagen,
Will ich dies eine noch euch sagen:
Ein Teil des Körpers ist es nur
Bei jeder einzelnen Figur,
Auf den zu nehmen ist Bedacht,
Weil er dem Tier sie ähnlich macht,
Das, wie ihr ja bereits nun wißt,
In der Figur enthalten ist;
Und dieser Teil, dies füg' ich bei,
Bleibt stets derselbe für die drei
Figuren und die Tiergestalten,
Die in denselben sind enthalten...
Wer kann mir nun die Tiere nennen,
Die hier im Umriß zu erkennen,
Und sagen, welche Ähnlichkeit
Figur und Tier hat fernerweit?

(Auflösung: Seite 130.)

Zwei Gedichte von Julius Bierbaum.

Auf dem Eise.

Hurrah! nun ist die Schule aus!
Jetzt flink aufs Eis, Kam'raden!
Tragt nur die Bücher schnell nach Haus,
Heut' warten kühne Thaten!
Hei, welche Pracht!
Die Sonne lacht!
O seht nur, wie es flimmert,
Und wie das Eis dort schimmert!

Ha, welche Lust, so vogelfrei
Und kühn einher zu schweben!
Wo bleibt da alle Lernerei!
Nein, hier beginnt das Leben!
Die Bücherkunst
Ist eitel Dunst,
Dem Geiste nur ein Zügel,
Doch hier gewinnt er Flügel!

Kommt, laßt uns jetzt im Sturmeslauf
Die glatte Bahn durchfliegen!
Kein Hemmnis hält den Kühnen auf,
Wenn's gilt, im Kampf zu siegen!
Das weckt den Mut
Und stärkt das Blut
Zu künft'gen, ernsten Dingen,
Die Kühnen nur gelingen!

Und droht Gefahr, — dann blitzesschnell
Laßt schwenken uns zur Seiten!
Ein sich'rer Sinn muß auf der Stell'
Das Drohende vermeiden.
Drum aufgepaßt,
Und schnell erfaßt
Den Augenblick, Kam'raden!
Denn Zögern bringt nur Schaden.

Doch wem's beschieden, daß er fällt —
Denn auch die Helden fallen —
Er warte nicht, bis daß die Welt
Laß ihren Spott erschallen!
Schnell aufgerafft!
Mit neuer Kraft
Die flücht'ge Bahn durchmessen!
Bald ist der Fall vergessen.

Drum frisch, ihr Freunde, unverzagt,
Wenn solche Freuden locken!
Nur, wer vor Schmerz und Alter klagt,
Darf in der Stube hocken!
Doch, wem die Brust
Voll Jugendlust,
Der stärke Geist und Glieder,
Und komme morgen wieder!

Vor der Bescherung.

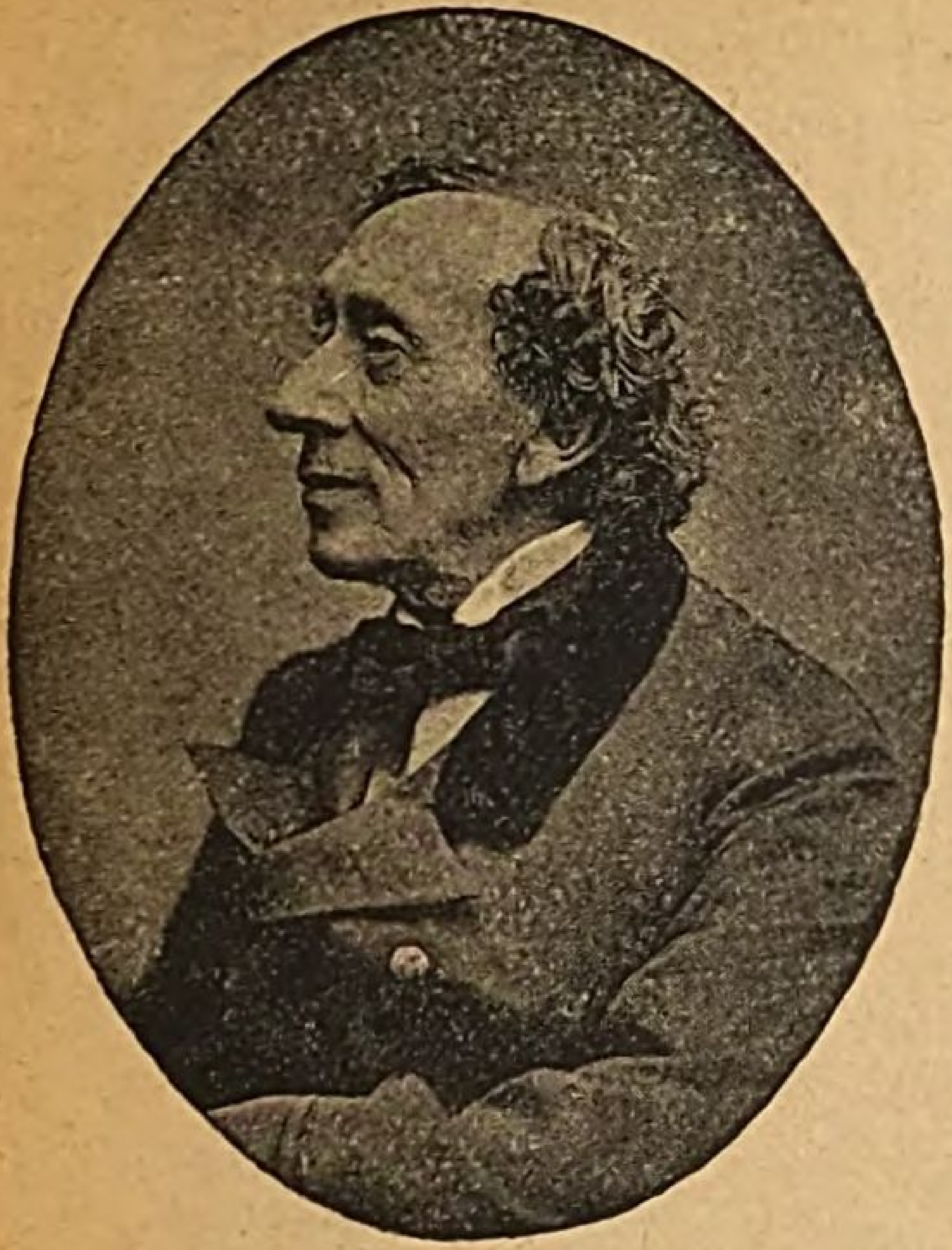
Endlich will es Abend werden,
Stiller wird es schon umher;
Und vom Himmel zu der Erden
Steigt der lieben Englein Heer,
Um das Christkind zu begleiten,
Kindern Freuden zu bereiten,
Wenn sie artig sich betragen,
Und stets ihr Gebetchen sagen.

Wird auch's Christkind an mich denken,
Nicht vielleicht vorüber geh'n?
Mir 'ne neue Puppe schenken,
Die mich wirklich kann versteh'n?
Äuglein auf und zu kann machen,
Mit mir tanzen, springen, lachen,
Und dazu auch Puppenkleider,
Nüss' und Äpfel und so weiter?

Ach, wie ist mir so beklommen!
Wär' es doch nur an der Zeit!
Wird das Christkind wirklich kommen
Ganz in seiner Herrlichkeit?
Doch, was dringt dort für ein Schimmer
Aus dem fest verschloss'nen Zimmer?
Ja gewiß, nun ist es drinnen!
Bin vor Freuden fast von Sinnen!

O wie freu' ich mich von Herzen —
Christkindlein, du glaubst es kaum —
Auf die vielen, vielen Kerzen
Und den duft'gen Tannenbaum!
O wie will ich mich bestreben,
Stets recht fromm und brav zu leben! —
Christkind, bin schon längst gewärtig!
Christkind, bist du noch nicht fertig? —

Hans Christian Andersen.



Seht ihr, jetzt ist es dunkel geworden — das Dämmerstündchen ist da, und nun kommt Großmutter in die Kinderstube, um euch ein Märchen zu erzählen. Ihr setzt euch alle auf euren Schemeln und Stühlen im Kreise um sie herum und nur das Allerkleinste, das Nesthäkchen, sucht seinen Platz auf Großmutter's Schoß. Wie hübsch es sich da auf den Knieen schaukelt, und welch' ein wohliges Gefühl es ist, wenn Großmutter hin und wieder mit ihren Fingern durch das Lockenhaar ihres Lieblings streicht! Auf Großmütterchens Schoß sitzt es sich gar zu prächtig und in ihren Armen ist man so sicher geborgen! Und das ist sehr angenehm, namentlich, wenn Großmutter allerlei gruselige Märchen erzählt, vom Wolf, der das kleine Rotkäppchen hat fressen wollen, oder ein ähnliches.

„Woher Großmutter nur diese vielen, vielen Märchen wissen mag?" habt ihr euch gewiß schon oft gefragt. Ja, das ist eigentlich ein tiefes Geheimnis, aber wenn ihr sehr artig seid, so will ich es euch doch verraten.

Seht, die Märchen, welche Großmütterchen euch erzählt, sind nicht von ihr selbst erfunden. Sie hat dieselben früher einmal in einem Märchenbuche gelesen; ein richtiger Märchendichter (so nennt man diejenigen Leute, welche sich selbst Märchen ausdenken) — das ist Großmütterchen nicht.

„Ja, wie erfindet man denn ganz neue Märchen, die bis dahin noch niemals jemand gelesen oder gehört hat?" fragt ihr jetzt wieder.

Darauf läßt sich nun gar nicht so schnell antworten, als ihr euch einbildet. Denn dies ist eine sehr schwierige Frage; aber ich will doch versuchen, ob ich nicht erklären kann, wie Märchen gedichtet werden.

Seht, da ist z. B. Andersen, — wißt ihr, der berühmte dänische Dichter Hans Christian Andersen, dessen herrliche Märchen die meisten von euch sicher schon gelesen haben. Wenn der sich an seinen Schreibtisch setzte, um ein Märchen zu dichten, dann ging das nicht so, als wie bei euch etwa, wenn ihr einen Schulaufsatz oder einen Brief zu schreiben habt und nur widerwillig die Feder in die Hand nehmt, weil es euch doch um vieles schöner dünkt, draußen im Garten umherzutollen, als in der dumpfen Stube am Tisch zu sitzen und zu schreiben. Nein, wenn Andersen die Feder in die Hand nahm, so that er es,

weil es ihn dazu drängte! Die Gestalten, die seinem Geiste vorschwebten, gewannen Leben und alle Gedanken tanzten in seinem Kopfe unruhig hin und her, als wollten sie ihm zurufen: „Schreibe uns nieder! Schreibe uns nieder!“ Und griff er dann zur Feder, so kamen alle die Gedanken hübsch der Reihe nach herausspaziert und reihten sich auf dem Papier als Worte und Sätze aneinander. Und Andersen schrieb und schrieb und hörte nicht eher auf, als bis wieder Ruhe in seinem Kopfe war — und dann war auch gewöhnlich ein neues Märchen fertig. An was dachte Andersen nicht alles, während er so schrieb! Vornehmlich an euch natürlich! Im Geiste sah er niedliche kleine Kinderköpfchen ihm über die Schulter gucken, gerade als ob die Kinder mit läsen und sich über jedes seiner Worte, die da munter aus der Feder hervorhüpften, freuten. Und dann sagte er sich: „Du mußt verständlich sprechen, daß deine jungen Freunde wissen, was du eigentlich sagen willst.“ Und dies ist gar nicht so leicht, wie es den Anschein hat. „Aber das ist noch lange nicht genug,“ dachte Andersen dann weiter, „die Kinder sollen sich nicht nur über meine Märchen *freuen*: sie sollen auch etwas aus ihnen *lernen*! Ich will an Dingen, die sie kennen, und mit Worten, die sie leicht begreifen, zeigen, wie es in der Welt zugeht.“ Dann denken die Kleinen: „O, wie reizend ist diese Geschichte, das ist ja ein wunderhübsches Märchen!“ und klatschen fröhlich mit den Händen, wenn sie es zu hören bekommen; die Großen aber, die es ihnen vorlesen, wissen wohl, daß es eigentlich viel mehr ist, als ein gewöhnliches Märchen. Die Erwachsenen sagen: „Das ist ein vollständiges Bild aus dem Leben, und Andersen hat es nur so erzählt, daß es sich *anhört*, wie ein Märchen.“ O, das ist ein hohes Lob für einen Märchendichter, wenn man so von ihm spricht.

Und ein solch’ echter Märchendichter war Andersen. Deshalb werdet ihr seine Märchen auch noch mit dem gleichen Vergnügen wie jetzt lesen, wenn ihr keine solch’ kleinen Leute mehr, sondern schon groß, alt und verständig seid. —

* * *

Habt ihr in der Geographiestunde schon einmal etwas vom Königreich Dänemark gehört, hoch oben im Norden zwischen Ost- und Nordsee? Seht ihr, dort auf der Insel Fühnen liegt die alte Stadt Odense und hier in einer niedrigen Hütte ist Andersen am 2. April 1805 geboren. Da lag er in einer garstigen, viereckigen Holzkiste; denn in dem kleinen Zimmer, in welchem er zur Welt kam, war lange nicht Raum genug für eine Wiege. Bestand doch die ganze Wohnung nur aus einer einzigen Stube mit einem Bett, einem Tisch und ein paar Stühlen. Den meisten Raum nahmen die Gerätschaften des Vaters ein: das schwarze, abgetretene Trittbrett, auf welchem Meister Andersen dicht am Fenster den ganzen

Tag über saß und Schuhe flickte. Hier stand sein kleiner Arbeitstisch mit dem Handwerkszeug und an der Wand hing ein kleines Bord mit Büchern. Das seien seine kleinen Lieblinge, sagte der Vater immer, und in ihnen las er, wenn er abends die Arbeit beiseite gelegt hatte. Einmal aber geschah es, daß er keins von beiden that: er hämmerte nicht auf die alten Stiefelsohlen los und las auch nicht, sondern saß mitten in der Stube, neben der Kiste, in welcher sein kleiner Sohn lag und schrie.

„Wirst du wohl still sein, Junge!“ rief der Vater, aber das nützte so gut wie gar nichts. Deshalb stand er auf und holte einen Band vom Bücherbrettchen an der Wand. „Nun wollen wir einmal sehen, ob du nicht zur Ruhe zu bekommen bist,“ sagte er dann, als er sich wieder hingesetzt hatte. „Hier sind Holbergs Komödien, daraus werde ich dir vorlesen. Willst du nun zuhören oder weiterschreien?“



Natürlich schrie unser kleiner Freund lustig weiter, so daß der Vater beinahe ärgerlich wurde. Doch nun kam der Nachbar in die Stube, und der meinte: „Laßt den Jungen nur schreien; je lauter er brüllt, um so schöner wird er einst singen können!“ — Das war freilich nur ein Aberglaube, aber der Vater hörte es doch gern.

Und wirklich, als der Knabe erst ein paar Jahre älter geworden war, hatte er eine ganz wunderhübsche Stimme. So oft der Flickschuster arbeitete, setzte sich sein kleiner Sohn zu ihm ans offene Fenster, und nun sang der Vater allerlei fröhliche Wanderlieder; und wenn dann Hans Christian mit seiner hellen, glockenreinen Stimme mitsang, da klang es so hübsch, daß die Leute, welche an dem Hause vorübergingen, stehen blieben und mäuschenstill zuhörten.

Am schönsten war immer ein Lied, welches mit den Worten endete:

„Reise zu Fuß, reise zu Fuß,
Da verstehst du Menschengruß,
Reise zu Fuß! . .“

Das hatte der Vater einst auf Reisen gesungen und an diese wurde er immer wieder erinnert, so oft er das Lied anstimmte. Und dann erzählte er Hans Christian von den großen Reisen, die er in seiner Jugend unternommen hatte. Wie weit war der Vater doch hinausgewandert! Nicht nur ganz Dänemark, seine

Heimat, nein auch Deutschland, ja sogar ein Stückchen von Italien hatte er zu sehen bekommen; denn er war viele Jahre auf der Wanderschaft gewesen. Damals nämlich, als Hans Christians Vater noch ein junger Mann gewesen, gab es noch keine Eisenbahnen, da mußte ein armer Handwerksbursch zu Fuß mit dem Ränzel auf dem Rücken und dem Stecken in der Hand von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt pilgern.



Mit großen Augen blickte dann Hans Christian auf den Vater, der so schön zu erzählen verstand. Durch die weite Welt wandern zu können, mußte freilich herrlicher sein, als hier in der niedrigen Stube zu sitzen und alte, zerrissene Schuh und Stiefel zu flicken. Freilich, dazu war auch der Vater eigentlich gar nicht bestimmt gewesen; denn als er so alt wie jetzt sein Hans Christian und ein ungewöhnlich kluger und aufgeweckter Knabe war, den alle Leute lieb gewannen, hatten ihm einige reiche Bürger versprochen, sie wollten ihn etwas Ordentliches lernen lassen, damit er später studieren könne. Aber bald hatten sie ihr Versprechen wieder vergessen, und so hatte er Flickschuster werden müssen. Der Vater selbst bedauerte das immer schmerzlich, und einmal, als ein kleiner Knabe seine Stiefel zum Flicken brachte und ihm erzählte, daß er die Lateinschule besuche und später ein gelehrter Mann werden wolle, konnte sich der arme Schuhmacher der Thränen nicht erwehren. Heiße Tropfen rannen ihm über die Wange, als ihm der fremde Knabe seine lateinischen und griechischen Lehrbücher zeigte und ihm erklärte, was man auf der Schule alles lernen könne. „Den Weg hatte ich auch einmal gehen sollen," sagte er mit trauriger Miene, und dann küßte er seinen kleinen Jungen. „Ja, wenn du ihn nur einmal wirst gehen können," fügte er hinzu, „dann will ich schon zufrieden sein."

Wie sehr diese Traurigkeit des Vaters den kleinen Hans Christian bekümmerte! Er mochte gar nicht mit den übrigen Knaben spielen und war fast den ganzen Nachmittag in seinem Garten. So nannte er nämlich seinen Lieblingsplatz oben auf dem Dache. Auf einer Leiter mußte er von der Stube aus hinaufklettern, dann befand er sich am Bodenfenster. Hier in der Dachrinne, gegen das Nachbarhaus hin, hatte der Vater einen kleinen Holzkasten befestigt, in welchen Erde geschüttet war, aus der Bohnen und Erbsen ganz lustig emporwuchsen. Glaubt

mir, das war der schönste Fleck in der ganzen Wohnung! Unser kleiner Freund saß gar zu gern hier und blickte durch die grünen Blättchen der Erbsenranken in die Sonne; wie prächtig all' die zierlichen Äderchen, die verschlungenen Linien der Blätter dann zum Vorschein kamen! Hier oben im Grünen zu träumen, das war viel, viel schöner, als unten in der Stube zu sitzen und dem Vater bei der Arbeit zuzuschauen.

Kam aber der Winter, so konnte man nicht mehr draußen im Freien sitzen. Da war es recht langweilig den ganzen Tag drinnen in der dumpfigen Stube; besonders die Abende wollten gar kein Ende nehmen. Vor einem Jahre noch war unser kleiner Freund gleich nach Dunkelwerden in sein Bettchen geschlüpft, aber dies ging doch jetzt nicht mehr, wo er schon ein großer Junge und bald sieben Jahre alt war. Da hieß es eines Tages: die königlichen Schauspieler aus Kopenhagen wären nach Odense gekommen und wollten einige Vorstellungen geben. Hans Christian durfte zum erstenmal in ein Theater. Was das nach dem langweiligen Winter für eine willkommene Zerstreuung bot, könnt ihr euch denken. Schon die ganze Nacht vorher konnte er vor Erwartung kaum schlafen. „Wie das wohl sein mag im Theater?" dachte er immer; er vermochte sich gar keine Vorstellung davon zu machen. Zuerst sollte er Holbergs „Politische Kannegießer" sehen. Als er mit den Eltern ins Theater kam, schlug er bei dem Anblick der vielen fremden Menschen im Zuschauerraume erstaunt die Hände über dem Kopfe zusammen und rief ganz laut: „Ach, Vater, wenn wir nur so viele Fäßchen Butter hätten, wie hier Menschen sind, dann wollte ich schon tüchtig Butter essen!" Das war nun freilich kein sehr poetischer Ausruf, aber bald, nachdem nur erst der Vorhang in die Höhe gegangen, vergaß Andersen alle übrigen Menschen und dachte nur noch an das, was sich auf der Bühne zutrug. Was hatte er Vater und Mutter nicht alles zu fragen! Als das Stück zu Ende war und der Vorhang zum letztenmal fiel, wollte er immer noch nicht nach Hause — er konnte sich gar nicht trennen von all den Herrlichkeiten.

Nun dachte er an nichts anderes, als an das Theater; gern wäre er alle Abende hingegangen. Dies war freilich ein unerfüllbarer Wunsch, denn es hätte viel mehr Geld gekostet, als die armen Eltern besaßen, und so mußte unser kleiner Freund denn hübsch zu Hause bleiben. Ach, wie ihn das betrübte! Um wenigstens die Theaterzettel alle Tage studieren zu können, befreundete sich Hans Christian nun mit dem Mann, welcher diese Zettel immer am Vormittag den Leuten in die Wohnungen zu bringen hatte. Er bat ihn, daß er das von jetzt an thun dürfe. Der Zettelträger erlaubte es ihm gern und schenkte ihm sogar zur Belohnung für seine Mühe jeden Abend einen Theaterzettel; Theaterbillets freilich konnte er ihm

nicht geben, obwohl er es gern gethan hätte. Mit dem Zettel setzte sich unser kleiner Freund dann still in ein Eckchen und buchstabierte sich mühselig die Namen der Personen des Theaterstückes zusammen. Daraus erdachte er sich dann allein ein ganzes Schauspiel, welches er mit einigen kleinen Porzellanpuppen aufführte. Mit hochroten, fieberheißen Wangen, den Kopf in die Hände gestützt, saß er lange mäuschenstill in seinem Eckchen und sann darüber nach, was er seine niedlichen



Porzellanschauspieler sprechen lassen wollte. Hatte er sich endlich etwas Hübsches ausgedacht, so redete er halblaut vor sich hin und führte seine Puppen dazu auf dem Stubenboden hin und her. Stundenlang konnte er oft so liegen und sich um nichts, als seine kleine Theaterwelt bekümmern — dies war sein erstes, unbewußtes Dichten. . . .

„Das ist ein sonderbares Kind," sagten kopfschüttelnd die Leute, welche zu seinen Eltern ins Haus kamen und ihn so ruhig spielen sahen, „wirklich, das ist ein ganz merkwürdiger Knabe!"

Bald aber starb der gute Vater. Da sollte alles Spiel für Hans Christian ein Ende haben, und noch war er kaum älter als zehn Jahre. „Das geht nicht mehr länger so," meinte seine Mutter nämlich, „der Junge muß arbeiten und etwas verdienen, wovon sollen wir denn leben?" Freilich, das bißchen Geld, was sie sich mühsam erwarb, indem sie von früh bis spät bei fremden Leuten am Waschfaß stand, genügte nicht zum Unterhalt für zwei Menschen.

Jetzt mußte Hans Christian wieder die Armenschule verlassen, in welcher er eine kurze Zeit gewesen war; denn er sollte Schneider werden. „Das ist besser als Schuster," dachte die Mutter, welche wohl wußte, wie wenig der Vater hatte verdienen können. So kam er zu einem Schneider in die Lehre, mußte mit den



anderen Gesellen auf dem Tische sitzen und lernen, wie Kleider zugeschnitten und angefertigt werden. Ach, wie langweilig war das! Aber wenigstens gab es hier einige alte Zeuglappen für ihn, die er für seine Puppen verwendete und von denen er ihnen Kostüme machte, denn er hörte immer noch nicht auf, mit ihnen Theater zu spielen. Er konnte die Schauspieler aus Kopenhagen gar nicht vergessen und dachte fortwährend: „Wenn ich doch einmal solch ein berühmter Künstler werden könnte!" Doch freilich, dazu war wenig Aussicht vorhanden.

Als er vierzehn Jahre alt geworden, war seine Lehrzeit bei dem Schneider beinahe vollendet. Je älter er wurde, um so unglücklicher fühlte er sich. Er hatte auch so gar keinen Genossen, gar niemanden, mit dem er hatte Freundschaft schließen und sich aussprechen können. Die anderen Knaben mochten nichts von ihm wissen, im Gegenteil, sie verhöhnten ihn, und wenn er über die Straße ging, schrieen sie: „Seht, da kommt der Komödienschreiber!“ Pfui, wie häßlich war das von ihnen! Ja, sie dachten wohl nicht, wenn sie über sein Puppentheater lachten und spotteten, daß sie später einmal alle gar gern in das richtige, große Theater gehen würden, wo man seine Stücke aufführte und die Leute in die Hände klatschten und riefen: „Bravo Andersen, bravo Andersen!“ . . .

Aber bis dahin war noch ein weiter Weg; denn nun wurde er erst eingesegnet. Der Einsegnungstag ist der bedeutungsvollste im Leben eines Kindes; denn an demselben muß es in der Kirche öffentlich bekennen, daß es dem Glauben, in dem es geboren und von seinen Eltern auferzogen wurde, für sein ganzes Leben angehören wolle. Und durch diese Handlung, die erste, die das Kind selbständig vornimmt, wird es sich auch zum erstenmal bewußt: von nun an gilt es, ernstlich zu arbeiten und mit ganzer Kraft danach zu streben, ein tüchtiger Mensch zu werden. — Die heilige Feier ergriff Hans Christian so, daß er bitterlich weinte, als der Stiftspropst in der Sankt Knudskirche den Segen über ihn sprach, und als er wieder allein zu Hause war, warf er sich voll Rührung auf die Kniee nieder und betete inbrünstig: „O lieber, guter Gott, laß mich ein recht braver, tüchtiger Mensch werden!“

Was sollte er nun beginnen? Er war schon über vierzehn Jahre alt und hatte kaum mehr als ein wenig lesen, rechnen und schreiben gelernt, und in der Schneiderlehre mochte er auch nicht länger bleiben. „Ja, aber was willst du denn nur werden?“ fragte ihn die Mutter ganz verzweifelt. „Ein Künstler will ich werden!“ antwortete Andersen. „Ein Künstler?“ fragte die Mutter weiter und schüttelte ungläubig mit dem Kopfe; der Sohn einer armen Waschfrau, ihr kleiner Hans Christian, wollte ein Künstler werden? Das war ja ganz unmöglich! Unser junger Freund aber blieb dabei; er hatte die Lebensgeschichten vieler Künstler gelesen und wußte, daß man als Knabe sehr arm sein und später doch ein sehr tüchtiger, vielleicht sogar berühmter Mann — ein echter Künstler — werden könne. Und dann dachte er noch an die Schauspieler aus Kopenhagen.

„Laß mich nur in die Hauptstadt, nach Kopenhagen,“ bat er, „da will ich es leicht dazu bringen.“ Doch die Mutter mochte sich gar nicht entschließen. Endlich versprach sie, seinen Bitten nachzugeben, aber Hans Christian sollte zuvor

mit ihr zu einer „weisen Frau", welche ihm die Zukunft voraussagen sollte. Das alte Mütterchen wohnte ganz am Ende der Stadt. Als Andersen mit seiner Mutter zu ihr kam, holte sie ein Spiel Karten und eine Tasse mit Kaffeegrund herbei, daraus wollte sie ihm weissagen. Lange blickte sie mit ernsthafter Miene in die Tasse hinein, während unser junger Freund mit Zagen auf die Prophezeiung harrte. „Ei," meinte sie endlich zur Mutter, „die Karten und der Kaffeegrund verkünden Eurem Sohne eine glückliche Zukunft; laßt ihn ohne Sorge nach



Kopenhagen ziehen!" Und dann trat sie auf Andersen zu, legte ihre Hand auf seinen Scheitel und sprach: „Du bist ein glücklicher Knabe, kleiner Hans Christian, du bist sicher zu einem berühmten Manne bestimmt und Odense wird dir zu Ehren einmal festlich erleuchtet werden!"

Jetzt war das letzte Bedenken der Mutter überwunden; sie packte ein kleines Bündel Kleider zusammen und sprach mit dem Postillon, damit er Hans Christian als blinden Passagier nach Kopenhagen mitnähme. Dann nähte sie ihm dreizehn Reichsbankthaler, ihre ganze Ersparnis, in den Brustlatz und nun sollte er abreisen — allein in die ferne, weite Welt. . . .



Montag Morgen, am 5. September 1819, betrat er zum erstenmal Kopenhagen. Ach, wie riesengroß, wie fremd erschien ihm die schöne Stadt, in welcher er nicht einen einzigen Bekannten, keinen Freund und keinen Verwandten hatte. Beinahe wäre er in Thränen ausgebrochen, so verlassen fühlte er sich. Dann aber erinnerte er sich, daß in Kopenhagen eine Dame wohnte, welche er einmal in Odense gesehen hatte, Madame Schall. Sie wollte er aufsuchen, ihr wollte er seine Not klagen und sie bitten, ihm eine Stellung am Theater zu verschaffen. Am folgenden Tage zog er die Konfirmationskleider an; die neuen

Stiefel mit den hohen Schäften wurden nicht vergessen, ja sogar über die Beinkleider gezogen, damit man sie ganz zu sehen bekam. So ging er in seinem schönsten Staat, mit einem Hut, der ihm halb über die Augen herabfiel, zu der Dame. „Bevor ich klingelte," so erzählte er später selbst, „fiel ich vor der Thüre „auf meine Kniee und bat Gott, mich hier Hilfe und Schutz finden zu lassen. Da „kam ein Dienstmädchen mit ihrem Korbe die Treppe herauf; sie lächelte mich „freundlich an, gab mir einen Schilling und hüpfte davon. Erstaunt betrachtete ich „sie und den Schilling; ich hatte ja meine Konfirmationskleider an und mußte „meiner Ansicht nach recht fein aussehen, — wie konnte sie denn glauben, daß ich „betteln wolle? Ich rief ihr nach. ‚Behalte ihn nur,' rief sie mir zu, und fort „war sie. Endlich wurde ich bei Frau Schall vorgelassen, die mich mit großer „Verwunderung betrachtete und anhörte. Ich sprach meine innige Lust zum Theater „aus, und auf ihre Frage, welche Partie ich ausführen zu können glaubte, erwiderte „ich: ‚Aschenbrödel.' Dieses Stück war von den königlichen Schauspielern in „Odense gegeben worden und die Hauptrolle hatte mich in dem Grade ergriffen, „daß ich sie aus dem Gedächtnis vollständig spielte. Inzwischen erbat ich mir die „Erlaubnis, die Stiefel ablegen zu dürfen, weil ich sonst nicht leicht genug für diese „Rolle wäre; und nun nahm ich meinen großen Hut als Tamburin und begann „zu tanzen und zu singen:

„Rang und Reichtum sind hienieden
Von der Sorge nicht verschont."

„Meine seltsamen Gebärden, meine große Beweglichkeit bewirkten, daß Madame Schall mich für wahnsinnig hielt und sich beeilte, mich los zu werden." . . .

Nun stand er wieder unten auf der Straße, allein und verlassen in der großen Stadt. Geld hatte er auch nicht mehr, denn die dreizehn Reichsbankthaler, die ihm seine Mutter als Zehrgeld geschenkt hatte, waren längst ausgegeben. Was sollte er nun beginnen? Ein Handwerk treiben? Er ging zu einem Meister, einem ehrlichen, alten Manne, der es herzlich gut mit ihm meinte, aber nach dem ersten Tage lief er wieder davon. „Ich kann es nicht aushalten," sagte er, während ihm die dicken Thränen über die Wangen rollten, als er von dem Meister Abschied nahm, „ich will gern hungern und auf dem freien Felde vor dem Thore übernachten, wenn ich nur ein Künstler werden kann." „Was für ein Künstler willst du denn eigentlich werden?" fragte ihn der Meister ganz verwundert. „Ein Sänger!" antwortete Andersen schnell. Nach einigem Besinnen schickte ihn der Meister zu dem Gesanglehrer Siboni, dem Direktor des Musik-Konservatoriums, der konnte ja einmal Andersens Stimme prüfen, ob sie gut genug wäre, um aus-

gebildet zu werden. Schnell eilte Andersen nun zu Siboni. Dieser hatte gerade Mittagsgesellschaft; der berühmte Komponist Weyse, der Dichter Baggesen und andere Gäste waren zugegen. Ihnen mußte Andersen vorsingen und ein Gedicht deklamieren; hierbei überwältigte ihn das Gefühl seiner unglücklichen Lage so sehr, daß er in Thränen ausbrach. Die ganze Gesellschaft klatschte Beifall und der Dichter Baggesen trat zu ihm heran und legte seine Hand segnend auf Christians Haupt: „Ich prophezeie," sagte er, „daß aus dir einmal etwas werden wird, aber werde nur nicht eitel, wenn einst das ganze Publikum dir zujubelt!"

Vom nächsten Morgen an erteilte ihm Professor Siboni Gesangunterricht. Hans Christian machte recht gute Fortschritte, und da der freundliche Lehrer ihn auch mit Geld unterstützte, so erging es ihm ganz gut. Aber plötzlich, nach etwa einem halben Jahre, erklärte Siboni die Stimme seines Schülers doch nicht für genügend schön, als daß einmal ein tüchtiger Sänger aus ihm werden könne. Das war ein harter Schlag für Hans Christian. Was nun beginnen? Wie glückselige Briefe hatte er an die Mutter geschrieben — und nun sollte er doch kein Künstler werden, doch nicht in Kopenhagen bleiben können und auf das Theater kommen! In seiner Verzweiflung wagte er es, an den Direktor desselben ein Theaterstück zu senden, welches er noch in Odense geschrieben hatte. „Vielleicht," dachte er, „nimmt er dies zur Aufführung an." Dann bekam er ja auch wieder etwas Geld. Doch schon nach wenigen Tagen erhielt er es mit einem Briefe zurück. Er solle erst richtig schreiben lernen, antwortete ihm der Direktor, ehe er Theaterstücke dichte. Aber Andersen ließ sich dadurch nicht zurückschrecken, sondern fing sofort ein neues an. „Alfsol" hieß das Stück, das er in wenigen Tagen verfaßte; das m u ß t e dem Direktor gefallen, das m u ß t e aufgeführt werden, sagte er zu sich selbst. Aber auch den „Alfsol" empfing er zurück, da er nicht gut genug sei, um aufgeführt zu werden. Dennoch hatte der Direktor so viel Talent in dem Stücke entdeckt, daß er mit dem König Friedrich VI. von Dänemark sprach, um für Andersen eine Unterstützung zu erwirken. Der gute König bewilligte dieselbe gern, und jetzt wurde Andersen nach Slagelse auf das Gymnasium geschickt. Hier sollte er etwas Tüchtiges lernen. „Nur wenn du in der Schule dir viele Kenntnisse angeeignet hast, wirst du einmal ein tüchtiger Mensch werden," sagte ihm der Theaterdirektor zum Abschied; „deshalb sei fleißig und zeige dich der Gnade des Königs würdig!" Das hätte man ihm gar nicht erst zu sagen brauchen. War doch nun Andersens Lieblingswunsch erfüllt: er durfte lernen, um einst Künstler zu werden! Er durfte nun auf die Lateinschule, von welcher ihm der Vater früher so vieles erzählt! O, wie fleißig er war! In allen Lehrgegenständen erhielt er die Censur „aus-

gezeichnet gut," und als es einmal in seinem Zeugnis bei einem Lehrfache nur „sehr gut" hieß, weinte er bittere Thränen und konnte kaum beruhigt werden, so gewissenhaft war er. Er galt auch für den besten Schüler in Slagelse, und als er im Herbste 1826 die Universität beziehen sollte, bestand er die Prüfung am vorzüglichsten unter allen Mitschülern.

Jetzt war er Student. Er kehrte nach Kopenhagen zurück und fing hier von neuem zu dichten an. Er schrieb kleine Gedichte, die in Zeitungen erschienen, und ein Theaterstück, welches er wieder an den Direktor des Nationaltheaters in Kopenhagen sandte. Und jetzt wurde es ihm nicht zurückgeschickt, weil es falsch geschrieben war. Nein, er hatte auf der Schule etwas gelernt; aber das ist es freilich noch lange nicht, was ein Theaterstück lobenswert macht. Er hatte sich darin auch als Dichter bewährt, und nun war es eingetroffen, was ihm Baggesen einst vorausgesagt hatte. Nach der ersten Aufführung war er von der Freude beinahe überwältigt. Er stürzte aus dem Theater auf die Straße und eilte zu einem seiner Freunde. Fast ohnmächtig sank er auf einen Sessel und vergoß Thränenströme. Der Freund, welcher glaubte, das Stück habe nicht gefallen, versuchte ihn zu trösten. „Nehmen Sie sich derlei nicht so zu Herzen, man hat auch schon große Dichter ausgepfiffen," sagte er. „Aber man hat ja gar nicht gepfiffen," antwortete Andersen, „man hat im Gegenteil geklatscht und Hochrufe auf mich ausgebracht." ...

Jetzt unternahm Andersen weite Reisen nach Deutschland, England, Frankreich, Spanien und Italien — beinahe alle Länder Europas bekam er zu sehen.

Am besten gefiel es Andersen in Italien und namentlich in Rom. Hier weilte er beinahe ein ganzes Jahr hindurch. Er schloß enge Freundschaft mit dem Bildhauer Bertel Thorwaldsen, seinem berühmten Landsmanne, welcher fast sein ganzes Leben hindurch ausschließlich in Rom lebte und dort alle seine herrlichen Werke geschaffen hat.

Als Andersen nach Kopenhagen zurückgekehrt war, begann er wiederum zu arbeiten. „Nun habe ich Stoff für viele Bücher gesammelt!" sagte er lächelnd zu seinen Freunden und deutete auf einen Kasten mit kleinen Heften, worin er allerlei Bemerkungen und Beobachtungen niedergeschrieben hatte. Die bestanden oft nur aus wenigen Worten, aber wenn der Dichter in seinem stillen Stübchen am Schreibtisch saß und arbeitete, so brauchte er oft nur einen einzigen Blick in eines dieser Hefte zu werfen und sofort entstand in seinem überreichen Geiste eine ganze Geschichte, und schnell schrieb er alles das nieder, was er in seinem Innern zu lesen vermochte.

Mit welchem neuen Mute, mit welcher Freude Andersen jetzt dichtete! Er schrieb eine Menge Bücher: Theaterstücke und Romane, welche ihr lesen werdet, wenn ihr älter geworden seid. Alle Jahre, immer gerade zu Weihnachten, erschien ein neuer Band. Da plötzlich kam einmal nur ein ganz dünnes Büchelchen heraus; diesmal war es kein Roman und auch kein Theaterstück, sondern auf dem Deckel stand mit großen Buchstaben:

Märchen,
den Kindern erzählt.

Was da die Leute für Augen machten! „Wir sind doch keine kleinen Kinder geworden,“ sagten sie geringschätzig. „Wie mag man nur so etwas schreiben; das brauchen wir gar nicht erst zu lesen; denn es ist sicherlich sehr unbedeutend!“

Einige Leute hatten sich das kleine Heftchen aber doch gekauft, und da prangte es nun im Lichterglanze auf dem Weihnachtstische. Und am heiligen Abend, als die Bescherung vorüber war, setzten sich die Eltern in die Sopha-Ecken, und nahmen die Kleinen zu sich auf den Schoß. Jetzt öffnete die Mutter Andersens Büchlein und las das erste Märchen aus demselben vor; „die kleine Seejungfrau“ hieß es. Ja, das war doch etwas anderes, als die Leute es sich vorgestellt hatten! und je länger die Mutter las, um so besser gefiel ihr das Märchen. Und wie erst die Kinder aufhorchten! Solch' eine herrliche Geschichte hatten sie noch nie vernommen. Das war alles so einfach und schlicht geschildert, gerade, als ob Großmutter ihnen etwas erzählte oder als ob sie sich mit einander unterhielten. Und wie ergreifend es dabei war! Wie sie sich fürchteten, als sie hörten, daß die kleine Seejungfrau allein zu der alten Hexe ganz am Grunde des Meeres gehen mußte, wo giftige Schlangen sich ringelten und häßliche Polypen ihre hundert Fangarme nach der armen kleinen Seejungfrau ausstreckten! — Ach, das war gar zu traurig! Und doch war das Märchen so herrlich schön! Nun wollten die Kinder durchaus auch noch die übrigen Märchen aus dem Buche vorgelesen haben, aber dazu war es schon viel zu spät — und etwas mußte doch auch für den ersten Feiertag bleiben.

Und mit diesen Märchen hatte Andersen nun vollends sein Glück gemacht, nun war er ein berühmter Dichter! Viele Tausende von Kindern wollten seine Märchen hören, und Tausende von den kleinen Heften flogen nach allen Richtungen der Welt. Seine Romane und Theaterstücke wurden zwar ebenfalls viel gelesen, — aber das ist doch gar nichts im Vergleich mit den Märchen. Alle Jahre erschien ein neues Heft mit Märchen, und immer mehr fand man, daß die Geschichten doch durchaus nicht so unbedeutend seien, wie man anfangs gemeint hatte. Mit Ungeduld



erwarteten Kinder und Erwachsene das Erscheinen einer jeden neuen Sammlung. Die Erwachsenen freuten sich auf den Weihnachtsabend, an dem sie aus demselben den Kindern vorlesen würden, und die Kinder konnten die Märchen gar nicht oft genug zu hören bekommen. Selbst von der Bühne herab mußten die Märchen erzählt werden; „das sei besonders schön," meinten die Leute. Ein Schauspieler trat ganz allein auf und las ein Märchen vor, die „Nachtigall" oder das „Liebespaar" oder den „standhaften Zinnsoldaten" oder irgend ein anderes; denn sie sind ja alle gleich schön. Wie viele, viele Kinder waren dann immer im Theater, und wie jubelten sie und klatschten Beifall! Nicht wahr, es wäre gar nicht so übel gewesen, wenn ihr da auch das eine oder andere Mal mit hättet dabei sein können?

Freilich die Kinder liebten Andersen am meisten. Sie schenkten ihm Blumen und selbst einzelne Sächelchen von ihrem Spielzeuge. Zu seinem Geburtstage bekam er die schönsten Gratulationsbriefe von Hunderten seiner kleinen Leser und Leserinnen; die geschickteren unter ihnen sandten ihm sogar kleine Handarbeiten, Tintenwischer, Uhrenständer oder ähnliche Dinge, die sie selbst gefertigt hatten.



Die Knaben und Mädchen, die ihn auf der Straße trafen, grüßten ihn und sagten ihm freundlich „Guten Tag." Einmal begegnete er einer vornehm gekleideten Dame, die mit ihren Kindern spazieren ging; plötzlich riß sich das jüngste los, eilte auf Andersen zu und reichte ihm die Hand. Erschrocken rief die Mutter den Knaben zurück und fragte ihn, wie es ihm einfallen konnte, einen fremden Herrn anzusprechen. „Aber Mama," meinte darauf der Kleine ganz erregt, „das war ja kein Fremder, das war ja Andersen, den alle Kinder kennen." Ein andermal unternahm Andersen eine Spazierfahrt mit dem Königspaar von Dänemark (denn

er kam oft zum Könige und hatte auch schon den kleinen Prinzen und Prinzessinnen seine Märchen vorlesen dürfen.) In der ersten Kutsche saß der König mit der Königin und in einer zweiten Andersen. Am Wege spielte eine Kinderschar; als die Kleinen des königlichen Wagens ansichtig wurden, sprangen sie schnell vom Boden auf und schrieen „Hurrah!“ Aber nun blickten sie in den zweiten Wagen und entdeckten Andersen. Und als er vorüber fuhr, schrieen sie noch um vieles lauter: „Seht, da fährt Andersen — hurrah Andersen, hurrah!!“

Ja, ja, die alte Frau in Odense hatte ihm zufälligerweise ganz richtig gewahrsagt!

Das sollte Andersen bald noch weiter erfahren.

An dem Tage nämlich, an welchem genau fünfzig Jahre verflossen waren, seitdem Andersen seine Vaterstadt verlassen hatte, weilte er wiederum in Odense, denn seine ehemaligen Mitbürger hatten ihn hierzu eingeladen. Das war ein herrlicher Tag für Andersen. Am Morgen kamen einige der angesehensten Bürger Odenses zu ihm in seine Wohnung und sagten ihm, daß er zum Ehrenbürger seiner Vaterstadt ernannt worden sei. Dann fuhren sie mit ihm durch die Straßen der Stadt, um ihm zu zeigen, wie prächtig sich dieselbe ihm zu Ehren geschmückt hatte. Von allen Dächern herab wehten Fahnen, von Haus zu Haus waren duftige Blumengewinde gezogen und auf dem Bürgersteig standen Knaben und Mädchen und riefen: „Vivat Andersen!“ Denn an dem Tage waren natürlich alle Schulen geschlossen.



Am Abend aber, als es zu dunkeln begann, kam erst das Schönste. In der Dämmerstunde saß Andersen in seinem Zimmer, als plötzlich Musik ertönte. Überrascht trat er an das Fenster; welcher Glanz strahlte ihm da entgegen! Mit Fackeln in den Händen standen hunderte von seinen Mitbürgern vor seinem Hause und sangen ein Lied, welches er selbst gedichtet

hatte. Und in der ganzen Straße brannten Lichter in allen Fenstern. Ja, nun war es wirklich in Erfüllung gegangen, was das alte Mütterchen im Spital einst zu ihm gesagt hatte: seine Vaterstadt Odense war ihm zu Ehren festlich erleuchtet worden. Und er, der den Kindern so viele schöne Märchen ersonnen hatte, stand nun selbst wie vor einem herrlichen, wahrhaftigen Märchen. Er mußte an seine Jugend denken: wie arm und verlassen war er nach Kopenhagen gewandert, und nun nach fünfzig Jahren brachten ihm seine Mitbürger, mit denen er in der Armenschule einst auf einer Bank gesessen hatte, so hohe Ehren dar.

Daran erinnerte er sich in jenem Augenblicke, und als der Gesang zu Ende war, trat er hinaus auf die Straße und sprach:

„Die hohe Ehre, die mir meine Vaterstadt erweist, überwältigt und erhebt mich. Ich muß an Aladin denken, der, an einem Fenster seines herrlichen Schlosses stehend, sagte: ‚Da unten wandelte ich als armer Knabe.‘“ Und nun fuhr er fort, daß Gott auch ihm eine Wunderlampe gegeben habe, „in der Kunst nämlich, Gestalten zu finden, welche den Großen wie den Kleinen gefallen.“ . . .

Am nächsten Morgen kehrte Andersen nach Kopenhagen zurück; nun unternahm er keine Reisen mehr.

Er hatte genug von der Welt gesehen — das schöne Märchen seines Lebens neigte sich seinem Ende zu.

Am Mittwoch Morgen, den 6. August 1875, starb der greise Dichter. Er hatte sich schon seit längerer Zeit matt und krank gefühlt und nun war der Tod an sein Lager getreten und hatte ihm im sanften Schlummer die Augen für immer zugedrückt. Nach einer Woche wurde Andersen begraben. Ganz Kopenhagen, vom Könige bis zum geringsten Tagelöhner herab, nahm Teil an seinem Begräbnis. In allen Straßen, durch welche der Sarg unter Glockengeläute geführt wurde, strömten die Menschen zusammen und wanderten mit auf den Friedhof hinaus. Duftende Blumenkränze wurden auf sein Grab niedergelegt; viele von ihnen brachten ihm Kinder dar, Knaben und Mädchen in jedem Alter, welche ihrem toten Freunde ein letztes Liebeszeichen spenden wollten.

Ein noch viel schöneres Zeichen dafür, wie lieb ihn alle seine Mitmenschen hatten und wie hoch sie seine Dichtungen schätzten, findet ihr in Kopenhagen. Wenn ihr in den schönen Park des Rosenborg-Schlosses geht, wo alle Tage Tausende von kleinen Kindern spielen oder mit ihren Wärterinnen und Gouvernanten spazieren gehen, so kommt ihr ganz am Ende des Gartens an einen Platz, auf welchem die herrlichsten Rosen blühen. Hier erhebt sich das Standbild Andersens, das ihm seine Landsleute haben errichten lassen. Er ist sinniger Weise dargestellt, wie er



eins seiner eigenen Märchen erzählt. Mitten unter seinen kleinen Freunden und Freundinnen sitzt der greise Dichter, den jedes der Kinder, die sich zu seinen Füßen tummeln, liebt und dessen schöne Märchen sie alle kennen.

* * *

So, nun bin ich zu Ende mit meiner Erzählung von Andersens Leben. Nicht wahr, diese Lebensgeschichte des edlen Dichters ist so hübsch und so wunderbar wie nur irgend eines der schönsten erfundenen Märchen von Andersen? Denkt deshalb, wenn ihr wieder eines von den letzteren leset, auch an das erstere — an das „Märchen von Andersens Leben."

A. Nutari.

Blumen im Felde.

Von Albert Voelckerling.

Sonnenschein, warmer Junisonnenschein liegt weit und breit auf Feld und Wiese, und Sonntag ist es, prächtiger echter Sonnen-Sonntag. Über den Kornfeldern wogt leise kosend der Wind, und an den Ähren zittern die zarten Blüten.

Schmetterlinge, die leichten Sommervögel, schweben auf und nieder — hier der mächtige Schwalbenschwanz, schön goldgelb mit schwarzen Sammetstreifen, dort der zierliche Bläuling mit silbrig schimmernder Unterseite; hier der vorsichtige, schnellsegelnde Distelfalter, dort der schwarze, gelbgeränderte Trauermantel, welcher in schwerfälligem Fluge von Blume zu Blume schweift, um endlich auf der Trauerweide zu rasten; hier der schlanke C-Vogel, welcher stolz darauf ist, daß er auf der Rückseite seiner Flügel seinen Reisepaß stets bei sich trägt: das altmodisch verschnörkelte C — und dort ein in prächtigen Farben erglänzender Admiral, der einzige von allen, welcher in der großen Anzahl von leichtgeflügelten Faltern die Nummer nicht vergessen hat, die er bekam, als ihn der liebe Gott erschaffen hatte. Die Nummer ist 982, er hat sie sich gleich auf die Unterseite seiner Flügel schreiben lassen und zeigt sie nun gar zu gern, wenn er sich auf den Distelköpfen wiegt und die Flügel fächernd auf und ab bewegt.

Alle durchziehen sie die Lüfte und alle schauen mit Betrübnis auf das Kleefeld, das neben dem blühenden Roggen steht. Gestern noch standen da, Kopf an Kopf, die Tausende und abermals Tausende von Kleeblüten, umworben von ebenso viel Tausenden von fleißigen Bienen, umgaukelt von all den buntschillernden Schmetterlingen, und heute liegen sie am Boden, halbverwelkt und matt unter den versengenden Strahlen der Sonne, ohne Barmherzigkeit niedergeworfen von der Sense der mähenden Feldarbeiter.

Nur am Grabenrande ist ein schöner, üppig blühender Kleebusch stehen geblieben, und dort summen auch heute noch die Bienen und brummen die Hummeln. Stolz hebt er sein Haupt empor, der Kleebusch. Er weiß ja, warum man ihn hat verschonen müssen, ja, ja, verschonen *müssen*. Er ist ja ein Glücksklee, denn hoch oben an der Spitze, recht in die Augen fallend, sitzt ein vierblättriges Kleeblatt, das Glücksblatt.

Mit ihm kann sich keiner messen von all den Kleebüschen, die nun am Boden liegen, wenn sie auch noch so hochmütig gethan und ihn verachtet hatten, weil er nur so am Grabenrande und nicht wie sie auf dem Felde selbst stand. Keiner von ihnen hatte einen Vierklee aufzuweisen; er hatte das am vorigen Sonntag gehört von den kleinen Menschenkindern, die sich im Kleefelde tummelten. Kein einziges hatte einen Vierklee gefunden, sie hatten es ganz deutlich gesagt; auch bei ihm nicht, denn sein vierblättriges Glücksblatt hatte sich erst Tags darauf erschlossen.

Nun war er aber auch stolz auf sein Vierblättchen, denn er wußte ganz genau, nur ihm hatte er es zu verdanken, daß er gestern nicht unter den Streichen der unbarmherzigen Sensen gefallen war, wie alle die übrigen.

Die Schafgarbe, seine nächste Nachbarin, schüttelte zweifelnd ihr beschirmtes

Köpfchen, und alle ihre feingezeichneten Blättchen schwankten sichtlich. Sie hatte kein großes Vertrauen auf das Vierblatt. „Welken müssen wir alle, ob Dreiblatt, Vierblatt oder Fünfblatt, oder gar Tausendblatt, wie sie mich nennen,“ sprach sie leise für sich hin.

„Ich habe nie ein Vierblatt,“ meinte die Ackerwinde, ihre süß duftenden Mandelblüten bewegend, „und werde doch von der Sense verschont, also daran liegt es nicht.“

„Natürlich nicht,“ näselte die hochstrebende Skabiose; „Sie stehen so niedrig, da können Sie ja gar nicht getroffen werden, wie wir, die wir so hohe Stellen inne haben: ich und die Kornblume oder auch nur die Kornrade. Wir können dem Schicksal nicht entgehen. Den Hochstehenden trifft der stärkste Schlag.“

„Ja, ja,“ flüsterte der kleine Erdrauch daneben, „Hochmut kommt vor dem Fall.“

So plauderten die Feldblumen. Da kamen zwei kleine Menschenkinder des Weges gegangen, ein Knabe und ein Mädchen; der Knabe kräftig und blühendrot, das Mädchen schlank und etwas bleich. Der Knabe trug ein Schmetterlingsnetz in der Hand und über die Schulter eine Botanisiertrommel, das Mädchen hatte ein zierliches Körbchen am Arm.

„Ach, sieh nur!“ klagte das kleine Mädchen, „das ist recht garstig! Da haben sie das schöne Kleefeld abgemäht, auf dem wir uns am vorigen Sonntag getummelt haben, und all unsere prächtigen Kleeblumen, all die schönen Kornblumen sind dahin. Das ist recht schlecht von den Menschen, und ich werde es gleich Papa sagen, wenn wir nach Hause kommen.“

„Das verstehst du noch nicht, mein liebes Elslein,“ entgegnete der Knabe, der sich schon für viel klüger hielt, weil er einen ganzen halben Kopf größer war, als sein Schwesterchen; „was sollen denn Papa's Pferde fressen, wenn sie nicht den saftigen Klee bekommen? Und dein Pony und mein Litauer haben auch Verlangen danach.“

So ganz wollte die Geschichte dem kleinen Elslein doch nicht einleuchten, aber es tröstete sich allmählich und machte sich daran, die Blumen vom Grabenrande zu pflücken, während Bruder Richard der Jagd auf Schmetterlinge nachging.

„Sieh da!“ jauchzte die Kleine, „ein Vierklee, ein Vierklee!“ Und damit pflückte sie von unserem Kleebusch das Glücksblatt und die schönen stolzen Blumen ab. „Und dort Löwenmaul und Schafgarbe, Erdrauch und Skabiose, hier auch ein paar Kornblumen und Kornrade! Alles kommt in meinen Korb und nachher binde ich einen großen Strauß für Mama!“

„Du hast den Vierklee und ich habe das Glück,“ frohlockte der Knabe. „Sieh nur diesen herrlichen Schwalbenschwanz, den ich eben gefangen habe.“ Damit that er ihn in die Botanisiertrommel. „Und der Perlmutterfalter dort muß auch mein werden,“ jauchzte er und stürmte hinter dem Flüchtigen her.

„Dort weiter im Roggen stehen noch viel prächtigere Blumen, dunkelpurpurrote Klatschrosen — nein, sieh nur, diese Menge! Ganz rot sieht es aus, und dort ganz blau, voller Kornblumen! Die muß ich haben!“

Und voll ausgelassener Fröhlichkeit ging sie ins Roggenfeld, unbekümmert um die hohen, schlanken Halme, die sie knickte, um die Ähren, deren Blütenstaub sie

abstreifte, während der kluge Bruder das Kleefeld abjagte und bald einen großen Fuchs, bald einen kleinen, bald sogar den ersehnten Perlmutterfalter und einen Goldling und ganze Dutzende von Weißlingen erhaschte.

Die Sonne stieg höher und höher; immer sengender wurden ihre Strahlen. Über dem Kornfelde wogte und wiegte die Elfenschar der Kornmuhme; bald in Scharen hinhuschend, bald hinter einander schwebend in luftigem, lustigem Reigen. Bald spielten sie mit den blonden Locken des kleinen Mädchens, bald fächelten sie ihm um Stirn und Wangen.

Dem kleinen Mädchen ward so heiß, denn die schwankenden Roggenhalme gaben gar so wenig Schatten. Else setzte sich in das Kornfeld. Sie wollte sich einen großen Strauß binden und dann einen Kranz, um ihn auf den Kopf zu setzen — das Körbchen war zu überreich gefüllt.

Der Strauß war bald fertig, und unser Vierklee prangte oben an der Spitze, dicht neben der vornehmen Skabiose. Nun kam der Kranz an die Reihe. Nur aus Kornblumen wollte sie ihn flechten. Das ging aber nicht so leicht, wie beim Strauße. Oftmals fiel das ganze Flechtwerk wieder auseinander, und Elslein mußte von neuem anfangen. Das machte müde, sehr müde. Beinahe zur Hälfte war der Kranz fertig, da kamen die neckischen Kornelfen und zupften ihn der Kleinen ganz und gar aus der Hand und wehten ihr mit ihren zarten Flügelchen so lange um die Augenlider, bis das Lockenköpfchen sich matt auf die Brust herniedersenkte und die Augen sich zum Schlafe schlossen.

Die eine Hand legte sich leicht auf den angefangenen Kranz, die andere fiel auf den Blumenstrauß, während der Strohhut sich über das kleine, vor Hitze glühende Gesichtchen schob.

Und noch immer ließen die Elfen nicht nach mit ihrem neckischen Spiel. Das kleine Wesen gefiel ihnen. Sie hätten es gar zu gerne behalten zum Spielzeug für ihre freien Stunden. Und wenn sie nicht gerade schliefen, hatten sie ja immer freie Stunden.

Immer schwüler wurde die Luft, immer drückender lastete die Hitze auf Feld und Flur. Auch der Knabe spürte das. Ihn verlangte nach Hause. Schmetterlinge hatte er genug gefangen. Er kannte sie gar nicht alle beim Namen. Daß der eine von den großen ein Segelfalter und der andere ein Admiral war, das wußte er ganz gewiß, und daß das Untier von Raupe, das er im benachbarten Kartoffelfelde gefunden, eine Totenkopfraupe sein mußte, schien ihm selbstverständlich. Die große, gelbe Raupe mit dem gewundenen Hörnchen am Ende des mächtigen, langen Körpers mußte er seinem Elslein zeigen. „Else!“ rief er, „Else! sieh nur diese riesige Raupe! Davon werde ich mir einen kolossalen Totenkopfschmetterling aufziehen, sollst du nur sehen!“

Er sah sich um. Von Elslein war nichts zu sehen und zu hören. Er rief noch einmal und noch einmal. Es half nichts. Niemand antwortete. Nur weit, weit hinter dem Walde ertönte unheimlich grollend das erste Rollen des heranziehenden Gewitters.

„Else, wo bist du nur? Hörst du nicht?“ Aber Elslein hörte nicht. „Sie

wird gewiß nach Hause gegangen sein," dachte sich der kleine, kluge Mann; „das thue ich auch." Und er ging.

Am Himmel aber zogen graugelbe Wolken herauf. Der Wind strich in einzelnen Stößen über das Kornfeld hin. Die Halme wiegten sich und wogten, wie Wellen des Meeres. Scheu flohen die Elfen davon. Elslein schlief zwischen den Halmen.

Und näher ertönte das Grollen des Gewitters; höher türmten sich schwere Wolken am Horizont empor. Der erste Blitz zuckte am dunkeln Himmel auf. Hin und wieder huschte ein Vögelchen ins sichere Nest. Nur unser Elslein lag noch immer ruhig und schlief und träumte. Nein, was träumte sie nur für buntes Zeug zusammen! Alles, was die kleinen Elfen ihr vorgaukelten, glaubte sie wirklich zu sehen.

Hier tändelte ein kleines Geschöpfchen, dessen Körper aussah wie flüchtiges Sonnengold, eingehüllt in ein leichtes Nebelschleierchen von winziger Länge. Elslein griff danach, um die kleine Goldelfe zu haschen, aber sie faßte nur den Schleier, und dieser dehnte sich länger und immer länger. Zuletzt war das Elfchen schon so weit entfernt, daß es nur noch wie ein leuchtender Funke aussah, aber den Schleier hielt das Mädchen noch immer fest. Endlich zerriß der Schleier und der leuchtende Funke erlosch.

Dort schwebte ein zierliches Persönchen vor ihren Augen auf und nieder und kam ihrem Gesicht mitunter so nahe, daß Else das kleine Ding schon zu fühlen glaubte. Es stieß an Elsens Nase, daß es kitzelte. Und was am merkwürdigsten erschien, war, daß das zierliche Püppchen auf einem einzigen Bein stand und einen merkwürdig langen Kopf hatte oder vielmehr fünfzig, sechszig ganz kleine Köpfchen mit lauter kleinen, spitzen Mützchen darauf, und an jedem Mützchen ein grünschillerndes Tröddelchen. Jetzt war es nicht mehr ein einzelnes Elfchen, es waren hundert und aber hundert, und alle wogten hin und her, alle standen auf einem Bein, und alle hatten so viele Köpfchen, alle hatten spitze Mützchen mit grünschillernden Tröddelchen. Es war zu spaßig.

Plötzlich erscholl große Musik; Paukenschläge ertönten, riesige Paukenschläge; die Trommel war deutlich heraus zu hören, und die grünen Elfchen tanzten immer wilder, immer lustiger. Da kam sie heran, die Kornmuhme, auf goldgleißendem Wagen, daß es Elslein die Augen blendete, und der Wagen wurde von ebenso goldgleißenden Pferden gezogen. Die Kornmuhme fuhr gerade auf unser Elslein zu. Sie griff schon nach ihm, Elslein sträubte sich, es wollte durchaus nicht mit. Es wollte zu seiner Mutter. Es wollte nach der Mutter rufen und brachte keinen Ton heraus. Es wollte fortlaufen und konnte nicht einen Fuß rühren.

Da war es ihm, als schlügen ihm die grünen Elfen mit ihren spitzen Mützchen ins Gesicht. Die Mützchen waren naß, ganz naß — Else war erwacht; aus den Wolken fielen große, schwere Tropfen hernieder, eine ganze Menge schon, und die nassen Ähren, vom Winde gepeitscht, schlugen Elslein ins Gesicht. Erschreckt sprang sie auf und blickte ängstlich umher.

Wo war nur all der Sonnenschein geblieben? Der ganze Himmel war mit bleigrauen, fast schwarzen Wolken überzogen, aus welchen hin und wieder gelbliche

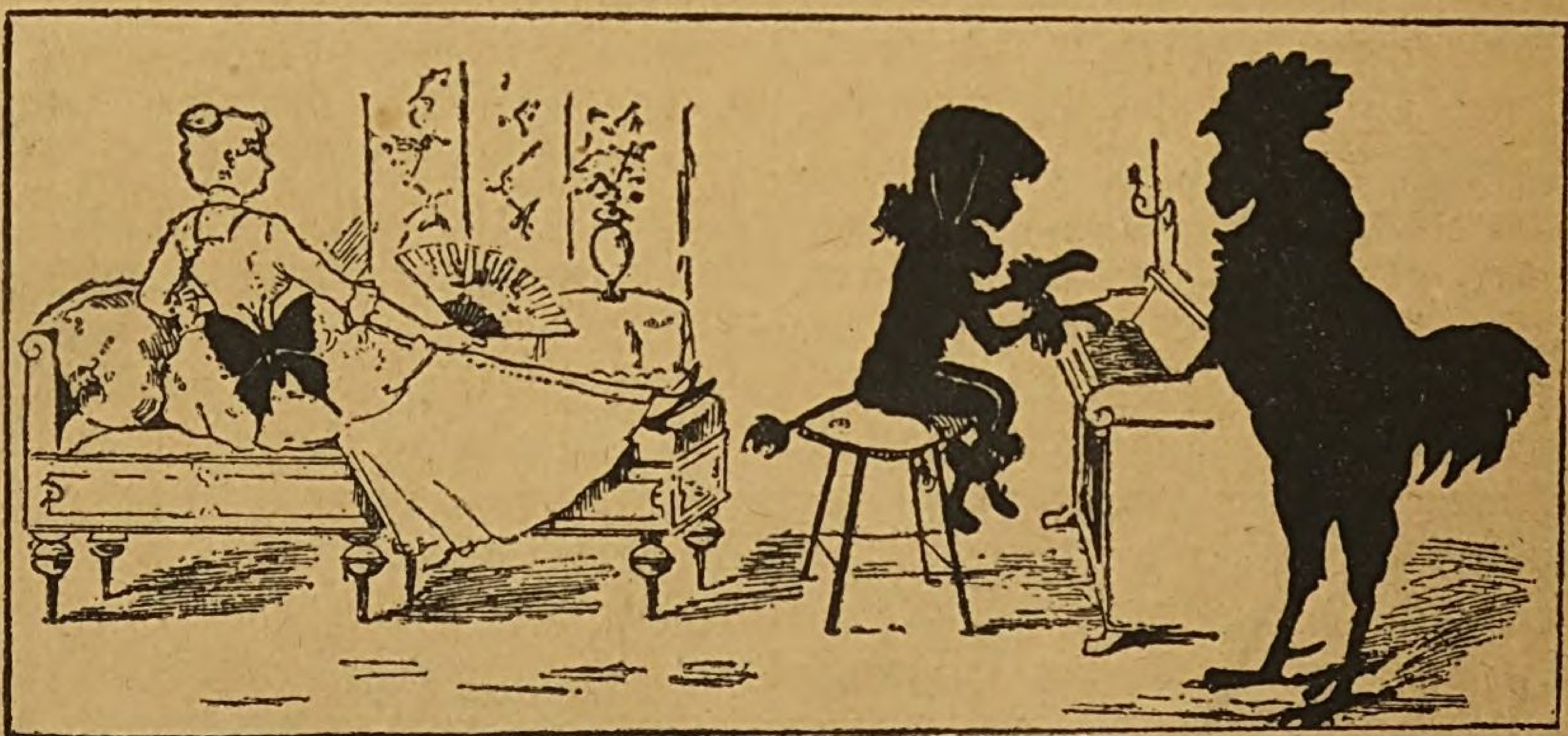
Ränder matt hervorleuchteten. Und mit einem Male durchzuckte ein Blitz in grellem Zickzack die dunkeln Wolken, und nur wenig Sekunden darauf folgte ein Donnerschlag oder vielmehr eine ganze Reihe von Schlägen, daß Elslein von Entsetzen gelähmt, als wäre sie selbst getroffen, bewußtlos zusammenbrach.

Inzwischen war Richard nach Hause gekommen. Angstvoll forschte die Mutter nach ihrem Töchterchen, und als er nichts weiter angeben konnte, als daß es ins Kornfeld gegangen sei, Blumen zu pflücken, machte sich der Vater mit seinen Leuten auf den Weg, sein Kind zu suchen. Aber noch manche bange Minute verging, ehe sie die Kleine fanden, ihren bunten Strauß krampfhaft festhaltend.

Auf seinen Armen trug der Vater sie nach Hause und brachte sie zu Bette. Verwundert und mit furchterfüllten Blicken murmelte das Kind unverständliche Worte, ehe es einschlief. Oftmals wachte es erschreckt auf und rief um Hilfe gegen die Elfen, gegen die Kornmuhme und die garstigen Schnitter, welche das Kleefeld abgemäht hatten. Fast schien es, als sollte der allgewaltige Schnitter Tod das zarte Blümchen brechen, bis endlich gegen Morgen sich wohlthätiger, traumloser Schlaf einstellte: Elslein war gerettet.

Und der Vierklee? Ja, der stand frisch und stolz im Glase mit den übrigen Blumen des Feldes. Er war es ja, dessen sich der liebe Gott bedient hatte, um das Leben des Kindes zu erhalten! Wenn es ihn, den Vierklee, nicht mit abgepflückt und festgehalten hätte — wer weiß? wer weiß?

Auflösung des Vexierrätsels von Seite 107.



Im Schattenrisse sehet ihr
Ganz deutlich die drei Tiere hier,
Die vorne bei den drei Figuren
Nur kenntlich sind in leichten Spuren.
Und wollt ihr auch die Ähnlichkeit
Entdecken, welche fernerweit

Bestehet zwischen Mensch und Tier,
Müßt auf die Füße sehen ihr:
Der **Schmetterling** auf **sechsen** ruht,
Die Dame vorn dasselbe thut;
Mit **vieren** ist der **Hund** versehn;
Der **Hahn**, der kann auf **zweien** stehn.

Vom unfolgsamen Alexander und seinem Vöglein Schmettergold.

Eine Nachlese zu der Preisaufgabe aus dem vorigen Kalender.

Da der Kalendermann zu seinem großen Bedauern die Idee, welche er mit „Alexander und Schmettergold" vorhatte, nicht ausführen konnte, weil er mit dem 87er Sommerheft nicht fertig wurde, so will und muß er das bereits zusammengestellt gewesene Material bis zu irgend einer passenden Gelegenheit liegen lassen. Als Abschlagszahlung bringt er hier nur 1) den mit dem ersten Preis gekrönten Aufsatz und 2) eine Blumenlese sonstiger — netter und drolliger — Aufsätze und Wendungen.

I.

Armin Kroder, Hof, Auguststr. 196.

Alexander, der Sohn einer wohlhabenden Witwe, war stets ein heiterer und munterer Knabe; aber heute war er fröhlicher als sonst; es war ja der 17. Mai, und dieses war sein Geburtstag. Schon lange hatte er sich darauf gefreut, denn er wußte gewiß, daß ihm seine Mutter etwas Überraschendes bescheren werde. Alexander erhielt allerlei recht schöne Geschenke: Bücher, Hefte, eine Sparbüchse, verschiedene Spielsachen und Leckereien. Am meisten aber freute er sich über einen gar lieblichen, goldgelben Kanarienvogel, denn einen solchen zu besitzen war schon längst sein Wunsch gewesen. Alexander war hocherfreut und nannte den Vogel, sowohl seiner Stimme, als auch seiner schönen Farbe wegen, „Schmettergold". „Aber Alexander," sprach die Mutter, „willst du denn auch dein Vöglein gut pflegen?" „O gewiß, Mütterchen," sagte der Knabe, „ich werde ihm alle Tage frisches Wasser und Futter geben und recht schön mit ihm spielen." „Spielen?" erwiderte die Mutter, „weißt du denn nicht, Alexander, daß die Vöglein nur gedeihen, wenn man sie ungestört läßt?" Und sie ermahnte den Knaben, Schmettergold hübsch in Ruhe zu lassen und nicht zu necken. Alexander dankte der Mutter in herzlicher Weise und versprach, immer gehorsam, brav und fleißig zu sein. —

Oft stand nun Alexander vor dem Bauer des niedlichen Tierchens, das sich bald heimisch fühlte und dem Knaben öfters ein Stückchen Zucker aus der Hand pickte. Früh und spät schmetterte es seine goldenen Melodieen. Da regte sich in Alexander die Lust, Schmettergold genauer zu betrachten. Es war in der stillen Mittagsstunde. Die Mutter saß in einem Sessel und las in einem Buch. Durch das geöffnete Fenster strömte würziger Blütenduft durch das Fenster ins Zimmer.

Leise öffnete Alexander das Thürlein des Häuschens, um Schmettergold ein wenig zu streicheln.

Aber — o weh! ehe er sichs versah, war das Vöglein aus dem Bauer und flog mit freudigem Gezwitscher dem Fenster zu. Alexander stürzte entsetzt dem Flüchtlinge nach, — aber zu spät! — Dieser saß schon auf einem Baum im Garten und freute sich nicht wenig über die erlangte Freiheit. Was half es nun, daß Alexander laut weinte und die Mutter ihn wegen seines Ungehorsams ernstlich tadelte. Das Vöglein war fort und wie zum Hohne klang sein Singen zum Fenster herein.

Mizi, des Nachbars Hauskatze, lag eben am Gartenzaune und spielte im warmen Sonnenstrahle, als Schmettergold aus dem Fenster flog und sich in den Zweigen eines Birnbaums niederließ. Begierig schaute die Naschhafte nach dem gelben Vögelein und meinte, so ein leckerer Bissen könne nicht schaden.

Ohne sich lange zu besinnen, spitzte sie ihre Krallen, um das Vöglein zu erhaschen. Bereits war sie den halben Baum hinaufgeklettert, als Alexander in den Garten gestürzt kam. Er wollte sehen, ob es ihm nicht gelingen möchte, Schmettergold zu fangen. Wie erschrak er aber, als er die Katze auf dem Baum und Schmettergold in so großer Gefahr erblickte!

Da er sehr gut klettern konnte, so war er bald dicht hinter der Katze. Diese aber drehte sich um und schlug ihm die scharfen Krallen ins Gesicht.

Vor Schrecken und an der Stirne blutend fiel Alexander vom Baume und schrie laut um Hilfe. Die Mutter hörte das Rufen und eilte besorgt in den Garten, brachte den zitternden Knaben zu Bette und verband ihm die Stirne mit einer kühlenden Salbe. Schmettergold aber flog von Baum zu Baum in den nahen Hain.

Alexander lag bereits seit drei Tagen im Bette und litt viele Schmerzen an seiner Stirne; auch seinen linken Arm hatte er sich beim Sturze verrenkt. O! wie bereute er seinen Ungehorsam, aber — die Reue kommt stets zu spät! Die Mutter pflegte ihn mit

großer Sorge und ermahnte ihn oftmals, in Zukunft stets gehorsam zu sein. Da klopfte es an die Thüre und ein Knabe trat herein, dessen Kleidung die größte Armut verriet. Er war barfuß und ohne Mütze und seine Hosen waren an den Knieen ganz zerrissen. In der Hand aber trug er ein gelbes Vögelein, — es war Schmettergold, das er im Haine gefangen hatte. Von einem Kameraden Alexanders hatte er erfahren, daß diesem ein Kanarienvogel entflohen sei, und brachte ihn deshalb wieder zurück. Die Mutter gab dem Knaben ein blankes Geldstück aus Alexanders Sparbüchse.

Dann that sie Schmettergold in das Häuschen und brachte es dem Knaben an das Bett. Welcher Jubel! Alexander richtete sich im Bette auf und konnte sich an dem wiedergefundenen Vogel gar nicht satt sehen.

Die Mutter mußte ihm auf seine Bitte das Bauer mit dem Vöglein an das Bett stellen. Schmettergold selbst befand sich wieder froh in seinem Häuschen und sang bald seine schönen Weisen zum Danke für die Liebe, die ihm gespendet wurde. Alexander aber ertrug nun gerne alle Schmerzen und nach wenigen Tagen durfte er das Bett wieder verlassen. So oft er das Vöglein ansah, erinnerte er sich der guten Lehren seiner Mutter und seines Vorsatzes, denselben stets zu folgen. Er hat auch Wort gehalten.

II.

Verschiedenes.

A. v. K., Göttingen, Reinsgraben 1 a.

Es war ein Knabe der hieß Alexander der kriegte zu seinem Geburtstage einen Karnarien Vogel, den nannte er Schmettergold, er kriegte auch einen Vogelbauer dazu. Aber zu seinem Geburtstage aß er zuviel süßigkeiten, darum durfte er nicht zu seinen Freunden, indes wurde ihm sehr langweilig, und er beschloß das er mit Schmettergold spielen wollte, und er machte den Vogelbauer auf und Schmettergold war weg, und eine Katze hatte das gesehen und war Schmettergold nach geklettert und Alexander ebenfalls, so kletterte nun die ganze Gesellschaft hintereinander her. Aber die Katze auf einmal Lingsum kehrt, und Alexander viel auf die Erde. Die Mutter die das auch schon gesehen hatte, kam auch schon, und hob den Unfolgsamen Alexander auf. Aber der Schreck war ihm so in die Glieder gefahren das er im Bett liegen muste, und er sah dazu so leichenblass aus. Nach wenigen Tagen kam ein Knabe der hatte den Vogel gefunden. Nach Zeiten wurde Alexander bald wieder gesund, und er lebte mit Schmettergold fergnügt weiter, aber er aß nicht wieder zuviel Süßigkeiten.

* * *

A. B., Pr.-Moresnet, Jahnsmühle 50.

Geburtstag Alexanders war,
Er ging grad ein in's neunte Jahr
Und hatte sich schon lang gefreut,
Was Mutter ihm wohl schenke heut.
So trat er in die Stube ein
Und unter neuner Kerzen Schein
Fand er dort, ohne lang zu suchen,
'Nen großen schönen Honigkuchen.
Auch eine Sparbüchs' voller Geld
Dem Alex ungemein gefällt;
Der Kuchen war so braun und frisch,
Doch was stand da denn auf dem Tisch?
Es schloß ein grüner Käfig ein
Ein nettes gelbes Vögelein.
Alex will kaum den Augen traun,
So schön ist alles anzuschaun,
Und er sagt zu der Mutter sein:
„Ich dank dir für das Vögelein;
Und weil es singt so schön und hold.
Will ich es nennen Schmettergold."
Die gute Mutter aber sprach:
„Folg' hübsch du meinen Worten nach
Und öffne nicht das Thürlein dort,
Sonst ist der Vogel bald dir fort."
Drauf Alex: „Nein, das thu ich nicht."
Und mit dem fröhlichsten Gesicht
Sah er das liebe Tierchen an
Und hatte seine Freude dran.
Doch eines Tags die Mutter saß
Am Fenster, wo sie eifrig las,
Doch Alex hatte unterdessen
Der guten Mutter Wort vergessen.
Er denkt, ich muß doch einmal sehen
Wie wird das Thürchen offen gehen.
Er zieht und zerrt und hat's vollbracht
Und hat das Gitter aufgemacht.
Ja hätt er's nun schnell wieder zu
Denn ach, das Vöglein fliegt im Nu
Wohl leichtbeschwinget froh hinaus
Aus seinem engen Gitterhaus.
Er setzt sich nun auf die Gardine,
Als Alexander machte Miene,
Um es zu fangen, plumps ein Schrei,
Er fällt, doch Schmettergold ist frei.
Der Alex weinte bitterlich,

Allein er dachte doch bei sich,
Hätt' ich gehorchet der Mama,
So wär auch noch mein Vöglein da.
Im Hause auch ein Kätzchen war
Mit weißem, zartem Seidenhaar.
Das hatte schon mit vielen Streichen
Versucht den Vogel zu erreichen.
Als dieser nun im Garten kaum
Geflogen war auf einen Baum,
Eilt Kätzchen hin im raschen Lauf
Und klettert schon den Baum hinauf.
Der Alex hatte dies gesehn,
Drum blieb er nicht mehr müßig stehn.
Er klettert schnell dem Kätzlein nach,
Allein, da half kein Weh und Ach,
Das Mietzchen, es versteht nicht Spaß,
Zerkratzt ihm blutig Mund und Nas
Und Alex fällt durchaus nicht munter
Pardauz vom Baum in's Gras hinunter.
Nun schreit und weint er um so mehr,
Die Mutter kommet schnell daher,
Und Alex wurde jetzt verbunden
Und ganz mit Tüchern fest umwunden.
Er kam dann in das Bett hinein
Und litt viel Schmerzen und viel Pein.
Die Mutter aber zu ihm spricht:
„Warum hast du gehorcht mir nicht,
So geht es allen denen, solchen,
Die Mutters Worte nicht befolgen."
Nun sah der Alex alles ein,
Von jetzt ab will ich artig sein,
So sprach er weinend zur Mama.
Es klopft, doch wer meint ihr war da?
Des Nachbars Josef tritt herein:
„Soll das nicht Alex Vöglein sein?
Es ist zu uns in's Haus gegangen,
Da hab ich schnell es eingefangen."
Und wirklich hielt er in der Hand
Das Tier, dem Alex wohlbekannt.
Das Vögelein, so nett und hold,
Das fortgeflogne Schmettergold.
Und Mutter schenkt mit frohem Blick
Dem Josef schnell ein Silberstück.
Drauf dieser sagt: „Ich danke schön,
Doch jetzt muß ich nach Hause gehn."
Wie war der Alex frohentzückt,
Als er sein Vögelchen erblickt.
Er fühlte Schmerzen nicht und Pein
Und sagte zu der Mutter sein:
„Stets werd ich nun gehorchen schnell;
Da nun das Vöglein ist zur Stell,
So ist es mir nun doppelt lieb."
Und er hielt Wort: noch lang verblieb
Der Vogel frisch, gesund und hold,
Das war Alex und Schmettergold.

* * *

E. M., Elbing, Spieringstr. 30.

Vom unfolgsamen Alexander und seinem Vöglein Schmettergold.

In einer schönen großen Stadt,
die viele, viele Märkte hat,
darunter einen Markt für Vögel,
wohnt Alexander; in der Regel
viel Kinder dort zu Markte gehn,
um sich die Vöglein zu besehn.
Als Alex hier spazieren ging,
Da sah er so ein gelbes Ding,
das in dem Käfig hüpft' und sprang
und wunderschön dabei auch sang.
Wie that er vor Begierde brennen,
den gelben Vogel sein zu nennen.
Er bat darum die Großmama:
„Ach schenk mir doch den Vogel da."
Und sich, an seinem Wiegenfest
die Großmama ihn rufen läßt
und übergiebt das Vögelein
der Pfleg' und treuen Obhut sein.
Da Alex gern es rufen wollt'
tauft' er das Tierchen „Schmettergold".
Als einst die Großmama ging aus,
sprach sie: „Laß nicht den Vogel raus."
Gehorchte aber Alexander?
Verdrießlich vor dem Käfig stand er
und meinte, daß es grausam sei,
den Vogel, der so gerne frei
die kleinen Flügel möcht' entfalten,
gefangen stets hier festzuhalten.
Er öffnet schnell des Käfigs Thür,
und es entflieht das kleine Tier.
Gar sehr erschreckt war Alexander,
und spornstreichs nach dem Vogel rannt er.
Doch fiel er hin in seiner Eile
und schlug sich eine große Beule.
Der Vogel aber freut sich sehr,
daß er nicht war im Käfig mehr.
Er fliegt auf einen Baum im Garten
und that auf 'nen Genossen warten.
Und den bekam er auch sehr bald;
jedoch in anderer Gestalt,
als wie er erst sich wünschen thät
und gern zu seinem Freunde hätt!
Der Kater ging spazieren nämlich,
sah Schmettergold und, gar nicht dämlich,
er leise zu dem Vogel schlich.
Der aber dachte so bei sich:
Das Tier ist zwar recht sonderbar,

doch krümmt es mir gewiß kein Haar,
und blieb darum ganz ruhig sitzen.
Des Katers Augen glühn und blitzen.
Er klettert schnell den Ast hinauf,
wo schaukelnd saß der Vogel drauf.
Und schon ganz nah beim Vogel stand er —
da aber kam der Alexander.
Er klettert nach dem Kater schnell,
um derb zu gerben ihm das Fell.
Jedoch das Biest, ganz wutentbrannt
krallt Alexander in die Hand,
so daß er rücklings runterfällt,
und sein Geschrei vom Boden gellt.
Der Vogel aber, sehr erschrocken,
bleibt auf dem Baum nicht länger hocken,
er fliegt husch, husch zum nahen Wald
und macht zum zweitenmale Halt.
Des Abends fiel der kühle Thau,
auch weht' der Wind so kalt und rauh;
nach Hause sehnt' sich Schmettergold,
doch als er sich erheben wollt',
da fiel er nieder auf die Erde,
der Abendthau macht' ihm Beschwerde.
Ein Junge suchte Beeren hier,
der fand das müde, nasse Tier.
Er nahm es mit sich in die Stadt,
weil er dort seine Wohnung hat.
Da las er in dem Zeitungsblatt,
daß Jemand angezeiget hat:
„Mir ist ein Vogel heut entfloh'n,
Wer mir ihn bringt, kriegt großen Lohn."
Da merkt' der arme Junge bald,
wen er gefangen hatt' im Wald.
Die Straß' und Nummer war dabei,
das Finden keine Hexerei.
Gleich ging er hin zu Alexander,
doch diesen in dem Bette fand er.
Er hat beim Fall verrenkt das Bein
und litt viel Schmerzen und viel Pein.
Doch als er seinen Vogel sah,
da rief er gleich: hurrah! hurrah!
und ward gesund zur selben Stund,
so sehr erfreute ihn der Fund.
Der Knabe kriegte die Belohnung
und ging vergnügt in seine Wohnung.
Doch Alex merkte sich die Lehr'
und war nicht ungehorsam mehr.

* * *

F. v. W., Darmstadt, Promenade 65.

Alexander war krank, an einen starken Katarr, und zwar hatte er sich ihn durch seine eigene Unfolgsamkeit zugezogen. Er war nämlich, an einem Tage, als es sehr stark geregnet hatte, zum Vergnügen in den tiefsten Pfützen herumgelaufen, was ihm seine Mutter verboten hatte. Und da er sehr kränklich war, so hatte er sich gleich erkältet. Eines Morgens, als seine Mutter an seinem Bette saß, klopfte es leise an die Thür, und als seine Mutter öffnete, trat ein kleiner zerlumpter Knabe herein, und sagte, er wollte ihr einen Kanarienvogel den er mit rein gebracht hatte, verkaufen. Die Mutter kaufte ihn, und gab dem Jungen ein Markstück. Und dann frug sie A. ob er ihn nicht Schmettergold nennen wollte, und weil ihm der Name gefiel, nannte er ihn so. Als sie ihn an sein Bett gebracht, und hingestellt hatte, sagte sie ihm auch noch daß er ja nicht den Käfig öffnen sollte. — Alexander war zum ersten Mal aufgestanden, und weil er so verwöhnt war, bekam er einen Kuchen, mit neun Lichtern verziert, ein Buch und eine sehr niedliche Sparbüchse, und der Käfig mit dem Vogel wurde auch noch dazu gestellt. Und die Mutter sagte ihm nochmals, er solle sich nie einfallen lassen, den Käfig zu öffnen. Dann setzte sie sich an das Fenster und laß. Da gelüstete es A. den Käfig zu öffnen; endlich gewann die Versuchung die Oberhand, und er öffnete den Käfig und der Vogel pflog fort zum Fenster hinaus in den Garten, auf einen hohen Baum. A. wollte nach, stolperte über ein Kissen und fiel auf die Nase, worüber er mörderlich schrie. In dem Garten unter dem Baume aber saß die Katze und lauerte auf den Vogel. Da kam A. dazu, aber in derselben Minute kletterte die Katze schnell auf den Baum. A. kletterte ihr nach, die Katze aber, zerkratzte ihm übel das Gesicht. Da ließ er vor Schmerzen loß und fiel vom Baum, und daß that ihm sehr wehe, und obendrein bekam er noch Schelte von seiner Mutter, die eben dazu kam. Und der Vogel pflog fort, und er bekam keine Feder davon.

* * *

E. F., Pyritz, Marktstr. 3.

Alexander, das Geburtstagskind.

Alexander war gesund und frisch,
Die Mutter schmückt den Geburtstagtisch.
Ein Vogelbauer und viele Gaben,
Daran sollst du Lieb und Freude haben.
Als sie sich nun kaum gewand
Da öffnet er mit leiser Hand.
Und husch war es in einem Nu,
Er flog des Baumes aste zu.
Alexander ging im geschwinden Lauf

Er stolpert hin und hebt sich auf.
Die Katze lauscht und klettert schon
Das Vöglein fliegt jetzt auch davon.
Alexander an dem Baume steht
Die Katze sich jetzt umgedreht.
Haut sie ihm ins Gesicht und fällt
Eine große Wunde er erhält.
Und darauf folgt ein groß Geschrei,
Die Mutter eilte gleich herbei.
Sie legt ihn ins Bett geschwind
Den Kopf mit einem Tuch verbind
Zur Arzenei der Junge geht,
Die Mutter ihrem Sohne pflegt.
Er jetzt im Bette aufrecht sitzt,
Und freundlich zu der Mutter spricht:
Den Vogelbauer in der Hand hält fest
Alexander nun das Bett verläßt.
Nun steht er wieder auf dem Tisch,
Alexander ist gesund und frisch.
Der Name F—m— ist bekannt,
Ernst, Paul, Richard werde ich genannt.
u. s. w.

* * *

M. L., Diethardt bei Nastätten.

1. Mein lieber Freund Kalendermann,
Hier schick ich, was ich machen kann.
Es ist ganz schlecht, ich weiß es wohl,
Doch Du bist ja sehr nachsichtsvoll.

2. Der Jahre bin ich 15 alt,
Auch werd ich konfirmieret bald
Und diesen Herbst, dann komm' ich schon
Nach Hilden fort in die Pension.

3. Ich bin schon aus der Schule raus,
Doch lern ich beim Papa zu Haus,
Französisch, Englisch und Geschichte,
Und Sonntags mach ich Dir Gedichte.

4. Geboren bin ich einundsiebzig,
Als die Franzosen kämpften hitzig,
Da im April, da brachte horch
Auf einmal mich der Klapperstorch.

5. Ich machte das Gedicht allein,
Dessen kannst du sicher sein,
So nimm nun noch einen herzlichen Gruß
Von mir zum Schluß.

Vom unfolgsamen Alexander und seinem Vöglein Schmettergold.

1. Ich bin kein Schiller und kein Goethe,
Und krieg auch keinen Preis, ich wette,
Will aber doch das Durcheinander
Beschreiben gern von Alexander.

2. Der Kleine hat Geburtstag heut,
Seht, wie die Mutter ihn erfreut.
Ein hübsches Vöglein Schmettergold,
Das hat er schon so lang gewollt.

3. Auch eine Sparbüchs voller Geld
Hat ihm die Mutter hingestellt.
Sie sagt, wenn Du stets folgsam, fleißig,
Dann mit dir nach Berlin mal reis ich.

4. Den Kaiser Wilhelm siehst du dann;
Auch gehn wir zum Kalendermann.
Dein Wunsch war es ja lange schon,
Doch ist es nur des Fleißes Lohn.

5. Neun Jahr wird Alexander alt,
Denn das beweist der Kuchen bald
Auf dem neun helle Lichtlein brennen
Die können seine Jahrszahl nennen.

6. Die Mutter sitzt im Sessel nun,
Beim Lesen etwas auszuruhn.
Kaum sieht's der böse kleine Bube,
Da schleicht er schnell sich aus der Stube.

7. Mit einem Stöckchen tritt er ein
Und zerrt damit sein Vögelein,
Er klopft am Käfig, nimmt den Zucker;
Stör nicht das Tierchen, ruft die Mutter.

8. Doch Alexander hört nicht drauf,
Er macht sogar das Thürchen auf;
Das Vöglein fühlt sich frank und frei,
Schnell fliegt es an der Wand vorbei.

9. Die Mutter fährt erschreckt empor
Giebt Alexander eins ums Ohr
Spricht Alex, Alex, böser Bube,
Wie toll rennt er jetzt durch die Stube

10. Die Stühle stolpert er fast um,
Beinah verliert die Schuh er drum,
Auch die Mama setzt hinterdrein,
Jetzt fliegt das Tier ans Fensterlein.

11. Es sieht den offnen Fensterflügel,
Fliegt schnell hinaus auf einen Hügel,
Dort sitzt's auf einem Baume nun,
Um da ein wenig auszuruhn.

12. Und Blanka sieht's, die weiße Katze.
Schnell folgt sie, springt mit einem Satze
Den schönen grünen Baum hinauf,
Das Vöglein sitzet oben drauf.

13. Der Alex läuft, was er nur kann,
Zuerst zu fangen Blanka dann,
Damit sie nicht erhaschen sollt'
Sein schönes Vöglein Schmettergold.

14. Er klettert auf dem Baum herauf,
Die Katze sitzet mittendrauf.
Der Alex schlägt nun nach der Katze,
Und die verletzt ihn mit der Tatze.

15. Vom Baum fällt er nun noch herunter
Mit blut'gem Kopfe liegt er drunter
Da kommt Mama, staunt, starrt und fragt,
Was hast du denn am Kopf gemacht?

16. Sie trägt ihn schnell heim in sein Bett,
Verbindet ihm den Kopf ganz nett,
Wo ihn die Katz' so hat entstellt;
Und Alex bald sein Schläfchen hält.

17. Als er kaum eingeschlafen war,
Da kommt zur Stubenthüre gar
Ein kleiner Bettelknabe rein,
Trägt in der Hand das Vögelein.

18. Er sagt: ich fing das Vögelein
Auf einem Baume ganz allein,
Ich hört im Dorf, es sei dem Knaben,
Der sollte es verloren haben.

19. Er übergiebt das Tier Mama,
Die sagt zu ihm: bleib einmal da,
Ich geb Dir gleich etwas zum Lohne
Das schenkt ich gestern meinem Sohne.

20. Sie kommt und in der Hand sie hält
Des Alex' Sparbüchs voller Geld,
Daraus nimmt sie das größte Stück
Womit sie's Bettelkind beglückt.

21. Als Alex wach geworden war,
Den Käfig reicht Mama ihm dar,
Groß war die Freude, das Entzücken
Sein Vöglein wieder zu erblicken.

22. Die Mutter sagt: das Geld von dir
Hat's Bettelkind erhalten hier.
Zur Straf' ich nun nicht reisen kann
Mit dir zu dem Kalendermann.

23. Das merkt euch, liebe Kinderlein,
Denkt stets, wir wollen folgsam sein,
Denn sonst könnt' es auch euch mal gehn
Wie ihr bei Alex habt gesehn.

* * *

K. B., Bern, Schauplatzgasse 23.
Man sieht sogleich in dem Gemisch
Zuvoderst ein gedeckter Tisch.
Auf dem neun Kerzen prangen hold,
Nebst einem Vöglein „Schmettergold"
Und einer Sparbüchs' noch, pardauz,
Ein Buch und einem Blumenstrauß.
Ein Knabe ist auf diesem Bild,
Und eine Mutter gar so mild,
Die ihn beschenkt mit diesen Sachen,
Und an dem Käfig nichts zu machen,
Sie alles Ernstes ihn ermahnt; —
Doch zeigen sich die Folgen bald.
Denn kaum setzt sich die Mutter hin,
Kommt's Alexander in den Sinn,
Den „Schmettergold", sein Vögelein,
Mit Zuckerbros'men zu erfreu'n.
Doch wie geöffnet ist der Bauer,
Ist schon das Vöglein auf der Lauer;
Es fliegt dem offnen Fenster zu.
Der Knabe eilt ihm nach im Nu.
Doch, welch' Malheur! — ein Schemel ist
Die Schuld, daß er den Boden küßt. —
Indessen „Schmettergold" voll Freude
Zum nächsten Baum enteilt behende,
Schleicht Meister Kater ganz gemach
Zum Baum heran, dem Vogel nach.
Der Alexander wird gewahr,
Daß „Schmettergolde" droh' Gefahr;
Er eilt herzu in vollem Lauf,
Die Katze aber springt hinauf.
Ihr nachzuklettern steht sein Sinn,
Doch gleich begrenzt ist sein Beginn.
Die Katze duldet nicht sein Klettern;
Sie kehrt sich um, mit ihm zu wettern;
Sie will sich rächen an dem Armen,
Ergreift ihn unsanft an den Haaren,
Zerkratzt ihm Wangen, Stirn' und Nasen,
Daß er zurück fällt auf den Rasen.
Er schreit; die Mutter läuft herbei,
Zu schauen, was geschehen sei. —
Der Unfall rührt das Mutterherz,
Sie pflegt ihn sanft in seinem Schmerz
Und bettet ihn in weiche Kissen,
Um seine Leiden zu versüßen;
Legt Pflaster auf, daß schneller heile,
Die Wunden all', in kürz'ster Weile. —
Derweil ein Knabe kommt gegangen,
Der „Schmettergold" hat eingefangen,
Und bringt ihn nun der Frau geschwind,
Die so besorgt ist um ihr Kind.
Dafür bekommt der brave Knabe
Ein Teil von Alexanders Habe;
Das freut den armen Knaben sehr,
Und Alexander reut's vielmehr,
Daß er sein Sparbüchslein sollt' teilen;
Doch „Schmettergold" ist nun sein eigen.
Die Mutter bringt zum Bette hin
Den Käfig mit dem Insaß drin;
Wie groß die Freud' des Knaben ist,
Zeigt dieses Bild gar deutlich, frisch.
Das „Schmettergold" nicht wird gefressen
Vom Kater, und, um zu vergessen
Das Unheil, daß ihm ist geschehen,
Läßt vor ihm sie den Käfig stehn.

* * *

E. K., Troppau, Töpfergasse 3.

Vom Knaben, der nicht wollte,
Wie jeder brave Junge sollte.

Der unfolgsame Alexander
hat heut Geburtstag wie Ihr seht,
viel Schönes für ihn beieinander
auf einem Tische vor ihm steht;
der Kuchen mit den vielen Kerzen,
die Sparbüchs' und der Blumenstrauß;
die größte Freude seinem Herzen
macht doch der Vogel in dem Haus.
Doch ernst die Mutter zu ihm spricht:
„Kind öffne das Gebauer nicht!"
Die Mutter setzte sich und las,
auf alles andre sie vergaß.
Das Kind stand hinter ihrem Rücken
und lauscht dem Vöglein mit Entzücken,
nur eines hat es sehr verdrossen,
denn das Gebauer war verschlossen.
Dieses gab ihm keine Ruh,
und es blieb nicht lange zu.
Leise öffnet er das Haus,
husch! der Vogel flog heraus.
Auf sein klägliches Geschrei
kam die Mutter schnell herbei;
den Vogel wollte sie erlangen,
doch er ließ sich garnicht fangen.
Als sie ihn erblicket kaum,
saß er im Garten auf einem Baum.
Wie er von dort ließ sein Liedchen erschallen,
war der Knabe über den Schemel gefallen.
Einstweilen wollte sich zum Naschen
den Vogel eine Katze haschen.
Da kam Alexander im schnellen Lauf
und klettert ihr nach den Baum hinauf.
Den Vogel bekam sie nun freilich nicht,
dafür zerkratzt sie des Knaben Gesicht,
als dieser sich ihr nähert kaum.
Da fiel Alexander herunter vom Baum.
Dabei verstaucht er sich den Fuß
und liegt im Bett dann voll Verdruß.
Und immer vermehrt sich in ihm die Trauer,
wenn er erblickt das leere Gebauer.
Doch als vergangen war einige Zeit,
da ward er von seiner Betrübnis befreit.
Ein armer Bub fing den Vogel sacht
und hat ihn zu Alexander gebracht.
Und für die Mühe erhält
aus Alexanders Sparbüchs er Geld.
Der aber merkte sich die Lehr
und war nicht ungehorsam mehr.

* * *

Begleitbrief
zu einem Preisaufsatz.

Verehrter Herr Kalendermann!
Hört, was ich Euch berichte:
Zwei meiner Schwestern kommen an:
Hier hast du die Geschichte
Vom Alexander, der nicht wollt',
Was seine Mutter wollte,
Und der sein Vöglein Schmettergold
Dadurch verlieren sollte,
Bis endlich er, mit Schmerz und Scham,
Daß thöricht er gewesen,
Das Vöglein wiederum bekam
Und dann als er genesen,
Sich daran eine Lehre nahm;
Das steht darin zu lesen.
Wir haben selber es erdacht
Und alles ganz allein gemacht,
Geholfen hat uns niemand dran!
Nun schick' sie dem Kalendermann!
So bat das kleine Schwesternpaar;
Doch weil der Bruder eilig war,
— Verreisen mußte er indessen —
So hat er's beinah ganz vergessen.
Nun findet er in jener Stadt,
Wo Wohnung er genommen hat,
Die Blätter in dem Bücherpult,
Die mahnen ihn an seine Schuld.

Nun, lieber Herr Kalendermann,
Nehmt die Geschichten freundlich an!
Vielleicht, daß Ihr der beiden Fleiß
Belohnt durch einen schönen Preis.
Ich hoffe, daß durchaus nichts fehlt,
Was der Kalender aufgezählt.
Mit Spannung sehn deswegen
Dem Urteil wir entgegen.

Und wären meine Schwestern hier,
Sie sagten: „Viele Grüße dir!"
Doch bin ich leider hier allein,
Drum tret' ich für die Beiden ein.
Und nenne mich ganz schüchtern
Als einer von den Dichtern
Des kleinen Städtchens Schlüchtern.

Ich bin und bleib', hochachtungsvoll
Ihr
A—d M—r, cand. theol.

* * *

Was sich die Kinder wünschen, d. h. was sie mit den erhofften Preisen anzufangen gedenken, in welcher Form sie sich ihn wünschen, in welcher Weise sie diese Hoffnungen und Wünsche ausdrücken und begründen — alles das ist zwar etwas nur äußerlich mit unserer

Aufgabe Zusammenhängendes, hat aber den Kalendermann und das Preisgericht so interessiert, daß ich es noch nachträglich nicht übers Herz bringen kann, diese hübschen Einblicke in das Denken und Fühlen der jungen Welt meinem Leserkreise vorzuenthalten.

F. L., Treuenbrietzen, Berl. Vorst. 18.

„Sei doch so gut und wähle solche (die Bücher) allein, denn du mußt als Kinderfreund doch besser wissen als ich, welche Bücher für Kinder gut sind.“

A. W., Berlin, Brunnenstr. 150.

„. . . . . in baarem Gelde da doch im nächsten März wenn ich gesund bleibe, meine Konfirmation stattfindet und man zu derselben immer Geld verwenden kann.“

L. H., Nürnberg, Hintere Backschlagergasse 19.

„Ich habe zwar in solchen Dingen nicht viel Glück, aber man probiert es deßwegen doch immer wieder. Bekomme ich etwas, so wären schon Wünsche zu befriedigen wie z. B. ein neuer Federkasten, denn der andere ist nach dritthalbjährigem Dienste ziemlich alterschwach. Bekomme ich nichts, so wäre dies auch nicht das erste Mal.“

M. B., Stadtoldendorf.

„Du mußt aber nicht denken, daß ich aus Geiz das Geld fordere. Ich will es nämlich nicht für mich haben, sondern es meiner Schwester schenken, welche in den Johannisferien eine Erholungsreise in die Schweiz machen will, und du weißt doch, daß man zu solch einer Reise viel Geld haben muß.“

A. U., Mitau.

„. . . . so schicke mir weder das Geld noch ein Buch, sondern gieb das Geld einer armen deutschen Familie, und sollte man fragen, von wem? so sage bitte: von einem der gern alles was er hat braven Deutschen geben möchte. Na, ich spreche so viel und bekomme doch keinen Preis.“

A. C., Berlin, Wartenburgstr. 14.

„. . . . . so bitte ich um Geld, denn ich spare, damit mir Mama ein Clavier kaufen kann.“

A. K., Schwäb. Gmünd.

„Sollte ich ja was gewinnen, dann kannst Du mir schicken was Du willst.“

A. L., Frankfurt a. M., Mainzer Landstraße 127.

„Wenn ich einen Preiß bekomme was ich aber bezweifele aber wenn dann bitte halb und halb.“

E. K., Potsdam.

„Sollte ich vielleicht einen Preis bekommen, so möchte ich ihn gern halb in Büchern, halb in Geld haben.“

M. U., Neuhaldensleben.

„Da ich gern eine Induktions-Maschine haben möchte, bin ich nicht abgeneigt, einen Preis zu erhalten, besonders den ersten.“

B. J., Danzig.

„Zwar glaube ich kaum, daß ich einen Preis erringen werde trotz meines großen Bemühens, doch würde ich mich sehr freuen, wenn es der Fall wäre und ich so meine Sparbüchse ein wenig bereichern könnte, die um Weihnachten immer das Geld zu kleinen Geschenken und Arbeiten für Eltern und Geschwister hergeben muß und nicht besonders zunimmt.“

G. M., Naundorf.

„Ich habe mir das Vergnügen gemacht es in Ordnung zu bringen nicht deswegen daß ich den Preis erringen will jedoch wenn er mir zukommt bitte ich um das Geld.“

L. B., Alt-Moabit.

„Hoffentlich hat Dir der Preisaufsatz, welchen ich hier mit in das Couvert gelegt habe, sehr gut gefallen und wenn ich einen Preis gewönne, dann schick' ihn mir bitte in bares Geld meine Eltern haben es erlaubt ich habe schon 13,50 M. gespart und bekomme alle Monat 50 Pf. Taschengeld.“

Y. H., (meine alte Freundin Lotte), Landsberg a. W.

„Wenn es mir gelingen sollte was ich aber gar nicht zu hoffen wage, einen Preis zu erringen so bitte ich um Bücher, denn die Ehre gilt mir mehr als das Geld.“

* * *

Bei Gelegenheit von Schmettergold erzählen mir viele Kinder auch von ihren eigenen Vögelchen:

F. M., Berlin, Prinzenstr. 1.

„Ich habe auch einen solchen Vogel, einen Roller, welcher wunderschön singt, derselbe heißt aber nicht Schmettergold, sondern Mätzchen.“

M. v. B., Potsdam „an der Havel blauem Strande“, Alte Louisenstr. 17.

„. . . . Doch nun will ich Dir mal eine Geschichte erzählen, die wirklich wahr ist weil ich sie selbst erlebt habe. Wir hatten nämlich zwei Schmettergölder, die meinem lieben Bruder gehörten, der sie so zahm machte, daß als der eine fortgeflogen war, er die Nacht draußen zubrachte und dann des Morgens wiederkam, nachher wurden sie aber noch zahmer so daß

wir ruhig im Garten spazieren mit ihnen gehen konnten. Als wir dies ein paar Tage gemacht hatten kam so ein böser Nachkomme Trulls und fiel über einen her und mordete ihn, der andere flog, als er nicht mehr seinen Kameraden sah zum Fenster hinaus auf Nimmerwiedersehn so endet die schöne Geschichte, welche zuerst so famost angefangen hatte.“

* * *

Ein Rezept, entflohene Vögel wieder einzufangen, giebt **B. H.**, Malchin; sie schreibt nämlich:

„Ich habe auch einen kleinen, gelben Kanarienvogel, welcher mir viel Vergnügen macht und mir auch schon mal fortgeflogen ist, als ich mit meinem Hänschen, welcher im Bauer saß, an einem schönen Morgen auf dem Hofe spielte. Plötzlich sah ich, daß er aus seinem Bauer entwischt war, wie es gekommen ist, daß weiß ich nicht, da die Thür doch dicht zu war. Er flog gleich in den ersten besten Pflaumenbaum, der auf dem Hofe stand, dann auf den Schornstein; unterdeß hatte ich meine Eltern gerufen, welche auch gleich gekommen waren; sie hatten alle möglichen Versuchungen gemacht, aber er hüpfte weiter und immer weiter, und zuletzt war er ganz fort. Ich war recht traurig, denn ich dachte, wenn es nu Winter würde und er müßte verhungern. Als ich noch immer umher lief, um ihn wiederzusehn und zu greifen, kam er wieder in die Nähe unseres Hauses geflogen und setzte sich auf einen Steinhaufen, wollte sich aber immer noch nicht greifen lassen. Da fiel uns ein, ihn mit Wasser zu begießen, damit er nicht gut fortkommen kann, weil seine Flügel dann vom Wasser zu schwer würden. Und richtig, als wir dies gethan hatten, konnten wir ihn leicht bekommen. Da war meine Freude wieder groß. Lieber Kalendermann, Du kannst ja, wenn Du noch Platz hast, in Deinem nächsten Kalender dies Mittel abdrucken lassen, damit wenn anderen Kindern mal einer fortfliegt, sie es auch anwenden, denn das wäre doch schade, wenn das arme Vögelchen dann verhungern müßte.“

* * *

Auch als Freundschaftsstifter tritt Schmettergold auf; hört einmal darüber **G. L.**, Quisisana, Station Rekawinkel bei Wien:

„. . . . . Meine kleine Mitzi kenne ich erst seit diesem Winter, wir sahen uns zuerst bei einem Vergnügungsabend und schlossen schnell Freundschaft. Eigentlich bist Du, lieber Kalendermann, schuld, daß wir uns kennen lernten. Ja, wundre Dich nur, es ist wirklich so, und ich bin Dir deshalb zu großem Dank verpflichtet, denn nun habe ich eine rechte Herzensfreundin gefunden. Das war nämlich so: Eines Abends kam mein, jetzt verheiratheter Bruder aus dem Geschäft zurück und las mir die Auflösung der Mitzi M. vor. Mein Bruder wußte, daß ich eine Auflösung von Schmettergold gemacht hatte, hatte auch erfahren, daß Mitzi eine gemacht hatte und erbat sich diese von ihrer Schwester, die in unserm Geschäft ist, um sie mir vorzulesen. Ich war entzückt über die hübsche Auflösung und bat Papa, Mitzi zu dem nächsten Vergnügungsfest einzuladen, denn ich wollte sie kennen lernen. — Siehst Du wohl? Da warst nur Du schuld.“

* * *

Die „Ueberraschung für alle,“ welche der Km. mit ‚Alexander u. Schmettergold‘ vorhatte und die er auch im letzten Kalender in Aussicht stellte, mußte leider wegfallen, da der Km., teilweise auch wegen des Erdbebens mit all’ seinen Folgen weder Zeit noch Stimmung dazu hatte; einen Teil davon sollte die bildliche Darstellung einer großen Anzahl komischer — d. h. unfreiwillig-komischer — Ausdrücke und Wendungen ausmachen. Als Probe folgt hier wenigstens ein Blatt solcher Sachen, des Gegensatzes wegen (auch zur Orientierung für diejenigen Kinder, welche den 86er Kalender nicht haben) zugleich mit dem richtigen Original der Preisaufgabe.

Die komischen Sachen, die sich zur Illustrierung nett eigneten, sind also:

1. Eines Tages aber öffnete A. den Bauer.
2. Schmettergold flog schnell durch das Fenster, A. ihm nach.
3. Eines Tages brachte ein armer Knabe den Vogel wieder; er wurde nun gleich in den Käfig gesteckt und die Mutter stellte ihn vor A.’s Bett.
4. . . . . der Vogel aber flog weg. Nun wurde er ins Bett gesteckt . . . . .
5. Als A. eines Tages das Bauer offen ließ, flog der Vogel hinaus; dafür bekam er Schläge.
6. A. ließ den Käfig offen und da flog er weg.

So, Kinder — mit diesem dicken Strich nehmen wir vorläufig (oder vielleicht am besten für immer?) Abschied von Alexander und Schmettergold!





Herr Reymond besuchte eines Tages den Km., während letzterer bei seiner kurzen Anwesenheit in Berlin mit dem Aussuchen von Kinderbriefen beschäftigt war, und sagte dem Km., daß ihm immer noch kein Thema zu dem Gedichte eingefallen, welches er für den 88er Kalender machen sollte. Nachdem der Km. sich eine Weile mit Herrn R. besonnen und besprochen hatte, nahm ersterer eine Anzahl Kinderbriefe, welche er mit „Ritter und Burgen" überschrieben hatte, reichte sie Herrn R. hin und frug denselben. ob ihm nicht vielleicht diese Briefe zu einer Idee für das Gedicht verhelfen könnten. Herr R. meinte, das sei wohl möglich, er wolle es sich einmal überlegen und die Briefe mit nach Hause nehmen und dort lesen. Das that er denn auch. Und denkt! schon nach kurzer Zeit überbrachte er dem Km. ein wunderhübsches Gedicht, fix und fertig war's und entstanden aus der Lektüre der mitgenommenen Briefe. Natürlich war die Beziehung zu dem Stoffe, welchen Herr R. schließlich daraus machte, hie und da eine ziemlich weite; aber es genügte ja, daß Herr R. eben nach der betreffenden Richtung hin angeregt wurde. Anstatt in der Plauderecke möge nun ein Teil jener Kinderbriefe (gerade so viel, wie noch auf die Seite hier gehn) an der Spitze dieses Reymond'schen Gedichtes zum Abdruck kommen. Es sei dies der Dank des Km.'s für den Hinweis auf den „Raubritter".

[Gertrud W.s., Dresden, Quer-Allee 6.]

Die Ritter.

1. Auf Burgen so hoch und fest
Hausten einst gar mächtig die Ritter
Wie von einem hohen Felsennest
Umgeben vom mächtigen Gitter.

2. Am Morgen zogen sie aus auf Raub
U. kamen erst spät wieder heim mit den Leuten
Und brachten, verborgen in dunkles Laub
Gar Kisten mit herrlichen Beuten.

3. Dann zechten sie ohne Sorgen
Bis in die späte Nacht,
Bis wieder an dem Morgen
Die Sonne ruft zur Wacht.

4. So treiben sie's alle Tage
U. haben im Rauben kein End',
Bis einst im Zechgelage
Man sie töten wird behend!

5. Dies ist das Lied der Ritter
Die einst in unserm Lande hausten
U. von ihrem hohen Felsengitter
Bei jedermann gar gräßlich mausten.

* * *

[Eduard v. L.ng.nth.l, Buschhaus b. Ortrand.] Nächstes Jahr werde ich, kann ich was, Kadett in Potsdam oder Wahlstadt. Wäre ich dann in Potsdam, so könnte ich dich vielleicht einmal besuchen. Paul und ich haben heute gespielt, daß wir Lissabon belagert hätten. Den Kriegsplan stellte der Bekleidungsplan zu „Der Taubstumme wider Willen" vor.

* * *

[Konrad N..t.l, Andernach.] Andernach ist leider eine zwar schön aussehende, aber sehr schmutzige Stadt mit vielen Resten aus der Römerzeit. Es finden sich hier Mauern, sogar zwei Thore, auf einem derselben sind 2 Bäckerjungen eingemeißelt, deren Geschichte ich Dir erzählen will. Also! In unserer Nähe liegt eine Stadt namens Linz, welche sich im Altertume mit Andernach nicht vertragen konnte. Die Linzer hatten einst einen Überfall geplant und hätten auch schon Andernach überrumpelt, wenn nicht eben jene 2 Bäckerjungen, die frühmorgens Brod austrugen, die Stadt alarmirt hätten, wodurch die Feinde zurückgeschlagen wurden. Zum Dank dafür hat man diese beiden in Stein gehauen, um ihr Andenken der Nachwelt überliefern zu können. ..... Ich verbleibe mit 10000000000000000 Grüßen und Wünschen zum neuen Jahre, auch an Herrn Paragraf und Muffy Dein ewig treuer Freund.

* * *

[Victor v. K.hl-K.hl.n.gg, Berlin.]

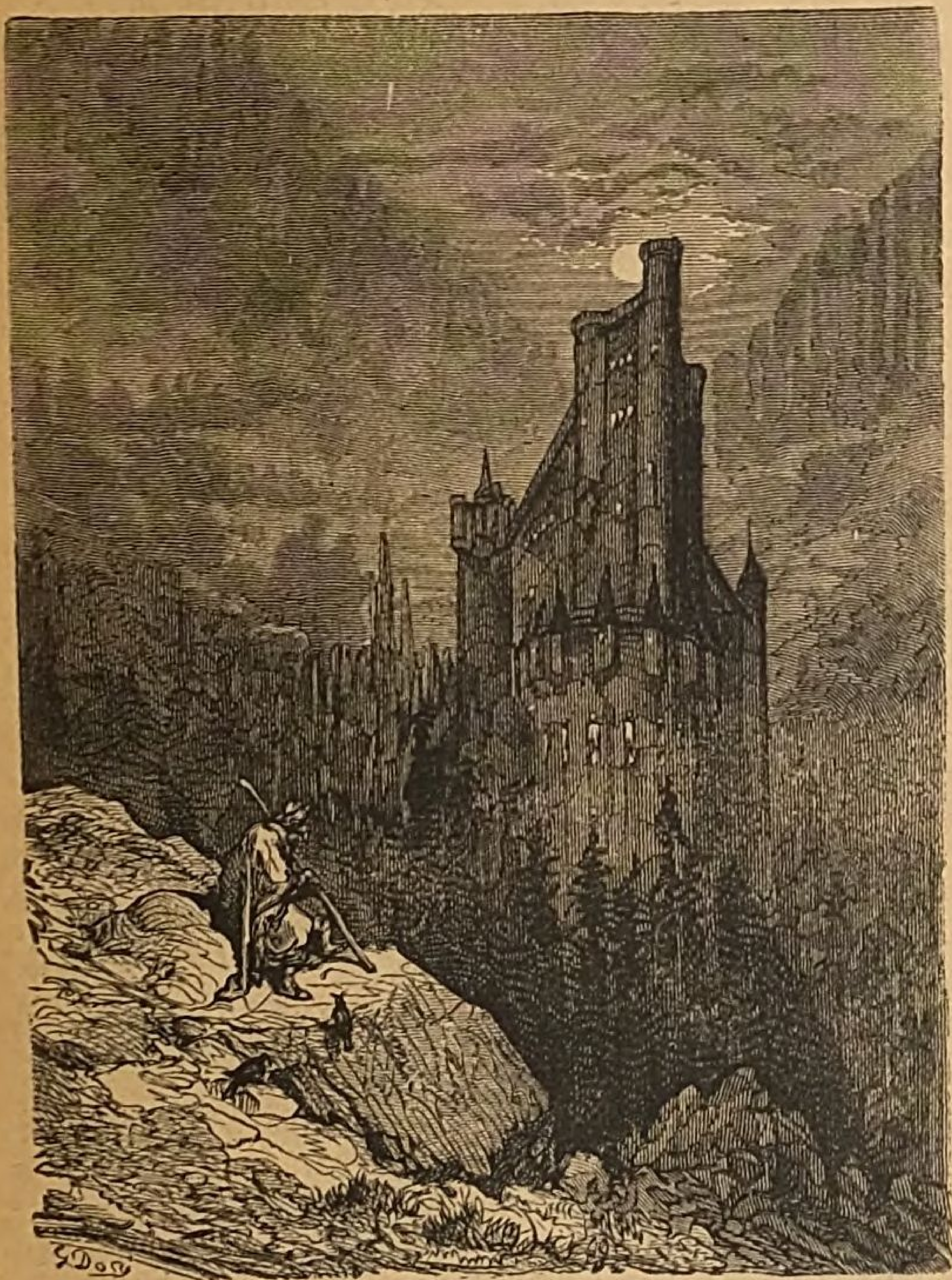
Tief unten im Thale stehen Burgen gar stolz
Mit verfallenen Türmen, mit Dächern von Holz.
Vergangen ist alle gewesene Pracht,
Der Tag ist vorüber, herein bricht die Nacht.

Und im ersten Schlosse von allen den Reih'n
Sitzt traurig ne Jungfrau im nächtlichen Schein.
Sie spielt eine Harfe, sie singet ein Lied,
Sie spielet so herrlich im Mondschein-Gebiet.

Sie singet und spielet von vergangener Lust,
Manch schwermütiger Seufzer entringt ihrer Brust.
Sie war einst Prinzessin, sie trug Hermelin,
Doch jetzt ist's verschwunden, die Pracht ist dahin.

Der Raubritter.

Von M. Reymond.



Seht ihr das Schloß im Mondenschein
Hoch aus der Waldschlucht ragen?
So war zu schau'n der Greifenstein
In seinen jungen Tagen!
So reckte er kühn sich empor
Und hielt die Wacht am Felsenthor,
Durch welches sich zum Berg hinan
Die Heeresstraße brach die Bahn.

Und in dem stolzen hohen Schloß
Lag hinter fester Mauer
Herr Diebold Schnapp mit seinem Troß
Beständig auf der Lauer.
Ob rings im Land auch Frieden war,
Er hielt mit seiner Reis'gen Schar
Gestiefelt und gespornt zum Streit
Um jede Stunde sich bereit.

Doch kam auf Greifenstein die Wacht
Dem Frieden nicht zu nutze;
Sie diente gegen Feindesmacht
Der Landmark nicht zum Schutze.
Nicht auf der Ehre blut'gem Feld
Erwies Herr Diebold sich als Held;
Die „hohle Gasse" war der Plan,
Auf dem er sich hervorgethan!

Was eine „hohle Gasse" ist,
Wird der und jener fragen;
Und wenn ihr's aus dem „Tell" nicht wißt,
So muß ich's wohl euch sagen:
Wenn, rings von Felsen eingeengt,
Die Straße durch die Schlucht sich zwängt,
Daß man nur vor- und rückwärts kann,
Nennt dieses „hohle Gasse" man.

Der Greifensteiner Engpaß war
Solch eine hohle Gasse,
Und Diebold lag mit seiner Schar
Darinnen auf der Passe;



Und kam ein Wanderer daher,
Dem es gebrach an Schutz und Wehr,
Hat Diebold flugs ihn abgefaßt
Und ihm erleichtert seine Last.

Als Straßenraub bestraften wir
Solch ein Verbrechen heute;
Doch damals war die Raubbegier
Ein Vorrecht feiner Leute;
Sie raubten mit verwegner Hand,

Und alles, was er nannte sein,
Durch frechen Raub erstritt er.
Weh dem, den er ins Garn bekam!
Nicht nur, daß er ihm alles nahm,
Er sperrte ihn noch obendrein,
Bis Lösgeld kam, im Zwingturm ein.

Als eines edlen Ritters Sohn
War Diebold Schnapp geboren;
Doch hatte seinen Vater schon



Entehrend so den edlen Stand,
Den sich mit rotem Herzensblut
Erkauft der Ahnen Heldenmut.

„Raubritter“ hießen diese Herr'n,
Des Adels faule Glieder;
Sie ließen sich besonders gern
An solchen Straßen nieder,
Auf denen von der Fremde her,
Mit Gut und Geld beladen schwer
Und Raritäten allerhand,
Die Krämer zogen heim ins Land.

Herr Diebold Schnapp von Greifenstein
War solch ein schlimmer Ritter,

Als Knabe er verloren.
Die Mutter aber sah mit Lust,
Wie sich der Knabe kraftbewußt
Hingab dem blut'gen Waffenspiel
Als seines Strebens einz'gem Ziel.

Bald nahm er's auf in Hieb und Stoß
Mit Rittern und mit Knappen,
Und tummelte gar kühn sein Roß,
Den ungestümen Rappen.
„O Diebold, lieber Diebold mein,
Du wirst dereinst mein Schützer sein!“
So sprach die Mutter stolz und froh,
Doch leider, leider kam's nicht so!

Denn Diebold ward ein harter Mann
Und wußte nichts von Liebe!
Ein wildes Leben er begann
In bösem Herzenstriebe.
Und wenn die Mutter in ihn drang,
Zu ändern seinen Lebensgang,
Der Unmensch kein Gehör ihr lieh
Und kränkte so gar bitter sie.



Als er Gebieter ward allein
In seinem stolzen Schlosse,
Da hauste auf dem Greifenstein
Er wild mit seinem Trosse.
Er schritt einher in stolzer Pracht
Und dünkt' ein König sich an Macht;
Doch scheu vor ihm ein jeder floh,
Und nie ward er des Lebens froh.

Nur wenn ein Raubzug ihm gelang,
Herr Diebold baß sich freute,
Denn seines Herzens Hang und Drang
Ging stets nach reicher Beute.
Dann gab es in dem Felsennest
Gar manches tolle Freudenfest,
Und edler Wein in Strömen floß,
Doch saß zu Gaste nur der Troß.

Kein Edler hätt' dem Greifenstein
Erwiesen je die Ehre,
Daß er zu einem Becher Wein
Dorthin gekommen wäre.
Denn längst war mit des Kaisers Acht
Der böse Diebold schon bedacht;
Nur war das Reich zu schwach, um ihn
Zu strenger Strafe auch zu zieh'n.

Denn Herren gab's erschrecklich viel
Im deutschen Reichsverbande,
Und jeder trieb, was ihm gefiel,
In seinem kleinen Lande.
Da gab's um jede Kleinigkeit
Bald da, bald dorten blut'gen Streit,
Und mancher hob das Schwert zum Streich
Selbst wider Kaiser auf und Reich.

Doch wenn auch manches Jahr verstrich,
Es kam der Tag der Rache:



Getroffen ward der Wüterich
Von hartem Ungemache.
In nächtlichem Gefecht durchstieß
Ein Söldling ihn mit seinem Spieß
Und traf ihn so, daß er dem Tod
Entronnen nur mit knapper Not.

In schwerem Siechtum lag er nun
Durch viele, viele Wochen,
Und mußte harte Buße thun
Für das, was er verbrochen.

Gesund ... zu werden wünschte er,
Um es zu treiben, wie vorher!

Nun aber ward um jene Zeit
Ein Heilquell aufgefunden,
Der seine Kraft insonderheit
Bewährte gegen Wunden.
Es pilgerten von nah und fern
Zur Quelle hin die edlen Herr'n,
Die auf dem Feld der Ehre sich
Geholet manchen Hieb und Stich.



Und als die Wunde ganz und gar
Nach langer Zeit verheilet war,
Da konnt' er nur auf Krücken gehn
Und war ganz kläglich anzusehn.

Die lange Krankheit hatte zwar
Ihn völlig aufgerieben,
In seiner Seele aber war
Der alte Trotz geblieben.
Von Reue zeigt' er keine Spur
Und war bedacht auf eines nur:

Auch Diebold zog zur Quelle hin,
Sobald er's durfte wagen,
Und seine Leute mußten ihn
In einer Sänfte tragen.
Beschwerlich war der Weg zum Bad,
Erschlossen kaum der Felsenpfad,
Der, nur von Kranken aufgesucht,
Sich zog durch eine wilde Schlucht.

Doch war der Reise Müh' und Qual
Von jedem bald verwunden,

Der in der Quelle heißem Strahl
Genesung hat gefunden.
Auch Diebold faßte neuen Mut,
Als unter der getreuen Hut
Das Wildbad endlich er erreicht;
Denn traun! der Weg ward ihm nicht leicht!

Gestützt auf seine Krücken schlich
Herr Diebold nach der Platte,
Wo just die Kurgesellschaft sich
Zum Trunk versammelt hatte.
Am Felsrand saß ein Rittersmann,
Der hob den Blick und rief sodann:
„Was seh' ich? Sollt' es möglich sein?
Das ist der Schnapp von Greifenstein!“

Und alle sah'n verwundert auf,
Den neuen Gast zu schauen;
Es stockte rings der Rede Lauf,
Und Diebold faßt' ein Grauen;
Denn aller Blicke trafen ihn,
Und keiner ihm gewogen schien;
Und waren sie auch siech und wund,
Sie waren mächtig doch im Bund!

Voll Zorn und Abscheu blickten sie
Auf Diebold, den Verwehmten,



Und einer von den jüngsten schrie:
„Ei, seht den Unverschämten!
Was nützt des Kaisers Acht und Bann,
Wenn solch ein Schelm es wagen kann,
Mit dreister Stirne freventlich
Zu mischen unter Edle sich?“

Und drohend hob die Faust der Gast,
Als wollt' er Diebold greifen,
Der stumm und scheu, ja flehend fast,
Die Blicke rings ließ schweifen.
Ein andrer aber aus der Schar,
Ein edler Ritter, grau von Haar,
Trat schnell beschwichtigend herbei
Und mahnte: „Gebt den Unhold frei!

Was wollt ihr den geschlagnen Mann
Dem Henker übergeben;
Ihn traf des Himmels Acht und Bann
Und ließ zur Pein ihn leben.
So lebe denn — doch weiche schnell
Hinweg von diesem Gnadenquell!
Wohl heilt er tapfrer Krieger Weh,
Doch Räubern fließ' kein Tropfen je!“

* * *

Das ist vom Greifenstein das Lied,
Der längst in Schutt vergangen;
Herrn Diebolds Rüstung aber sieht
Man im Museum prangen,
Und mancher starrt voll Ehrfurcht hin
Und denkt: ‚Da stak ein Held wohl drin!‘
Ihr aber wißt es besser jetzt
Und wißt, wie Helden ihn geschätzt!

Plauderecke des Kalendermanns.

Diesmal, meine lieben Kinder, erledigte der Km. einen großen Teil der Kalenderarbeit im Süden, im schönen Land Italien, wohin, wie ihr ja wißt, schwerer Krankheit halber, welche in seiner Familie ausgebrochen war, der Km. zu gehen genötigt gewesen. Und weil der Km. gar oft infolge dieser Reiseveranlassung traurig war, mußte er, um sich die Arbeit zu erleichtern, vor allem suchen, sich aufzuheitern. Dazu nahm er denn die vielen, vielen Kinderbriefe hinunter in seinen Garten, um in schöner Umgebung sein Leid etwas zu vergessen und soviel wie nur möglich in all' den kleinen und großen Freuden seiner Freunde und Freundinnen aufzugehen, Freuden aus der Kinderwelt, wie sie in den Briefen mannigfach sich widerspiegeln. Da saß der Km. denn in den Wintermonaten täglich auf einer Bank im Garten; vor ihm breitete sich das Mittelländische Meer aus, tiefblau mit kleinen silberglitzernden Wellen, und wenn der Km. nachdenklich die Augen aufschlug, so trafen seine Blicke den hellen freundlichen Himmel, und oft wünschte sich der Km. seine lieben Freunde und Freundinnen herbei, auf daß sie die Pracht in der Natur mitgenießen könnten. Denn alle Tage las er in den Zeitungen, wie kalt und grau es den langen Winter über gewesen in seiner Heimat und all' den übrigen nordischen Ländern, wo seine freundlichen Leser zu Hause. Während es bei euch schneite und fror, las und schrieb der Km. unter blühenden Orangen- und Zitronenbäumen, die mit der Blüte zugleich die goldgelbe Frucht zu Hunderten tragen; Palmen und Aloe ragten in den Himmel hinein und unzählige von Rosen dufteten zwischen grünem Gesträuch. Das war alles so farbenprächtig, das Meer und der Himmel und die Blumen und Bäume, die Luft war so lau und würzig — aber trotzdem durchzog's den Km. oftmals wie Sehnsucht nach der nordischen Heimat, und besonders nach der Krausenstr. 67, wo er jahrelang für euch gearbeitet und sich gemüht. Die Sehnsucht war um so tiefer, als der Km. damals schon wußte, daß er nur einmal noch nach Berlin zurückkehren würde, um dann in einer südlichern Stadt sich niederzulassen. Doch diesen Gedanken durfte der Km. nicht nachhängen, er mußte lesen und herausschreiben aus der Unzahl von Briefen; und er las und schrieb Auszüge, und es wurden immer mehr und mehr. Das war wieder die alte Geschichte vom Raummangel und der Überfülle an Material, und der Km. zerbrach sich den Kopf, welche Briefstellen er nun wohl daraus zum Abdruck bringen sollte. Als er sich nun eine Weile den Kopf zerbrochen hatte und hinausstarrte ins wogende Meer, da schweiften seine Gedanken wieder der fernen Heimat zu, und plötzlich durchfuhr ihn eine glückliche Idee. Im Geiste sah er Walter und Lilli, wie sie an jenem Geburtstagsfeste vor ihm gestanden in der Krausenstr. 67. Ja, das war's, der Km. würde die Auszüge, schön abgeschrieben und überschrieben wie sie waren, mit nach Deutschland nehmen, würde Walter und Lilli zu sich bestellen, und sie sollten eine Anzahl von Briefstellen herausziehen, welche dann zum Abdruck kommen würden. Ja, so sollt' es sein und — so geschah's.

Nach den furchtbaren Erdbeben an der Riviera, von denen ihr alle wohl gehört oder gelesen, flüchtete der Km. an den Genfer See, und als es wieder Frühling wurde, was allerdings dieses Jahr nur im Kalender stand, sonst aber nirgends zu merken war, kehrte der Km. nach Berlin zurück. Und in seiner Arbeitsstube Krausenstraße 67, die jetzt in ein Hotelzimmer verwandelt war, wohnte der Km. wieder auf ein paar Wochen. Eines Tages saß er vor einem Stoß Briefauszüge, einige Hundert an der Zahl, und zur Rechten thronte auf einem hohen Sessel Walter, sein Neffe, und zu seiner Linken Lilli, seine niedliche Nichte. Feierlich und ernst schauten die beiden Kinder auf ihren Onkel; sie waren sich der großen Ehre wohl bewußt, zu der sie ausersehen worden. Walter hatte sich zu der bevorstehenden Arbeit eine Lederschürze über den schönen Matrosenanzug gebunden, Lilli eine weiße, gestärkte Schürze über das dunkelrote Kleidchen angezogen. Da frug Walter mit leiser Stimme, um den Ernst des Momentes nicht zu stören, ob ihre Gespräche im 88er Kalender abgedruckt würden, wie vor einem Jahre im 87er Kalender. Der Km. aber verneinte, denn das würde ihm ja wieder von dem so kostbaren und unentbehrlichen Raum wegnehmen. Beinahe alle Kinder baten den Km., ja recht, recht viele Briefe in der

Plauderecke abzudrucken. Deshalb will der Km. ihren Wunsch erfüllen, so weit es geht, und möglichst viel Auszüge bringen und möglichst wenig selber dreinreden.

So waren denn auch Walter und Lilli mäuschenstill, begannen zu ziehen und zählten mit dem Km. bei jedem Zettel, den sie zogen. Als es eine erkleckliche Anzahl war, sprach der Km.: „Halt, für mehr ist kein Platz in der Plauderecke, halt, halt!“ Und Lilli und Walter sprangen von ihren Stühlen, zogen die Schürzen aus, klatschten in die Hände, und riefen voll Freude und Stolz: „Jetzt haben wir aber dem Kalenderonkelchen schön bei seiner Plauderecke geholfen! hurrah! hurrah!“ Und so folgen denn hier der Reihe nach die Briefstellen, wie sie der Km. in San Remo ausgezogen und überschrieben. Um mit meinem beschränkten Raume auszukommen, habe ich hinter den Namen durch eine kurze Rubrik oder sonstige Bemerkung immer gleich angedeutet, was etwa auf den betr. Brief zu sagen wäre. Walter und Lilli habe ich alles noch am Ziehungstage zum Dank für ihre Mithilfe vorgelesen, und die beiden Kinder fanden es ‚ganz reizend und entzückend‘ und unterhielten sich köstlich dabei. So hoffe und wünsche ich, daß die Auszüge auch euch allen, ihr meine lieben Freunde und Freundinnen, gefallen möchten.

Und nun also:

*

[Katharina H.rrm.nn und Margarete Sch.ltz, Sagan.] Wunsch leider unmöglich zu erfüllen, da der Km. vom Oktober 1886 bis zum Mai 1887 nicht in Berlin war. Morgen ist nun der Geburtstag des Kaisers und wird in Berlin Alles sehr schön geschmückt sein. Sie gehen morgen gewiß auch an das berühmte Eckfenster des Kaisers und richten ihm auch von uns die herzlichsten Glückwünsche aus.

*

[Dorothea Gl..ck, Reinfeld.] Netter Bericht über die S. 63 des 86er Sommerhefts erwähnte Feier. Am Polterabend wurden sehr hübsche Stücke aufgeführt. Ich war ein Bäckerjunge und Hedwig ein Bauermädchen. Onkel Paul traute das Brautpaar. Die Kirche war wunderhübsch ausgeschmückt und es war prachtvolles Wetter. Wir waren alle sehr vergnügt. Dienstag reiste Onkel Hans ab, und wir fuhren alle, Mutter, Schwester Käte 20, Schwester Elisabeth 19 Jahre, die Cousinen Ernestine 20 und Lydia 19 Jahre alt, und Hedwig und ich, bis Schievelbein mit. Als der Zug kam rief Hänschen: Lin, Lin, und adö, adö, auf Wiesehn, auf Wiesehn. Er ist zu niedlich. Die meisten Gäste sind schon fort, es sind bei Paul noch die Großeltern und Tante Antonie, bei uns noch Lydia und Ernestine. Mittwoch war Tante Mariens Geb., nächsten Mittw. ist Kätens, über 8 Tage Mutters Geburtstag.

*

[Johanna und Julie M.d.rsp.ch, Orawicza, Süd-Ungarn.] Zwillinge, die auch beide gleich hübsch schreiben. Nun muß ich Dir noch erzählen, daß unser Kanarienvogel 3 blaugraue Eierchen mit braunroten Tüpfeln im Nestchen hat, es ist so herzig, wenn die Vogelmama ihre Flüglein darüber breitet, wir freuen uns schon auf die netten Jungen, wenn Berlin nicht gar so weit wäre, würden wir Dir eins schicken.

*

[Max G..b.l, Trebnitz bei Breslau.] Wegen Alters auf den 85er Kal., S. 131 links, Z. 14 v. unten zu verweisen. Du wirst Dich wundern, daß ich 17 Jahre alt mich so über die Kindergeschichten freue! Ja wenn sie aber so schön sind. Ich könnte niemals genug lesen. Alles ist herrlich.

*

[Therese H.rm.nn,*) Baden-Baden, Lichtenthalerstr. 57.] Du oder Sie? — Hoffentlich nimmst Du einem so alten und großen Mädchen nicht übel, daß es noch „Du“ zu Dir sagt. „Sie“ würde aber so steif klingen und deßhalb bleibe ich beim Alten.

*

[Hans R. ss, Rambeltsch bei Hohenstein (Westpr.), geb. 18. Dez. 78] Allerlei. Mutter Vater und Tante Clara sind zu unserm Nachbar Weigle gegangen dessen Frau hat Geburtstag. Uns haben sie nicht mitgenommen ..... Ich schreibe jetzt auf unsrer Veranda.

*

[Gerhard Br.., Breslau, Museumstr. 9.] Geschickter Knabe: fabricirt Eier und kocht

---

*) „Ungefähr 1 Meter 70 cm hoch und 14 Jahre alt.“

sie dann. Ich hatte bald das Ei des Kolumbus gemacht und nach den Kochrezepten gekocht.

*

[Margarete L.mm.rh.rt, Einbeck, Markt s21. 22.] Glückliche Schwester. Es macht mir immer Spaß wenn ich mit meinen Eltern und meiner Schwester „Hansel schluck" spiele, leider ist meine Schwester immer Hansel schluck und wir andern bekommen nichts.

*

[Anna M.ld.nh...r, Schleswig, Lollfuss.] Rätsel. Ich tusche sehr gern, und wenn Du vielleicht in Verlegenheit bist, weil die Bilderbogen noch nicht angetuscht sind, so kannst Du sie mir senden, ich werde sie Dir gerne antuschen. Ich habe mich sehr darüber gefreut, daß man auch Rätsel einschicken kann, soll ich Dir ein paar ausgedachte nennen?

Mit T ist's zu finden auf dem Lande,
Mit S steht's am Gebirges Rande,
Mit H kratzt es im Sande.

Tanne — Senne — Henne.

Mit „r" eine Stadt,
Ohne „r" ein Tier.

Schwerin — Schwein.

*

[Elinor K.rth, Riga, Weidendamm 7.] Dankenswerte Auskunft.... Auch las ich in der Plauderecke den Brief eines kleinen Mädchens, in welchem sie folgendes an dich schrieb: „Meine kleine Puppe wird zu meinem Geburtstag ein Batschenkind." Und da auch ich nicht wußte, was ein Batschenkind ist, fragte ich eine Tante von mir, die nämlich aus Wien ist, was ein Batschenkind bedeutet. Dieselbe sagte mir, es wäre ein kleines Kind welches noch in einem Steckkissen liegt. Das Steckkissen heißt nämlich Batsche auch wird das Einwickeln selbst einbatschen genannt.

*

[Hedwig K..fm.nn, Königsberg i. Pr.] Unbegründete Befürchtung. Also nun bekommen wir im nächsten Jahr wohl keinen Kal., da Du nach dem Süden fahren willst?

*

[Marie Schr..b.r, Berlin, Yorkstr. 9.] Rätsel, selbst ausgedacht: Weich wie ne Feder, gern hat mich jeder Abends spät wenn er zur Ruhe geht. Bett.

*

[Karl O., Reval, Breitestr. 60.] Antwort: Seite 68. Ihre Meldung: Märchen Mohr werde nicht mehr im Kal. erscheinen, erstaunte mich so, daß ich gleich zum Papier und Feder griff, um nach der Ursache zu fragen.

*

[Marie L.nh.rtz, Annaburg.] Doppelte Weihnachtsfreude durch den Schneefall. ... so daß auch die Weihnachtspackete nicht zur rechten Zeit ankamen, dadurch hatten wir dann aber die Freude einer öfteren Bescheerung. Mein 8 jähriger Bruder Otto hat zu Weihnachten einen Sattel für seinen Ziegenbock bekommen, worüber er sich mehr freute als über die vielen anderen Sachen. Wenn er aber den gesattelten Bock besteigen wollte, legte sich derselbe hin und warf den Reiter in den tiefen Schnee.

*

[Flora B.rgm.nn, Liegnitz, Breslauerstr. 10.] Fleissige junge Dame. Ich habe eine gute Censur bekommen, da hat mir mein Papa 10 Pf. gegeben und nun schreibe ich an meinen lieben Km. ....

*

[Johannes H.mp.l, Leipzig, Glockenstr. 15.] Der Storch als Vorgänger des Km's. Ich habe blos einmal an den Klapperstorch, sonst noch keinen Brief geschrieben.

*

[Friedrich Sch.ll.r, Zürich, Trittligasse.] Schreibt wie immer nett u. anschaulich. ... Weil ich jetzt gerade vom Geburtstage schreibe, so will ich Dir auch mittheilen, was ich bekommen habe: Ein Hemd, in welchem beide Ermel mit Nußen gefüllt waren, von l. Tante. Ganz viel Schreibpapier und Couverte, auf welchem ich gerade Dir schreibe, von meiner lieben Mutter. Ein schöner großer Brief, von meinem lieben Bruder Max. 1 Franken von meinem lieben Vater. Ein Brief und ein Bild zusammen gestellt von getrockneten Blumen, von meiner lieben Schwester Hedwig. Ein schöner Schlitten, von meinem lieben Bruder Hans. Von meinem lieben kleinsten Brüderchen Waltherli nebst warmen Kuß 1 Dutzend Laubsägeli, mit denen ich jetzt schaffe. Denn von meiner Mutter habe ich ein großes Brett Laubsägeholz und ein Paar Finken und Schuhe bekommen. Und zum Mittagsschmaus wie alle andern Geschwister zu ihrem

Geburtstag, ein sogenanntes „Plattenmüesli." Nicht wahr, ich kann nicht klagen, daß ich wenig bekommen habe Denke einmal ich „Glücksknabe" habe am Zürcher Knabenschießen den 6. Preis gewonnen. Meine zwei Schüsse waren 24 und 21 Punkt; 23, 24 und 25 Punkt sind Zweck. Da kam bei mir auch das Männlein hervor, welches mit Arm und Bein zappelte. Nachher jubelte alles. Denke denke Dir Km. was ich bekam: Einen schönen seidenen Regenschirm, nebst 5 Franken. Ist das nicht Glück? Ich habe schon sehr viel im Kalenderbuch gelesen, denn es hat viele recht lustige Verse und Geschichten. Hast Du in der Nacht vom 27. Nov. das schöne Sternschnuppenfallen auch gesehen? Wir sind auf die Zinne gegangen und haben mit Vergnügen zugeschaut. O dieser, und der schöne, ja aber der, und da, dort, so ging es den ganze Abend etwa bis 8 Uhr, und in 7 Minuten hat man 100 Sterne sehen fallen können.

*

[Veronika Sch.ltz, Lützowufer 20.] Unsere alte Bekannte, die sich diesmal im humoristischen Fach versucht. Gedicht vom Laubfrosch Herrn Grün. Demselben wird es zu langweilig in seinem Teich, da macht er sich auf die Reise, wo es ihm gar schlecht ergeht.

Denn ein kleiner Junge lief
Mit ihm fort, indem er rief:
„Einen hab ich doch gefangen."
Doch Herr Grün mit großem Bangen
Blickt entsetzten Augs umher,
Und sein Herze ward ihm schwer.
Dort aus einem großen Haus
Guckten viele Buben raus,
Die mit großer Wißbegier
Schauten auf das grüne Tier.
Unser Junge tritt herein,
Und sogleich hört man auch schrein:
„Zeigt er," schallt's schon an der Thür,
„Celsius oder Reaumür?"
 ꝛc. ꝛc.

*

[Erich L.., Magdeburg, Breitestr. 11.] Nette Idee zum Nachmachen für die Kinder. Ich war den ganzen Winter nervenkrank, mir ist die Zeit aber nicht so lange geworden, wie dem Kurt J.hn in Bromberg, der, wie in der letzten Plauderecke steht, gar nichts mehr anzufangen weiß. Ich hatte mir nämlich aus Bücherkatalogen und aus Zetteln von Buchhandlungen die Bilder ausgeschnitten und gesammelt; ebenso machte ich es mit allen andern Bildern, die sonst ganz unnütz weggeworfen wurden.

*

[Gottfriede M...r, Hersfeld.] Beneidenswerter Magen! Ich habe neulich eine lebendige Fliege gegessen. Wie schrecklich nicht wahr? Ich grüße Dich 1000 ><.

*

[Walther N.tsch., Alt-Klücken.] Danke schön für Zigaretten! Der Km. hat leider beim Skatspielen meistens mehr Damen als Buben, und erstere können bekanntlich den Rauch nicht gut vertragen. Fräulein ist Dir sehr dankbar, daß Du uns so ermahnst hübsch gerade zu sitzen. Ich gratuliere Dir noch nachträglich zum neuen Jahr und wünsche Dir recht viele Buben wenn Du bei .... Skat spielst. Sonntag war mein Geburtstag. Da wollte ich Dir eigentlich einige von den Schokoladenzigaretten, die ich bekommen, schicken. Aber hier sagten alle die würden Dir beim Skat doch nicht schmecken. Hättest Du sie geraucht?

*

[Adelheid M.hl.r, Dornbusch bei Drochtersen über Stade.] Seemannskinds Festtage. Wir waren Weihnachtsabend recht traurig. Unser Papa welcher 4 Wochen bei uns war, mußte ein paar Tage vor Weihnachten gerade fort mit seinem Schiff, und wir hatten uns so gefreut, daß er dieses Jahr mal hier war. Wir müssen immer mit Mama allein Weihnachten feiern, und unser Papa ist dann auch gewiß traurig, so allein auf seinem Schiffe unter fremden Leuten zu sein. Er hat gesagt: diesmal blieb er nicht so lange weg, er wollte nur nach Schottland.

Von derselben ferner folgendes: Aus der Schule. Neulich hat der Lehrer hier in der dritten Klasse gefragt warum Petrus bei der Nacht gefischt hätte? Ein kleiner Knabe hat geantwortet, weil Patz ihn nicht kriegen sollte. (Weißt Du auch wer Patz ist? Unser Gensdarm hier.)

*

[Fritz Schr.th, Berlin, Steglitzerstr. 85.] „Auch Fritz!" — aber hoffentlich ein Geradkopf! Fritzchen Querkopfs Bilder A.B.C. macht mir viel Spaß ich kenn es bald auswendich.

Ich heiße auch Fritz ich habe zwei ältere Brüder die nennen mich immer Fritzchen Querkopf. Meine Mutter war so gut und hat uns Wollreste gegeben zu dem Ball, welcher im Buche beschrieben ist. Ich habe einen kleinen Ball gemacht mein älterer Bruder hat einen großen Ball gearbeitet der ist aber viel größer als der meinige. Und die Geschichten die darin stehen gefallen mir sehr gut.

*

[Elfriede .nd.rs.n, Breslau, Zwingerstr. 8, II. Etage.] Wohlthuende Teilnahme Leider hörte ich aus dem Kalender, daß Du wegen Krankheit nach dem Süden gehen mußt; aber hoffendlich bist Du über Weihnachten noch zu haus gewesen, denn die Deinen werden wohl sehr gebangt haben. Die Ursache des Briefes ist, das ich Dir mein lieber guter Km. zum Neujahr gratuliren will, den ich glaube ein Brief macht Dir mehr Freude als eine Karte. Ich wünsche Dir recht viel Glück, Freude und das es mit Deiner Krankheit recht bald wieder gut sei, und Du bald wieder zurückkehren kannst.

*

[Oscar Schm.tz, Frankfurt a/M.] Junger Naturforscher. Ich bin, wie Du und vieler Deiner Briefsteller, ein großer Tierfreund und habe mit Beginn dieses Jahres eine zoologische Sammlung angefangen, die jetzt schon etwa 200 Gegenstände enthält. Sie besteht hauptsächlich aus Conchylien, außerdem habe ich den Schädel des Homo sapiens und viele andere. Ich habe auch Interesse für Geologie und Botanik. Das Herbarium, welches meiner Schwester und mir gehört, besorgt Hedwig (denn so heißt meine Schwester), während ich, wie oben gesagt die zoologische Sammlung, die auch Gemeingut von uns beiden ist, besorge. Wir ordnen alles nach dem Linnéschen System. Wir haben in der Schule wöchentlich nur zwei Botanikstunden, in denen wir Pflanzen gezeigt und erklärt bekommen. Ich mache mir in der Schule Notizen. Zu Hause schreibe ich aber dann alles in gesetzter Rede in ein dickes Heft, das ich wie einst Lonicer „Herbarius“ überschreibe. Auch sind einige Illustrationen dabei. Wenn ich meine Schularbeiten fertig habe, studire ich in meinen naturwissenschaftlichen Büchern.

*

[Fritz v. W.rd.r, Darmstadt.] Gärtner und Jäger. Ich habe von unserm Hauswirt ein Stück Land geschenkt bekommen und ich will einen Teil davon mit Walderdbeeren bepflanzen und bin gestern in den Wald gegangen und habe welche geholt, und als ich wieder nach Hause ging — ich ging durch ein Dickicht — huschte etwas vor meinen Füßen und wie ich näher zusah, sah ich zwei Eidechsen davon huschen, ich machte Jagt darauf und hätte die eine beinah gehabt aber sie war zu schnell dazu und ich bekam sie nicht.

*

[Alexander Schw.nk., Neisse, Mittelstr. 19b.] Auf die Schlussfrage muss ich doch wohl antworten: ‚O bitte!‘ Nicht wahr? In Deinem Kalender fand ich hinten in der Tasche das schöne Spiel das habe ich sogleich zurecht gemacht, nämlich auf Pappe geklebt und hinten auch mit rotem Papier, damit die Pappe nicht gesehen wird. Eine Zigarrenschachtel von Papa habe ich in dann in 3 Fächer eingeteilt und das Spiel hineingethan. Der Kalender ist doch ein famoses Buch, nicht wahr?

*

[Matthias Felix R..nf.ld, Friedrichstadt i. Russl.] Einer der hübschesten Briefe, die ich erhalten habe, weil besonders herzlich und natürlich. Ich danke dir sehr, mein lieber Matthias. Mein sehr lieber Kalendermann! Du hast lieber Kalendermann Deinen Matthias durch den Kalender von 1885 sehr erfreut die Geschichte von den Esel Tabs war herrlich. Ich bin auch Sachsen uhrsprünglich und wäre gern nach Berlin zu dir gefahren wenn nicht mein Uhrgroßvater oder Uhruhrgroßmutter in Russland gezogen währe. Ich sehe oft auf der Landkarte wo du wohnst. Ich möchte Du kannst mir sicher glauben zu Dir fahren und dir helfen wenn ich so viel Geld haben würde. Ich gehe in der Friedrichstädschen Alexander-Kreisschuhle zur Schuhle und bin Terzianer; im Ganzen sind vier Klassen ich lerne Singen, Schreiben, Rechen, Geometrie, Weldgeschichte, Biebelschegeschichte, Geographie, Katichismus, Zeichnen, Geometrischeszeichnen, Ruschischesprache, Deutscheschprache, Deutsch- und Ruschisch-Dicktat und Lesen, Nathurgeschichte, Aufsats, Ruschischenathurgeschichte, Gedicht und Turnen. Papa

beizuschaffen. Ich schreibe Dir noch direkt, meine kleine Freundin.

Lieber Kalendermann!

Sie werden doch gewiß nicht schelten daß ich Ihnen schreibe, denn als ich Ihren hübschen Kalender las, fand ich Ihre Plauderecke, wo Sie sich immer sehr freuten, wenn Sie einen Brief erhielten. Da ich nun gerade große Lust zum Briefschreiben habe, so erlaube ich mir, an Sie zu schreiben. Ich habe noch 4 Schwestern, welche alle älter sind als ich. Außer Gertrud, welche Ihnen auch schreibt. Wir wohnen in einer kleinen Stadt, in Labes, wo nichts neues und hübsches vorkommt, was ich Ihnen schriftlich erzählen könnte. Mein Papa ist Postmeister; wir wohnen oben, und die Post ist unten. Unser Haus ist nämlich nur 1 Stock hoch. Wir haben aber 3 Böden, auf denen wir im Sommer immer so hübsch spielen. Weil nun der zweite Boden der größte und höchste ist, so haben wir uns auf diesem eine Schaukel anbringen lassen. Wir wohnen aber erst zwei Jahre hier, denn vorher haben wir in Stettin gewohnt. Wir haben hier aber einen sehr hübschen Wald, welcher das Hainholz genannt wird. Weil wir nun leider keinen Garten haben, so besuchen wir oft dieses Hainholz; es hat 3 Stunden im Umfang. Wenn es recht hübsches Wetter war, fuhren wir oft nach dem naheliegenden Dorf Stramehl, wo wir im Gasthaus abstiegen und Kaffe tranken. Dann gingen wir in den Buchenwald, welcher sich dort befindet, und spielten. Jetzt ist es aber Winter, und da können wir nicht mit dem offenen Wagen fahren; aber wenn schöner Schnee liegt, dann fahren wir auf dem großen Schlitten spazieren. Nun kommt bald Weihnachten, in dieser Zeit muß man fleißig arbeiten, um doch jedem ein hübsches Geschenk zu machen. Aber, lieber Kalendermann, für Papa weiß ich kein Geschenk, denn wenn ich Papachen bitte, er möchte doch auch einen Wunschzettel schreiben, dann sagt er stets: „Ich habe keine Zeit, oder, ich habe keine Wünsche.“ Schenken muß und will ich Papa doch etwas. Da ich nun schon so viel darüber nachgedacht habe, und mir auch gar nichts Hübsches einfallen will, so bitte ich Sie darum mir denken zu helfen, denn Sie wissen doch besser wie ich, woran Herren eine Freude finden. Da ich annehme, daß Sie die Blumen ebenso gern haben wie ich, sende ich Ihnen einen Gruß aus unserm Hainholz. Doch nun muß ich aufhören, denn ich habe Ihnen jetzt mein ganzes Herz ausgeschüttet. P. S. Sie haben Rätsel aufgegeben, da möchte ich es auch einmal versuchen, indem ich Sie mein Alter raten lasse.

*

[Fridericus H..sch.ld, Frankfurt a/M., Taunusstr. 13.] Einladung. Mein Vater ist Gymnasiallehrer und Prediger. Du könntest uns eigentlich einmal besuchen, wir wohnen gerade an der Mainweserbahn, wo Du von Berlin her ankommst. Meine Schwester, mein Bruder und ich schlafen in einem Zimmer und ich muß abends im Bett immer Deine Geschichten erzählen. Ich stelle Dich mir so vor: ein alter Herr mit Brille, weißem Haar und freundlichem Gesichte, wie mein Großvater.

*

[Wilhelm B.ck.r, Koblenz.] Familienzuwachs und Einladung. Denke Dir jetzt endlich hat der Storch mir ein kleines Schwesterlein gebracht, welches sehr lieb ist. Bitte besuche mich einmal

*

[Elisabeth u. Heinrich Gr..n. Frankfurt a. M., Koselstr. 12.] Hübsches Gedicht. Zu solchen Mitarbeitern darf der Km. sich — und den Mitarbeitern selbst gratuliren. Wie es gestern morgen so arg geschneit hat daß man gar nicht spazieren gehen konnte, habe ich wie in der Geschichte Ein Klingklang auf der Spielbank, mir noch weiter Verschen ausgedacht und ganz allein auch die Bilder dazu gemalt; ich schicke Dir was ich fertig gebracht habe und mußt Du gewiß darüber lachen.

Ist der Schnee nicht weiß wie Schaum
Ja der Schnee ist weiß wie Schaum
Ist das nicht ein Gummibaum
Ja das ist ein Gummibaum.
Weiß wie Schaum Gummibaum
O Du schöner Gummibaum.

Ist das nicht ein Rosenstock
Ja das ist ein Rosenstock
Ist das nicht ein Ziegenbock
Ja das ist ein Ziegenbock.
Rosenstock Ziegenbock
Weiß wie Schaum Gummibaum
O Du schöner Gummibaum.

Ist das nicht ein kleiner Kahn
Ja das ist ein kleiner Kahn

Ist das nicht ein Gockelhahn
Ja das ist ein Gockelhahn.
Kleiner Kahn Gockelhahn
Rosenstock Ziegenbock
Weiß wie Schaum Gummibaum
O Du schöner Gummibaum.

Ist das nicht ein klarer Bach
Ja das ist ein klarer Bach
Ist das nicht ein Ziegeldach
Ja das ist ein Ziegeldach.
Kleiner Kahn, Gockelhahn
Rosenstock Ziegenbock
Weiß wie Schaum Gummibaum
O Du schöner Gummibaum.

Ist das nicht ein kleiner Zwerg
Ja das ist ein kleiner Zwerg
Ist das nicht ein hoher Berg
Ja das ist ein hoher Berg.
Kleiner Zwerg hoher Berg
Klarer Bach Ziegeldach
Kleiner Kahn Gockelhahn
Rosenstock Ziegenbock
Weiß wie Schaum Gummibaum
O Du schöner Gummibaum.

Ist das nicht ein großes Haus
Ja das ist ein großes Haus
Ist das nicht 'ne kleine Maus
Ja das ist 'ne kleine Maus.
Großes Haus kleine Maus
Kleiner Zwerg hoher Berg
Klarer Bach Ziegeldach
Kleiner Kahn Gockelhahn
Rosenstock Ziegenbock
Weiß wie Schaum Gummibaum
O Du schöner Gummibaum.

*

[Manon D.pr., Leipzig, Baierschestr. 9.] Das M. wunderbar schön, wie „gestochen" schreibt, wusste ich schon, aber dass sie auch so nette Verse macht, war mir noch unbekannt.

Frühlingslied.

1. Der Winter ist vergangen,
Mit ihm der Schnee, das Eis,
Der Lenz hat angefangen,
Die Erd ist grün, statt weiß.

2. Der Kuckuck und Schneeglöckchen,
Die Frühlingsboten sind,
Verkünden uns den Frühling
Mit seiner Pracht geschwind.

3. Der Wald erwachet wieder,
Die Wiesen werden grün,
Die Vögel singen Lieder
Und Frühlingsblumen blühn.

4. Die Bienen all erwachen
Aus ihrer Winterruh,
Auf allen Wiesen lachen
Viel Blumen ihnen zu.

5. Im Teiche wird es munter,
Die Fischlein zeigen sich,
Auch quaket schon mitunter
Der Frosch ganz fürchterlich.

6. Das flinke Eichhorn springet
Von Baum zu Baum ohn' Rast,
Indes sich's Vöglein schwinget
Jubelnd von Ast zu Ast.

7. Das Wetter schön und milde,
Die Mücken spiel'n in der Luft,
Und her von dem Gefilde
Strömt der Blumenduft.

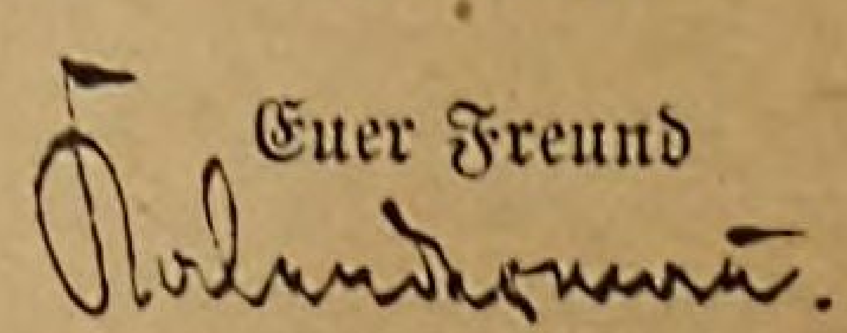
8. Die Menschen alle eilen
Zur Frühlingsluft hinaus,
Niemand will länger weilen
Im Zimmer und im Haus.

9. Da, wo die Vöglein singen,
Und wo die Blümlein blüh'n,
Kann jeder lustig springen,
Jauchzend in's Weite ziehn.

10. Der Frühling ist ein Geber,
Er spendet jedem gern.
Doch alles zu verdanken
Wir haben: Gott, dem Herrn.

Mit diesem stimmungsvollen Gedicht nehme ich für diesmal Abschied von Euch, liebe Kinder, und hoffe auf fröhliches Wiedersehen im nächsten Kalender. Wie viel u. wie viele ich weglassen mußte — es kann niemanden mehr leid thun, als mir selbst. Wie früher, kann ich Euch immer wieder nur bitten, dies einzusehen. Soweit ich kann, werde ich das Unterlassene später nachholen; wo es mir nicht möglich ist, seid Ihr darum doch von meinem aufrichtigen Dank überzeugt. Nicht wahr, liebe Kinder? Euch alle herzlich grüßend

Euer Freund





. . . . In diesem Augenblick ging die Thür auf und die Köchin trat herein. Sie war so müde, so müde! Sie gähnte erst einige mal ganz laut, dann reckte sie sich und rieb sich die Augen; sie hatte ja heute ungewöhnlich früh aufstehn müssen, da Waschtag war . . . . (Zur Erzählung: „Der Besen" von Wilhelm v. Gern.)

Deutscher Kinder-Kalender auf das Jahr ...

Bd.: 6.

1888